



Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Vierter Band.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1876.

Von Ravenna bis Mentana.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Dritte Auflage.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1876.

An

Herrn Tommaso Gar

in Venedig.

Ich sende Ihnen, lieber Freund Gar, diesen Band mit dem Wunsche, daß Sie sich dabei an unser Zusammensein in Florenz, Neapel und Venedig erinnern mögen. Auch wünsche ich Ihnen zu sagen, daß ich der Liebenswürdigkeit eingedenk bin, mit der Sie mir stets entgegengekommen sind, zumal in dem venetianischen Archiv, diesem unvergleichlichen Monument weltumfassender politischer Thätigkeit und diplomatischer Weisheit des wunderbarsten aller Staaten Italiens — und diese große Schatzkammer konnte keinem um-

sichtigeren Verwalter anvertraut werden, als Ihnen selbst.

Wie fand ich Ihr Vaterland, als ich es am 19. April 1852, in Venedig, zuerst betrat! Und wie zeigt sich dasselbe heute in einer fast unbegreiflich schnellen Metamorphose umgestaltet! Was vor kaum 12 Jahren Patrioten als ein erst in weiter Ferne zu verwirklichendes Ideal erhofften — woran wol Sie selbst, der Zeitgenosse und Gefährte Manins, in den Tagen bitterer Täuschung verzweifelten: das steht jetzt als volle geschichtliche Wirklichkeit da.

Unberechenbare Ereignisse, doch Resultate langer Bestrebungen haben Italien plötzlich frei und einig gemacht. Dieselbe Zeit befreite auch mein eigenes Vaterland aus Ohnmacht und Zerrissenheit, und ließ

es in neuer Herrlichkeit als deutsches Reich erstehen, nach langer und mächtiger Geistesarbeit im Innern, und endlich unter Heldenkämpfen ohne Gleichen in der Vergangenheit, ja unter Katastrophen von so biblischer Größe, daß sie wol noch in der spätesten Nachwelt eine der erhabensten Legenden der Geschichte und ihrer rächenden Nemesis sein werden.

Dieselbe Stunde brach jene Fesseln, in welche die einst notwendige Verkettung durch das Dogma des Reichs und der Kirche beide Völker verflochten hielt. Sie duldeten den Bedingungen der Geschichte gemäß lange fast dasselbe harte Loos, und sie fanden jetzt auch dasselbe Glück. Eine Stunde hat den Haß und die Schuld von Jahrhunderten getilgt, und diese beiden feindlichen Geschwister der Cultur erst von einander national

abgelöst, um sie dann in Thaten des Friedens, so hoffen wir, für immer mit einander zu verbünden.

Die nationale Einheit Italiens und Deutschlands ist ein unermeßliches Ereigniß, welches für beide Völker und wol für die Verfassung der Welt überhaupt eine neue Epoche herbeiführen muß, in deren unabsehbaren Horizont unser freudiger Blick nicht einzudringen vermag. Der Anblick dieses neuen und glänzend aufsteigenden Völkertages ist ein beseligendes Glück. Es ist der herrlichste Lohn für jeden Mann, der die Menschheit und sein Vaterland liebt, und ihnen auf welchem Felde des Wirkens immer seine Mühen gewidmet hat.

Noch stehen manche Kämpfe bevor; zumal Ihrem Vaterlande, wo vielleicht die politischen Thatsachen den innern moralischen Proceß überholt haben, und wo

die schwierigste Frage des Jahrhunderts noch die Form eines quälenden Problems behalten hat. Die Lösung desselben wird das kommende Geschlecht finden, wenn es sich für eine hohe Aufgabe erzieht, welche Italien, nach allem Schönen was es der Menschheit bot, der Welt vielleicht noch schuldig blieb.

Ich grüße Sie, Freund Gar, voll Freude und mit warmen Glückwünschen für dies mir teure Land Italien.

Rom, 27. März 1871.

F. G.



Inhalt.



Ravenna.

1863.



Seit dem August des Jahres 1863 geht die adriatische Zweigbahn von Castel Bolognese nach Ravenna. Man gelangt in diese berühmte Stadt jetzt von Bologna aus über Imola, Lugo und Bagnacavallo in wenig mehr als drei Stunden; und so ist eine der merkwürdigsten Städte des Altertums und Mittelalters, die bisher vom Menschenverkehr abgelegen und in einer nur mühsam erreichten Einsamkeit halb verschollen war, mit dem allgemeinen Leben neu verbunden worden.

Die Städte Italiens stellen fast durchweg die zwei großen Epochen der Geschichte dieses Landes in ihren Denkmälern dar: das römische Altertum und das christliche Mittelalter. Nur Ravenna ist das Monument des Ueberganges aus der einen Epoche in die andere, und deshalb von unvergleichlichem Wert. Das römische Kaisertum in der Zeit seines Falles unter die Germanen, die erste Gründung des germanischen Königtums von Italien auf den Trümmern jenes Römerreichs, die 60jährige Herrschaft der Ostgothen, und die ihr folgende zwei Jahrhunderte umfassende Despotie der Byzantiner, alle diese Epochen haben in jener einen Stadt ihr Theater gehabt, und noch zahlreiche Denkmäler ihrer Geschichte in ihr zurückgelassen.

Wer nach Ravenna kommt und diese Monumente so alter Zeit sieht, Grabmäler des fünften und sechsten Jahrhunderts, Kirchen stralend von Musiven ebenderselben Zeit, wird von ihnen fast so ergriffen wie von den Resten Pompeji's. Und in der That Ravenna ist das Pompeji der gothischen und byzantinischen Epoche.

Die oft fast unversehrte Erhaltung dieser Denkmäler ist einem Wunder gleich zu achten, wenn man sich vorstellt welche wilde und verwüstende Jahrhunderte darüber hingegangen sind. Sie erklärt sich für das frühere Mittelalter aus dem glücklichen Umstand, daß es den Langobarden nicht gelang Ravenna den byzantinischen Exarchen zu entreißen. Erst im Jahr 727 oder 728 vermochte der König Liutprand dort einzuziehen, in einer Zeit also wo diese furchtbaren Krieger bereits von der Cultur gezähmt waren. Weder er noch sein zweiter Nachfolger auf dem langobardischen Tron, Aistulf, vergriffen sich an den Monumenten dieser berühmten Stadt. Nur Classe, eine Vorstadt, mochte durch Liutprand zerstört worden sein.

Lange Zeit war Ravenna Sitz der byzantinischen Verwaltung Italiens, von wo aus das tief herabgekommene Rom wie eine Provincialstadt regiert wurde. Sie genoß daher ab und zu der Fürsorge selbst byzantinischer Kaiser, welche dies Kleinod ihrer italienischen Länder anfangs mit Eifersucht hüteten. Als später mit dem Falle des Langobardenreichs und des Exarchats der Papst in Rom ihren Besitz auf Grund der Pipinischen Schenkungen beanspruchte, erhoben sich gegen diese Ansprüche die Patriarchen oder Erzbischöfe der Stadt. Sie machten sich zu Herren der Romagna, setzten sich an die Stelle der Exarchen, und

behaupteten, in hartnäckigem Widerstande gegen den Primat der römischen Kirche und unter den Privilegien der Kaiser, lange Zeit die Herrschaft über Ravenna. Sie wetteiferten mit den Päpsten und mit Rom, indem sie die ehemalige Kaiser-Residenz vor dem Verfalle schützten und mit immer neuem Schmuck versahen. Diese noch durch Handel mächtige und volkreiche Stadt war daher zweimal die Nebenbulerin Roms, nämlich in der letzten römischen Kaiserzeit und in der ersten Epoche des sich bildenden Papsttums im Sinne der kirchlichen Suprematie.

Die Erinnerungen an so große und tragische Ereignisse des römischen Verfalls und der Völkerwanderung, an die Epoche des Stilicho, Attila, Alarich und Genserich, oder an die Gothenherrschaft, deren unsterbliche Charaktergestalt Theodorich noch das heutige Ravenna zu beherrschen scheint, die Vorstellung ferner von dem Untergange dieser Gothen und ihren gigantischen Todeskämpfen, aus denen Totila und Belisar, Tejas und Narses heldenhaft emporsteigen, sodann das fast mythisch gewordene Dunkel der byzantinischen Epoche unter den Exarchen, welches nur sparsam durch einige Chronisten erhellt wird: alles dies verleiht Ravenna einen Reiz, der mächtig aufregt wenn man sich der Stadt nähert und ihre braunen Türme aus der stillen und sumpfigen Ebene hervorragen sieht.

Wie wird eine solche Stadt aussehen welche das Denkmal solcher Zeiten und Thaten ist? Sie wird finsterer und melancholischer sich darstellen als das hochgetürmte Bologna, welches wir nur eben verlassen haben. Wenn wir nun eintreten, erfahren wir auch hier daß die Wirklichkeit sich zur eingebildeten Vorstellung immer ironisch

verhält, und daß diese eine gewisse Zeit braucht um sich zu reinigen und der reellen Gestalt der Dinge ganz mächtig zu werden. Die Enttäuschung ist groß. Hundert andere Städte des historischen Italiens, selbst kleine Castelle in den Gebirgen sehen auf den ersten Blick geschichtlicher, mittelalterlicher und überhaupt monumentaler aus als dies gothische und byzantinische Ravenna. Erst wenn man dessen Denkmäler aufsucht und hin und her darin wandert, fühlt man das Wehen des Hauchs alter Vergangenheit in solcher Macht, wie etwa nur in Rom allein, wo der geschichtliche Geist freilich ein universaler ist, während er in Ravenna nur einer Periode angehört, aber diese ist hier einzig ausgedrückt und vertreten.

Hier sind überall todtenstille Straßen, meist von kleinen Häusern aus moderner Zeit, doch geräumig und in der Regel geradlinig gebaut, weil die Stadt auf einer Fläche liegt. Eine träumerische Versunkenheit in sich selbst, eine melancholische Verkommenheit. Auf den Plätzen hie und da wunderliche Säulen des Mittelalters, Schutzpatrone tragend; hie und da das sitzende Standbild eines um die Stadt verdienten Papstes, nachdenklich und in sich versunken, vom Alter geschwärzt. Jede Spur der großen Epoche des guelfischen Mittelalters in Palästen oder bedeutenden Kirchen, wie sie andere Städte in so großer Fülle darbieten, ist verschwunden. Nur dann und wann ein stumpfer und gesenkter Turm, oder Paläste verödeten Ansehens, doch erst aus dem 15. und späteren Jahrhunderten. In dieser Stille zahlreiche Kirchen, in halbverfallenem Zustande von außen, mit uralten ihnen getrennt zur Seite stehenden Glockentürmen eines einfachen und rohen Ziegelbaues. Einige

modern restaurirt, andere in unversehrtem, eigentümlichem Stile der Gothenzeit. Alle eher von kleinen als von großen Verhältnissen; keine durch Gestalt imponirend, wie ein Dom von Pisa, Siena oder Orvieto; aber innen mit byzantinischen Mosaiken bekleidet und mit figurenreichen Compositionen geschmückt, welche einer Kunst angehören die sonst in aller Welt nur wenige Denkmäler aufzuweisen hat. Diese uralten Kirchen scheinen wie verzaubert in unserer Gegenwart dazustehen. Sie sind es welche die Geschichte jener Vergangenheit festhalten, und die heutige Stadt Ravenna ist kaum mehr als ihr musivisch ausgelegtes Grab.

Die Ueberreste des alten Ravenna der Römer sind auffallenderweise ganz verschwunden. Classe und Cesarea, einst bedeutende Vorstädte, welche mit großen Bauwerken erfüllt waren, liegen im Sumpf versenkt, und kaum eine Spur gibt von ihrem Dasein Kunde. Ravenna war einst das Avignon der römischen Kaiser. Als Honorius im Jahr 404 aus Furcht vor den andringenden Gothen seine Residenz von Rom in diese Stadt verlegte, welcher damals Sümpfe, Flüsse und das Meer eine große Festigkeit gaben, verstärkte er ihre Mauern und baute sich vielleicht selbst eine kaiserliche Residenz. Wo diese oder wo der Palast der Galla Placidia und jener Valentinians III. standen, weiß man nicht mehr, obwol man ihren Ort bezeichnen will. Antonio Zirardini, ein Rechtsgelehrter Ravenna's und ein Archäolog ersten Ranges, schrieb im Jahr 1762 sein treffliches Buch über die antiken Bauwerke seiner Vaterstadt (degli antichi edifizi profani di Ravenna), welches noch heute das beste Werk über diesen Gegenstand ist, aber seine angestrengten

Forschungen vermögen nur wenig Licht über das alte Ravenna zu verbreiten.

Honorius erlebte im dortigen Kaiserpalast den ersten Fall und die Plünderung Roms durch die Westgothen Alarichs, und starb dort auch im August 423. Er wurde indeß neben dem S. Peter in Rom begraben. Für uns beginnen die historischen Monumente Ravenna's mit dem Mausoleum seiner Schwester Galla Placidia, einer der merkwürdigsten Frauengestalten aus der Epoche des Falls des römischen Kaiserreichs, deren Schicksale mit diesem selbst tief und tragisch verflochten sind. Die Tochter Theodosius des Großen lebte im Cäsarenpalast von Rom als ein Mädchen von 21 Jahren, während Alarich die Hauptstadt der Welt belagerte, eroberte und plünderte. Er führte sie gefangen mit sich nach Calabrien, und bald darauf mußte die Tochter und Schwester von römischen Kaisern sich in Narbonne mit Alarichs Nachfolger Ataulf vermälen. Sie folgte ihrem germanischen Gemal nach Spanien, erlebte dort dessen und ihres Sohnes Theodosius Tod, und wurde darauf unter Mißhandlungen empörender Art ihrem Bruder Honorius nach Ravenna zurückgeschickt. Er zwang sie hier dem General Constantius ihre Hand zu geben, welchem sie zwei Kinder, Valentinian und Honoria, gebar. Als auch Constantius gestorben war, wurde Placidia von ihrem Bruder nach Byzanz verbannt, von wo sie nach des Honorius Tode mit einer griechischen Flotte wiederkehrte, um ihren jungen Sohn Valentinian III. auf den Thron des Abendlandes zu setzen, und als seine Vormünderin lange und unglücklich das Reich zu regieren. Sie starb in Rom im 61. Jahre ihres vielbewegten Lebens am 27. November 450.

Mit ihrem Sohn Valentinian III., welcher fünf Jahre später in Rom ermordet wurde, erlosch der kaiserliche Stamm des großen Theodosius überhaupt.

So ist die Geschichte des Falls der Familie von Theodosius zugleich die vom Falle des römischen Reichs, und das Grabmal der Placidia, eins der merkwürdigsten Monumente der Welt, gleichsam das Mausoleum des römischen Reichs der alten Imperatoren. Man betritt diese kleine und düstere, mit Mosaiken bekleidete Gruft mit einem Gefühl historischer Pietät, welches in solcher Stärke weder das Mausoleum des Augustus, noch das Grabmal Hadrians in Rom erwecken kann.

Die unglückliche Fürstin wollte in Ravenna begraben sein, welches sie liebte und mit vielen Kirchen geschmückt hatte, nicht in Rom, wo ihr ganzes Lebensschicksal in der Blüte ihrer Jugend durch die schreckliche Katastrophe des Falls der Stadt eine so düstere Richtung hatte nehmen müssen. Sie hatte sich ein Grabmal bauen lassen, und dieses als eine Capelle den Heiligen Nazarius und Celsus geweiht. Es liegt nicht fern von der berühmten Kirche S. Vitale und in unmittelbarer Nähe von S. Maria Maggiore, in einem Straßenviertel so ärmlichen Aussehens daß man schwerlich einen so kostbaren Schatz darin erwarten möchte. Zur Zeit als Placidia dies Mausoleum baute, lag in jener Gegend wahrscheinlich ihr eigener Palast.

Wenn man diese Gruft der letzten Kaiserdynastie Roms mit den pomphaften Mausoleen früherer römischer Imperatoren oder selbst nur alter Senatorenfamilien vergleicht, so erkennt man an ihren bescheidenen Dimensionen wie an ihrem Charakter den Unterschied der Zeiten. Sie ist ganz

vom christlichen Geist durchdrungen, und in der That eine Capelle in lateinischer Kreuzesform, nur 55 römische Palm lang und 44 Palm breit. Eine Kuppel wölbt sich über ihr, mit Mosaiken bedeckt, wie die Nischen und die Bogen, und ein mattes Zwielicht fällt durch kleine Fensteröffnungen ein. Fünf Sarkophage stehen im Mausoleum, zwei kleinere sind in die Seitenmauern des Eingangs eingefügt, drei große aus griechischem Marmor, von plumper und bildloser Gestalt, füllen die drei Nischen aus, die durch die Kreuzesform gebildet sind. In der Hauptnische gegenüber dem Eingang steht die größte Urne, sie ist 7 Fuß hoch, sehr einfach und auffallender Weise ohne Schmuck von heiligen Darstellungen in Relief. Es ist kein Zweifel, daß in ihr die Schwester des Honorius bestattet war. Die ravennatische Tradition erzählt daß sie in diesem Sarkophag, auf einem Tron von Cypressenholz in kaiserlichen Gewändern sitzend, sich Jahrhunderte lang erhielt, und spätere Geschichtsschreiber Ravenna's berichten, daß erst im Jahr 1577 diese seltsame Gruftgestalt zu Asche ward. Neugierige Kinder hatten eine brennende Kerze in die Oeffnung des Sarkophags geschoben, worauf die Grabgewänder in Flammen aufgingen und das Traumgebild der Placidia zerfiel.

Wer in den übrigen Sarkophagen bestattet liegt weiß man nicht anzugeben, wahrscheinlich umschließen die beiden größeren die Reste des Generals Constantius und seiner und der Placidia Tochter, der unglücklichen Prinzessin Honoria, die sich dem furchtbaren Attila verlobt hatte. Nach einem Leben voll abenteuerlicher Leidenschaft hatte sie in einem Kloster Ravenna's verschmachten müssen. Die Meinung, daß Honorius in einem jener Sarkophage bestattet

liege, ist sicher irrig, denn dieser Kaiser, welcher in Rom starb, wurde in dem kaiserlichen Mausoleum am S. Peter begraben, wie die Historia Miscella es ausdrücklich erwähnt, und dort hat man noch in später Zeit, als dieses selbst verschwunden war, den Sarkophag seiner Gemalin Maria der Tochter Stilicho's, aufgefunden. Und auch dieser berühmte Feldherr gehört wenigstens im Tode Ravenna an, denn hier wurde er ermordet.

Die Musive des Mausoleum sind sehr merkwürdig wegen ihres hohen Alters. Da sie vor das Jahr 450 fallen, gehören sie zu den ältesten der christlichen Kunst überhaupt. Sie stellen, außer gut componirten Arabesken, Einzelfiguren von Propheten und Evangelisten, und die zweimal wiederholte Figur des Heilands dar. An ihr ist sowol hier als in den ältesten Kirchen Ravenna's die schöne, ganz jugendliche und bartlose Gesichtsbildung auffallend. Die jugendliche Vorstellungsweise des Heilands ist aber das früheste und ursprüngliche Christusideal, denn erst später fixirte sich jener greisenhaft finstere und erschreckende Typus des Christusantlitzes, welches man als byzantinisch zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Daß dies irrig sei, kann Ravenna beweisen. Wenn irgendwo in Italien, so mußten hier vor allen andern Städten byzantinische Mosaicisten arbeiten, und namentlich haben sie in der Epoche Justinians ohne Zweifel in Ravenna gearbeitet. Und doch werden wir selbst noch in S. Vitale, dessen Mosaiken etwa 100 Jahre später als jene im Mausoleum der Galla Placidia gefertigt wurden, denselben jugendlichen Typus des Heilands wiedersehen, welcher so wenig byzantinisches Wesen hat daß er vielmehr dem ursprünglichen Ideal der Katakombenmalerei

ähnlich sieht. Der zweite fast dämonische Typus Christi findet sich aber wunderbarerweise schon auf dem Triumfbogen von S. Paul zu Rom, welchen dieselbe Placidia zur Zeit des Papstes Leo I. (440—462) mit Musiven schmückte, wie noch heute dort die Inschrift es besagt (Placidiae pia mens operis decus . . .). Der Heiland, welcher dort in einem Brustbild übermenschlicher Größe dargestellt ist, trägt schon einen Ausdruck von wahrhaft furchterregender, greisenhafter Düsterheit. In Rom arbeiteten damals keineswegs byzantinische Künstler, sondern Mosaicisten aus der alten Kunstschule, welche bei den Thermen thätig gewesen waren, und dieses abschreckende Christusideal muß daher nicht byzantinischer, sondern römischer Auffassung angehören.

Placidia, die Freundin oder Gönnerin jenes großen Papstes Leo, welcher bald nach ihrem Tod Attila von Rom zurückschreckte, und der Liebling der orthodoxen Geistlichkeit jener Zeit, stiftete in Ravenna noch eine große Menge von Kirchen. In diesen Gründungen der Pietät spricht sich der tief religiöse Sinn der merkwürdigen Frau aus, und auch die Schwermut ihrer Seele. Ihr Lebensende schien sie in frommer Selbstbetrachtung über ihre Schicksale dankbar dem Himmel geweiht zu haben. Und wahrlich, wenn uns die Gestalt ihres Bruders Honorius, von dem man sagte, er habe bei der Kunde vom Falle Roms nur den Tod seines Lieblingshuhns Roma beweint, Verachtung einflößt, so zwingt uns das unglückliche und wechselvolle Leben Placidia's eine tiefe Teilnahme ab.

Es ist passend von ihrem Grabmal an das noch berühmtere Theodorichs zu treten, weil es doch neben

jenem die zweite Epoche Ravenna's, und einen merkwürdigen Abschnitt der Geschichte Italiens selber darstellt.

Der germanische Held Odoaker hatte im Jahr 476 dem weströmischen Kaiserreich ein Ende gemacht, und sich zum ersten Könige Italiens aufgeworfen. Er herrschte mit Klugheit und Macht in Ravenna, wo er im Palast des Kaisers seine Residenz genommen hatte, dann aber führte Theodorich sein Ostgothenvolk zur Eroberung nach Italien. Odoaker wurde in Ravenna eingeschlossen; er verteidigte sich glänzend drei Jahre lang bis 493, wo er sich ergab, und von seinem siegreichen Feinde wider die Artikel der Capitulation bald darauf in jenem Palast niedergehauen wurde. Dieser Treubruch und die spätere Hinrichtung zweier berühmter Senatoren Roms sind dunkle Flecken, die vom Andenken des großen Gothenkönigs nicht getilgt werden können. Odoaker, ein gewaltiger Krieger und unsterblich durch die That, das Römerreich gestürzt zu haben, hat kein Denkmal in Ravenna.

Auch Theodorich regierte Italien, welches unter dem Gothenregiment zum letztenmal als ein Reich vereinigt war, von Ravenna aus. Er baute sich hier einen prachtvollen Palast. Dies würde lehren daß die Residenz der letzten abendländischen Kaiser in den Stürmen der Zeit bereits untergegangen war, wenn es sich beweisen ließe daß Theodorich wirklich jenen bewohnt hat. Aber alte Schriftsteller, die von dessen Bau berichten, bemerken zugleich daß er ihn zwar vollendete, doch nicht einweihte, d. h. also nach dem Sprachgebrauch jener Zeit daß er nicht in ihn einzog. Wenn dies angenommen werden darf, so charakterisirt es

sehr gut das Schicksal der Gothen überhaupt, die in Italien nicht Wurzel fassen sollten. Der Gothenkönig fuhr also fort in dem alten Kaiserpalast zu wohnen, und baute für sich noch einen zweiten. Von ihm haben sich einige Trümmer erhalten. Man findet sie in der Hauptstraße, welche Ravenna von der Porta Serrata bis zur Porta Nuova durchschneidet. Dort steht eine hohe aus gebranntem Ziegelstein erbaute Mauer, der dürftige Rest von nur irgendeinem Teile des ganzen Palastes. Das obere Wandgeschoß wird von einer großen Nische und acht kleineren römischen, auf Säulen ruhenden Bogen gegliedert; auch die Thüren haben römische Bogenform. In seiner heutigen traurigen Gestalt zeigt dieser Rest schon kleinliche Verhältnisse, welche das beginnende Mittelalter ahnen lassen, wo die große römische Anschauung in der Architektur unterging, und überhaupt ist die Verkleinerung der Maßstäbe in allen Bauten Ravenna's sichtbar. Man darf freilich aus dem was von der Gothenresidenz übrig blieb nicht schließen, daß nicht der ganze Bau groß und prächtig gewesen sei.

Die alten Geschichtschreiber berichten, daß Theodorich Säulen und Marmor von Constantinopel und von Rom nach Ravenna kommen ließ, und namentlich bediente er sich des kostbaren Materials von dem zertrümmerten Palast der Pincier in Rom. Dies ist sehr auffallend, weil doch Ravenna selbst eine Fundgrube des schönsten Gesteins sein mußte. Die Residenz Theodorichs scheint mit Portiken umgeben gewesen zu sein, und sie war innen mit Mosaiken überreich verziert. Im Jahre 800 raubte ihrer viele Karl der Große. So ist auch der Untergang musivischer Bilder zu beklagen, welche dort Theodorich selbst darstellten,

wie er auch in seinen andern Palästen zu Verona und Pavia, und selbst in Neapel in Mosaik sich hatte abbilden lassen.

Vor der Façade seines Palastes stand seine Reiterstatue von vergoldeter Bronze, ein Werk, dessen Schönheit, freilich in schon barbarischer Zeit und von Karl dem Großen, der sich auf Kunstkritik sehr wenig verstand, überschwänglich gelobt wurde. Wenn nun Theodorich durch seinen Tod verhindert wurde in den vollendeten Bau einzuziehen, so bewohnten doch die neue Residenz die folgenden Gothenkönige, nach ihnen aber die Exarchen, während der alte Palast der Kaiser gleich jenem zu Rom in Trümmer fiel. Aber auch das schöne Haus Theodorichs zerfiel in zwei Jahrhunderten. Karl der Große plünderte es zuerst mit Bewilligung des Papstes Hadrian I., um daraus Marmor und Mosaiken nach Aachen zu schaffen, wo er die berühmte Capelle und seinen eigenen Palast baute. Selbst die Reiterfigur Theodorichs ließ er nach seiner Heimat entführen. Man sehe demnach wie im Mittelalter die Trümmer wanderten: vom Palast der Pincier in Rom nach Ravenna, vom Palast Theodorichs aus Ravenna nach Aachen, von dort vielleicht nach Skandinavien, als die Normannen die Residenz Karls des Großen zerstörten. Uebrigens hat Zirardini aus alten Documenten nachgewiesen, daß der Palast des Gothenkönigs noch im 11. und einmal sogar im 12. Jahrhundert genannt wird. Bis auf diese Zeit muß er sich also in noch bedeutenden Resten erhalten haben. Er gab einem ganzen Quartier der Stadt den Namen „Palast des Theodorich“. Und noch heute dauert die Benennung eines Stadtviertels vom Gothenkönig fort,

so daß es immer überrascht wenn man an den Straßenecken seinen Namen liest.

Es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß jene Mauerreste dem gothischen Königshof angehört haben. Die Tradition seines Locals konnte sich in Ravenna unmöglich verlieren. Außerdem zeigt ein glücklich erhaltenes Abbild der Fronte von Theodorichs Palast in den Mosaiken von S. Apollinare Nuovo eine ähnliche Architektur. Im Jahr 1564 ließ ein päpstlicher Legat eine porphyrne Urne in jene Palastmauer einfügen. Weil man sie neben dem Grabmal Theodorichs gefunden hatte, schloß er daraus daß sie die Asche des großen Gothenkönigs bewahrt habe, und dies wurde dreist in der Inschrift ausgesprochen die man noch heute dort liest.

Der Gothenkönig starb am 30. August 526, in vollem Zerwürfniß mit der römischen Kirche, mit dem italienischen Volk und mit Byzanz. Er wurde in dem Mausoleum bestattet welches er für sich und sein Haus neben der Stadt hatte errichten lassen. Dies berühmte Grabmal, für die Geschichte der Denkstein der Gothenherrschaft in Italien, für die Kunst das Monument der Uebergangsform einer Epoche in die andere, hat sich, wenige und unwesentliche Veränderungen abgerechnet, in wunderbarer Reinheit erhalten, gleich dem Mausoleum der Placidia. Die berühmten Mausoleen Roms gingen entweder fast gänzlich unter, wie das des Augustus und anderer Kaiser, oder das Mittelalter verwandelte sie durch die Benützung zu Castellen bis zur Unkenntlichkeit, wie das Grabmal des Hadrian und selbst der Cäcilia Metella. Aber das Monument Theodorichs hat die Zeit im wesentlichen verschont. Sein äußerer

Schmuck, vielleicht Arcaden, welche die Terrasse des Obergeschosses umgaben, zerfiel, doch keine Gewalt der Jahrhunderte vermochte das feste Gefüge der Quadersteine zu zerbrechen, oder den riesigen Kuppelmonolith niederzuwerfen, der das Grab des nordischen Heldenkönigs umschloß.

Es begrüßt den deutschen Wanderer zu allererst, wenn er auf der Eisenbahn nach Ravenna gelangt, denn der Zug braust ihm auf nur 100 Schritte vorbei. Mitten in Gärten und Weinbergen erhebt es sich als eine Rotunde von hellgrauem Stein. Auf seinen Prospect führt ein mit Bäumen bepflanzter Weg, dessen dichter Graswuchs darthut, daß nur selten Besucher ihn betreten. Die verwilderte Einsamkeit und das schöne Grün rings umher geziemen dem germanischen Helden, welcher wie sein Volk die frische Natur liebte.

Wenn die fromme Placidia, welche lange in Byzanz gelebt hatte, sich in einer von Mosaiken und Heiligenbildern glänzenden, fast unterirdisch zu nennenden Capelle bestatten ließ, so wollte der arianische Gothenkönig zugleich wie ein nordischer Held und wie ein römischer Cäsar begraben sein. Die heldenhafte Ruhe und Kraft des Monuments, welches ein Steinblock bedeckt, den nur Giganten erhoben zu haben scheinen, paßt gut für diesen alten Dietrich von Bern, den Recken des Nibelungenliedes, aber der im Ganzen römische Charakter des Baues zeigt den germanischen König doch in römischer Culturverwandlung; er geziemt dem Freunde des classisch gebildeten Cassiodor und dem Erben wie Nacheiferer der Imperatoren Roms.

Als Theodorich im Jahre 500 zum erstenmale Rom

sah, konnte ihm die Grabrotunde Hadrians den Gedanken eingeben sich ein ähnliches Mausoleum in Ravenna zu erbauen. Die verringerten Verhältnisse römischer Herrschaft und auch der Mittel der Kunst, wahrscheinlich auch sein eigener Sinn hielten ihn jedoch davon ab, ein so großes Monument aufzutürmen, wie die alten Römer gethan hatten. Als ich Theodorichs Grabmal erblickte, war mein erstes Gefühl das der Täuschung, denn ich fand seine Verhältnisse bei weitem kleiner als ich sie mir vorgestellt hatte; vielleicht deshalb, weil ich an die römischen Dimensionen zu sehr gewöhnt bin. In der That es imponirt durch seine Größe nicht, und selbst weniger als die Pyramide des Cestius und das Grabmal der Cäcilia Metella. Aber es wächst dennoch vor den Augen empor, wenn man seinen schönen harmonischen Bau betrachtet und die gewaltige aus einem einzigen lebenden Marmorstück gehauene Flachkuppel sieht, durch welche der Gothenheld mit den Riesenbauten selbst der Römer mochte zu wetteifern meinen. Dieser Monolith und der einfache Ernst des architektonischen Stils bringen noch immer einen mächtigen Eindruck hervor, und indem die Tradition römischer Baukunst schon von einem ihr fremden nordischen Wesen durchdrungen zu sein scheint, stellt sich dies merkwürdige Mausoleum als das letzte Monument römischer Formen dar, welches schon leise an den Barbarismus der kommenden Jahrhunderte gränzt. Man versteht es recht und belebt es mit dem eigenen Geist der Regierung jenes Gothen, wenn man die Rescripte seines Ministers Cassiodor kennt, und weiß wie Theodorich sich bemühte die Formen des alten Römerreichs aufrecht zu erhalten.

Im unteren Geschoß öffnet eine römische Bogenthüre ein Gewölbe von lateinischer Kreuzform; im oberen eine viereckige Thüre ein Rundgewölbe das von der Kuppel bedeckt wird. Die beiden steinernen Treppen die zum Obergeschoß führen, wurden erst im Jahre 1780 angelegt. Kein Sarkophag steht mehr in den leeren Räumen; keine Inschrift zeigt die Stelle an wo der große König oder einer seiner Nachfolger begraben lag. Niemand weiß zu sagen, in welcher Zeit die Graburnen verschwunden und wohin sie gebracht worden sind. Nur die Sage berichtet, daß der Porphyrsarg Theodorichs oben auf der Kuppel selber stand; aber dies ist irrig, denn ihr Platz muß jene große Nische gewesen sein, welche im Obergeschoß dem Eingange gegenübersteht. Eine andere Sage erzählt, daß sein Sarkophag in der Kirche S. Prassede in Rom sich befindet. Als Belisar Ravenna eroberte, mögen die wilden Griechen und Isaurier das Innere des Mausoleum aus Rache verwüstet und die Asche des edlen Gothenkönigs hinausgeworfen haben; und wenn sein Sarkophag nicht schon damals zerschlagen wurde, so konnte ein späterer Exarch ihn als Trophäe nach Byzanz gesendet haben. Karl der Große fand ihn in Ravenna nicht mehr vor, denn sonst hätten wir wahrscheinlich gehört daß er ihn nach Aachen bringen ließ, oder wenigstens daß er ihn voll Ehrfurcht in Augenschein nahm.

Als Theodorich sein Mausoleum baute, hoffte er daß es seiner Dynastie zum Grabmal dienen und noch zahlreiche Enkel und Urenkel umschließen würde. Er täuschte sich. Sein Haus fand einen schnellen und furchtbaren Untergang, und das ganze Gothenreich wurde wie vom

Sturmwind hinweggeweht. Dieses jähen Zusammenbruchs gedenkt man hier, wenn man im Grabmal zwischen leeren Wänden steht, und vergebens eine Spur von seinen Todten sucht. Amalaswintha, Theodorichs berühmte geistvolle Tochter, bestattete darin schon im Jahre 534 ihren Sohn Athalarich, den letzten Erben vom Haus ihres Vaters, den unglücklichen Jüngling, welcher in italienischer Schwelgerei so früh ausgeartet war. Sie selbst wurde bald darauf auf einer Insel im See von Bolsena erwürgt, und es ist ungewiß ob sie in Ravenna ihr Grab fand. Ihr Gemal und mutmaßlicher Mörder, der entartete Theodat, Sohn von Theodorichs Schwester Amalafrida, wurde schon im Jahr 536 auf der Flucht von Rom nach Ravenna von Bluträchern erstochen; er fand sein Grab schwerlich im Mausoleum Theodorichs. Auch die unglückliche Mataswintha, die Tochter Amalaswintha's, welche Vitiges, der Nachfolger des Theodat, gezwungen hatte sich ihm zu vermälen, wurde dort nicht begraben. Sie endete, wie Vitiges, gefangen in Byzanz oder irgendwo im Orient; und auch keinen der letzten Heldenkönige des Gothenvolks nahm das Mausoleum auf. Der hochherzige Totila wurde verscharrt in den Apenninen, und Tejas auf dem Gefilde des Vesuv, wo er nach einem heroischen Kampf wie ein homerischer Held gefallen war.

Das Grabmal Theodorichs ist eine Stelle in Italien wo der Deutsche, wenn er dort vor ihm in der grünen Wildniß steht, vom Hauch der Geschichte und von schwermütiger Liebe zu seinem großen Vaterlande durchdrungen wird. Die Schatten jenes heldenhaften Jahrhunderts, wo das Epos des griechischen Homer sich mit den deutschen

Nibelungen zu verschmelzen scheint, schweben um dies ernste Gothengrab: Belisar, Narses, Totila und Tejas, Theodorich und Amalaswintha, Cassiodor, Procopius, Boethius, Justinian und so viele andere berühmte Gothen, Römer und Griechen, die hier auf der Schwelle zweier Weltalter eins der merkwürdigsten Schauspiele der Geschichte und der mit einander sich mischenden und sich bekämpfenden Nationalitäten und Culturen darbieten. In Rom bezeichnet der Triumfbogen Constantins die Gränze zwischen Heidentum und Christentum; in Ravenna das Grabmal Theodorichs die Gränze zwischen der antik-römischen Welt und dem römisch-deutschen Mittelalter, zu welchem es hinüberführt. Es ist aber zugleich das Grabmal der römischen Kunst und Literatur, der Wissenschaft und Cultur überhaupt, welche Theodorich und seine Tochter noch zum letztenmale schützten und erhielten, denn hinter ihnen folgt die lange Geisteswüste und der Schutt der Barbarei.

Das Grabmal versumpft wieder. Vergebens hat ein wolgesinnter Papst, ich glaube es war Gregor XVI., den Sumpf durch einen gemauerten Canal abzuleiten gesucht. Ich fand selbst in trockenster Jahreszeit Pfuhlwasser umher, welches im Herbst sich in Strömen in das Untergeschoß ergießen muß. Und noch schlimmer, die Quadersteine des oberen Geschosses lösen sich hie und da. Der Graf Alessandro Cappi, ein um die Pflege Ravenna's verdienter Mann, beklagte bitter den Verfall des herrlichen Monuments, für dessen Restauration schon lange Zeit nichts geschehen sei, und ich wiederhole auch an diesem Ort den Appell an die Italiener, dies berühmte Denkmal so schnell als möglich vor einem größeren Ruin zu bewahren.

Italien mag sich an das Wort des letzten Römers Cassiodor erinnern, des Ministers des unsterblichen Gothenkönigs, welcher den Gothen, die einst Unwissenheit oder Fremdenhaß als die Zerstörer der alten Cultur darstellte, freudig nachgerühmt hat, daß sie deren Erhalter gewesen sind: „Gothorum laus est civilitas custodita." Wir Deutsche haben ein moralisches, die Italiener das historische Recht auf das Denkmal der Gothen; wir stellen dasselbe in den Schutz ihrer Pietät für die Monumente ihrer eigenen großen Vergangenheit, und heute leben wir glücklicherweise nicht mehr in jenen wahrhaft vandalischen Zeiten des Mittelalters, wo man die herrlichsten Denkmäler der Geschichte so gleichgültig verfallen ließ.

Der große Belisar war am Ende des Jahres 539 als Sieger in das noch nie bezwungene Ravenna eingezogen, wo er in Theodorichs verwaistem Palast Wohnung nahm. Aber nicht ihm, sondern dem gleich kühnen Eunuchen Narses war es vergönnt den furchtbaren Gothenkrieg zu beendigen. Justinian ernannte ihn zu seinem Patricius oder Statthalter Italiens, und auch Narses residirte ab und zu im Palast Theodorichs, so oft er in Ravenna war. Seit dieser Zeit überhaupt wurde Ravenna die Hauptstadt Italiens, oder fuhr fort es zu sein, wie in der Gothenzeit.

Als die redenden Denkmäler jenes Sieges von Byzanz über die Gothen können einige uralte, glücklicherweise völlig erhaltene Basiliken betrachtet werden.

Die berühmteste aller Kirchen Ravenna's ist S. Vitale, in der Nähe des Mausoleum der Galla Placidia. Sie wurde im letzten Jahre der Regierung Theodorichs an-

gefangen, während des Gothenkrieges weiter gebaut, so daß Belisar sie noch in ihrer Unvollendung betrachtete als er in Ravenna eingezogen war, und endlich eingeweiht unter dem Erzbischof Maximian, im Jahre 547, zur Zeit als Totila Rom zum zweitenmal bestürmte, und Belisar es zum zweitenmal siegreich verteidigte. Der Bau von S. Vitale begleitet daher den Fall der Gothen, und verherrlicht schon den Sieg von Byzanz, wo Justinian zu gleicher Zeit den Prachtbau der Sophienkirche aufrichtete, welcher sich in der Form von S. Vitale abspiegelt. Diese Basilika ist von so reinem byzantinischen Charakter, daß sie in der Geschichte der Kunst um so mehr als das Monument der Architektur und Malerei der justinianischen Periode gelten muß, weil von deren Bauten in Konstantinopel selbst, außer der Sophienkirche sich so wenig Ursprüngliches erhalten hat. Dies betrifft namentlich die Musive, mit denen die byzantinischen Basiliken in der Zeit Justinians so reich geschmückt waren, die aber dort alle untergingen.

S. Vitale hat die Form eines überkuppelten Achtecks, welches innen Pfeiler tragen und eine Gallerie von Arcaden oberhalb umzieht. Die Kuppel war einst mit Mosaik bekleidet, die indeß herunterfiel; dagegen haben sich die weltberühmten Musive im Presbyterium in ihrer ganzen Ursprünglichkeit erhalten. Die Einfügung der Pasten ist so fest daß sie schon 1300 Jahre dauern, ohne eine irgend namhafte Restauration erfahren zu haben, ein seltenes Glück, welches wenigen Musiven zu Teil geworden ist. Die Mosaiken von S. Vitale scheinen jedoch zwei Perioden anzugehören, einer früheren und einer späteren,

wenn sie auch kaum ein Jahrhundert von einander trennen mag. Die letztere bemerkt man an den oberen Wänden des Presbyterium, wo die Bildnisse des Heilands und der Apostel schon an den sogenannten Byzantinismus streifen. Hier ist Christus schon bärtig, mit lang herabwallendem blonden Haar dargestellt. Dagegen erscheint er in der jugendlichern Bildung des ersten Typus in der Tribüne, deren figurenreiche Musive die frühesten in dieser Kirche sind. Er sitzt auf der Weltkugel zwischen zwei Engeln, und reicht dem Märtyrer Vitalis die Krone, während zur Linken Sanct Ecclesius, der Gründer der Basilika, ihm deren Abbild übergibt. Der Heiland trägt den Nimbus mit dem Kreuzesbild, und ein schlichtes braunes Gewand. Sein Antlitz von antiker, jugendlicher Idealität ist so anmutig daß ich nie auf Musiven ein gleich schönes und ansprechendes gesehen habe.

In dieser Tribüne ist es nun wo man gewagt hat einen weltlichen Fürsten damaliger Gegenwart, Justinian mit seinem Gefolge, neben Heiligen darzustellen. Ein zweites Beispiel dieser Art ist nicht bekannt, weil das berühmte Musiv im römischen Lateran, welches Karl den Großen darstellt, doch nur einem Triclinium oder Speisesaal angehört hat. Auf der rechten Wand der Tribüne steht Justinian, einen Nimbus um das Haupt (welcher damals also noch keineswegs die spätere dogmatische Bedeutung gehabt haben kann), ein Weihgeschenk in der Hand, bekleidet mit einem einfachen braunen Gewande, worüber die goldene Stola liegt, und mit den byzantinischen Purpurstiefeln. Sein Kopf ist jugendlich, von schönem Oval, seine Gestalt kräftig und schlank. Er trägt einen Schnurr-

bart, während die Kriegergestalten neben ihm mit Lanzen und Schilden, die das Monogramm Christi bezeichnet, auffallenderweise bartlos sind. Gegen ihn bewegt sich auf der andern Seite des Bildes Sanct Maximian mit zwei Geistlichen. Er scheint aus Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät, welche auch die Würde des Pontifex Maximus beanspruchte, sich des Nimbus entäußert zu haben, denn er trägt ihn nicht, und dies ist sehr charakteristisch für das byzantinische Dogma von der unnahbaren und göttergleichen kaiserlichen Gewalt. Im übrigen mag man wissen, daß der Glorienschein ursprünglich dem Haupt Apollo's entlehnt war, und daß ihn schon die Köpfe apotheosirter römischer Kaiser haben.

Diesem berühmten Musiv gegenüber erscheint auf der linken Seite der Tribune die Gemalin Justinians, Theodora, einst eine öffentliche Dirne in Byzanz, eine durch ihre schamlose Kunst die unzüchtigsten Scenen auf der Bühne darzustellen berüchtigte Schauspielerin, dann die erlauchte Kaiserin des Morgen- und des Abendlandes, wert erachtet im Sanctuarium einer Kirche unter frommen Heiligen abgebildet zu sein und wie der Heiland selbst einen Nimbus ums Haupt zu tragen. Wenn man die haarsträubenden Geschichten kennt welche Procopius, der Geheimschreiber Belisars und der letzte classische Geschichtschreiber des Altertums, von diesem Weibe erzählt, oder wenn man gelesen hat wie er in der Historia Arcana (den Mysterien von Byzanz) den Charakter Justinians brandmarkt, so befremdet es gar sehr ihre Abbilder in dem schönen und heiligen Raum eines Tempels zu finden. Aber missen möchten wir sie dennoch nicht, denn sie sind

für die Anschauung der Geschichte von hohem Wert, und weil die damalige Kunst noch darstellende Kraft genug besaß, so dürfen wir annehmen, daß jene Kaisergestalten mehr als nur einen Anflug von Porträtähnlichkeit besitzen.

Theodora erscheint als ein imposantes und schönes Weib von wahrhaft kaiserlicher Gestalt und in noch jugendlichem Alter. Sie trägt das reiche byzantinische Diadem. Ihr braunes Obergewand ist nach orientalischer Art kostbar mit Gold und Edelsteinen geziert. Auch sie hält eine Vase als Weihgeschenk in den Händen. Die Hofdamen neben ihr sind nicht minder schöne Gestalten in reichen brokatenen Gewändern, von lebhaftem Farbenschmuck, und noch antiker Form. Auffallend ist ihre Haartracht, denn sie gleicht durchaus den Frauenperücken aus der Zeit der Flavier und Antonine in Rom. Wenn in diesen Frauen, welche einander ähnlich sehen, auch kein Porträt gesucht werden kann, so betrachtet man doch mit lebhaftester Spannung die Gestalten von Griechinnen aus der Epoche der glänzendsten Pracht und der raffinirtesten Ueppigkeit des Hofes von Byzanz. Der Künstler verlieh ihnen allen wahrhafte Größe ohne Uebertreibung, und er goß einen so feierlichen und doch schönen Ernst selbst über diese profanen Weiber aus, daß die Heiligkeit des Orts durch keinen unpassenden Zug gestört werden konnte. Ueberhaupt ersieht man aus diesen prächtigen und farbenglühenden Musiven, daß die byzantinische Kunst welche sie schuf noch auf dem Grunde der Antike stand. Nicht eine Spur von jenem überheiligen, alle weltliche Freude abtödtenden Wesen, oder jenem spätern verknöcherten Möndsstil der Malerei,

welchen man einmal den byzantinischen zu nennen beliebt hat, ist hier sichtbar.

Die Kirchen Roms, so unschätzbar ihre musivischen Monumente sind, besitzen keine mehr aus jener Epoche des 6. Jahrhunderts, welche dem geschichtlichen oder künstlerischen Werte jener von S. Vitale gleich kämen. Zu derselben Zeit als man die ravennatische Basilika baute, oder doch höchstens 10 Jahre später, wurde in Rom unter Narses die Basilika der zwölf Apostel aufgeführt; aber ihre Musive gingen unter und sie bieten daher keinen Vergleich mehr mit denen in S. Vitale dar. Nur die berühmten und schönen Musive aus der Basilika von S. Cosma und Damian, die von Felix IV. in der Gothenzeit (524—530) auf dem alten Forum Roms erbaut wurde, haben sich erhalten. Ihr Stil, äußerst kraftvoll und sehr eigentümlich, kommt an künstlerischer Vollendung den ravennatischen Musiven nicht gleich.

Ich war erfreut, in S. Vitale römische Mosaikarbeiter zu finden, welche dort schon lange arbeiten und noch vom päpstlichen Regiment beauftragt waren die Musive Ravenna's zu restauriren. Es gab eine Zeit, wo die musivische Kunst in Rom untergegangen war, und wo man dorthin Künstler aus Byzanz oder aus der Mosaikschule holte, welche der berühmte Desiderius in Monte Casino errichtet hatte. Als mit dem 13. Jahrhundert seit Innocenz III. und Honorius III. die römische Kunst einen neuen Aufschwung nahm, wurde das freilich anders. Die einheimische römische Musivarbeit erhielt sich seither mit geringer Unterbrechung in schöner Blüte bis auf den heutigen Tag. Die Familie die ich in Ravenna arbeitend

fand, Vater und Sohn, hat diese Kunst ererbt, und alle ihre Mitglieder haben sich ihr gewidmet. Sie erinnerte mich deshalb an die Cosmatenfamilie Roms im 13. Jahrhundert. Hr. Kibel war gerade dabei thätig schadhafte Stellen in einem Nebenmusiv der Tribune zu ersetzen und andere zu reinigen. Man hat ein chemisches Wasser erfunden, welches die von der Zeit geschwärzten Mosaiken glänzend wieder herstellt. Der Versuch den der Mosaicist an einem Bilde bereits gemacht hatte, war so vollständig gelungen, daß das Gemälde in der blühendsten Farbenfrische verjüngt worden war. Mit der Zeit werden alle jene Musive die gleiche Reinigung erhalten, und dann erst den vollen Genuß ihrer Ursprünglichkeit gewähren.

Diese Herren beschenkten mich mit einer der seltensten Gaben für ein photographisches Album der Gegenwart, mit dem Porträt Justinians in Visitenkarten-Format. Sie hatten ein musivisches Brustbild des Kaisers als den Rest von Musiven vorgefunden, welche ehemals die innere Wand über dem Portal von S. Apollinare Nuovo schmückten, sie hatten es gereinigt und von ihm Photographien genommen. Justinian ist darin wie in S. Vitale vorgestellt, doch nur bis zur Büste. Sein Antlitz ähnelt durchaus dem in jener Basilika, nur erscheint es mehr in fast weichlich gewordener Fülle des Alters. Er trägt auch hier die braune Toga mit der diamantenen Agraffe auf der Schulter; sein Diadem ist auch hier von jener doppelten Reihe von Edelsteinen gebildet, wie man es auf byzantinischen Kaisermünzen sieht. Auch hier umgibt sein Haupt ein kreisförmiger Nimbus von purpurroter Farbe und mit weißen Punkten, welche Perlen zu bedeuten scheinen. Das

Bild steht auf Goldgrund, über ihm liest man in römischer Schrift den Namen JVSTINIAN. In der That ein merkwürdiges Porträt, und eine Photographie wert daß man sie ins Ausland sich verschreibe.

Wenn man aus S. Vitale in einen der äußeren Räume tritt, so gelangt man an eine verschlossene Zelle, welche Trümmer von Altertümern bewahrt. Unter ihnen steht ein großer Sarkophag aus griechischem Marmor, dessen Vorderteil mit der Verehrung des Christuskindes durch die drei Magier in Relief geschmückt ist, und auf dessen Deckel eine große griechische Inschrift in den schönsten und saubersten Charakteren zu lesen ist. Ich kannte diese merkwürdige Inschrift lange; sie jetzt wirklich mit Augen zu sehen und zu lesen, machte mir die größte Freude. Sie verherrlicht einen todten Exarchen; die Urne überhaupt ist das einzige Exarchengrab welches sich in Ravenna erhielt, also das geschichtliche Monument jener Epoche, wo diese byzantinischen Patricier und Höflinge, unter denen mehrere, gleich Narses, Eunuchen waren, Italien regierten, als Vampyre aussogen und zu Grunde richteten. Es ist der achte Exarch Isaak, der dort im Jahr 641 oder 644 bestattet wurde. Er war Armenier von Geburt. Das Glück wollte ihm wol, denn er vermochte eine Rebellion in Rom zu unterdrücken, wo sich ein kaiserlicher Beamter zum Tyrannen aufgeworfen hatte. Nun rühmt die pomphafte Inschrift, daß Isaakios, Mitstreiter der Kaiser, der Glanz von ganz Armenien, welcher Rom und den Occident 18 Jahre lang seinen erlauchten Herren unversehrt erhielt, von der keuschen Susanna, seiner Gemalin, die der Turteltaube gleich seinen Verlust beseufzte, nach ruhm=

vollem Tode als Strateg des Abendlandes und des Morgenlandes hier bestattet wurde.

Mit S. Vitale fast gleichzeitig wurde die schöne Basilika S. Apollinare Nuovo vollendet; begonnen hatte sie schon Theodorich, als Hauptkirche seines arianischen Glaubens. Nach dem Falle der Gothenherrschaft wurde sie sodann dem katholischen Ritus geweiht. Das Schisma zwischen Arianern und Katholiken trennte damals Italien in zwei kirchliche Systeme, aber der aufgeklärte Sinn Theodorichs hielt die religiöse Duldung bis gegen sein Ende fest, ehe ihn ein gegen die Arianer erlassenes Edict des byzantinischen Kaisers von diesem Princip abzugehen zwang. Er baute in Rom, wie in Ravenna, wo sich noch die gothische Taufcapelle erhalten hat, arianische Kirchen, und diese wurden damals von den Katholiken als ebenso ketzerisch und profan betrachtet wie heute die Kirchen der Waldenser und Protestanten.

Apollinare Nuovo stellt sich äußerlich, wie alle übrigen Basiliken Ravenna's, als sehr unscheinbar dar. Ihr zur Seite steht ein Glockenturm von jener auffallenden Gestalt, welche Ravenna eigen zu sein scheint, da sie sich auch bei mehreren anderen Kirchen findet. Diese barbarisch aussehenden Türme sind kreisrund und unverjüngt, von nur mäßiger Höhe, aus rohem Ziegelstein gebaut, ohne Gliederung noch sonstiges Ornament, außer jenem welches durch die Rundbogenfenster mit kleiner Mittelsäule hervorgebracht wird. Ich halte sie für Bauten nicht schon des 6., sondern frühestens des 8. oder 9. Jahrhunderts. Der innere Raum der Kirche besteht aus drei Schiffen, die auf 24 Säulen von griechischem Marmor

ruhen und, wie die meisten alten Basiliken Ravenna's, durch edle Einfachheit sich auszeichnen. Was diese Kirchen von den römischen derselben Epoche unterscheidet, ist überhaupt der Eindruck heiterer und idealer Anmut, welche die Genüsse der Welt noch nicht verleugnet hat. Auch bemerkt man bald daß sie freie Productionen der damaligen lebenskräftigen Zeit sind, welche ein typisch gewordenes Ideal doch eigenartig durchführte. Obwol das in Trümmer gehende alte Ravenna den Baumeistern eine reiche Fülle antiker Säulen darbieten mußte, so haben sie es doch verschmäht sich ihrer zu bedienen. Vielmehr zeigen sich sowol die Säulen, als die schwieriger herzustellenden componirten Capitäler als selbständige Arbeiten der Zeit. Anders ist dies in Rom, wo neu entstehende Basiliken meist aus zusammengesuchten Resten des Altertums erbaut wurden, daher ihre Säulen und selbst die Capitäler ungleichartig sind und den Eindruck eines harmonischen Ganzen beeinträchtigen.

Das Mittelschiff von S. Apollinare Nuovo ist mit schönen Musiven geziert. Wenn jene von S. Vitale durch die Aufnahme wirklicher historischer Persönlichkeiten merkwürdig sind, so sind es diese durch Abbildungen von Bauwerken Ravenna's aus jener Zeit. Freilich sind diese Bilder nur andeutend getreu. Auf der rechten Wandfläche des Schiffs erblickt man in lebhaft stralenden Farben die Stadt Ravenna, mit der Kirche S. Vitale, mit anderen Gebäuden und dem Palast Theodorichs. Er stellt sich als eine Façade von Säulenstellungen in Rundbogenform dar; zwischen den Säulen des Porticus hängen Vorhänge von weißer Farbe mit darein gewirkten roten Blumen.

Theodorich hat solchen Schmuck der byzantinischen Palastsitte nachgeahmt; auch weiß man, daß im frühesten Mittelalter zwischen den Säulen der Kirchenschiffe, wie der Vorhallen, kostbare Teppiche ausgespannt wurden. Dieser Gebrauch war vom Tempel Salomo's, und überhaupt vom Orient entlehnt. Auf dem Frontispiz des Gebäudes steht in goldenen Buchstaben das Wort Palatium, womit nur die Residenz Theodorichs bezeichnet sein kann. Es folgen 25 Gestalten von Heiligen mit Kronen in den Händen, durch Palmenbäume von einander abgetrennt. Ihre Reihe beschließt Christus auf dem Tron zwischen Engelfiguren in schwarzbraunem Gewande, bärtig, doch ganz jugendlich, und ohne den späteren Ausdruck unnahbarer Majestät.

Auf der linken Wand eine entsprechende Composition von heiligen Jungfrauen, welche auf der einen Seite die Verehrung der Magier, auf der anderen ein architektonisches Abbild beschließt. Die tronende Jungfrau ist eine anmutige Gestalt, mit nonnenhafter Verschleierung um das Haupt. Die Magier tragen bunte, brokatene, sehr kurze Mäntel, Röcke und Hosen, womit ihre barbarische Herkunft aus fremden Landen mag bezeichnet sein. Ihrer Gestalt nach stellen sie, wie gewöhnlich, die drei Lebensalter dar. Die heiligen Frauen erscheinen ohne Individualität in einer und derselben Haltung und Gesichtsbildung, mit reichen byzantinischen Gewändern, weißen Schleiern, und griechische Diademe auf dem Haupt. Diese Gestalten, alle noch kunstvoll in Licht und Schatten gemalt, zeichnen sich vor anderen Figuren der ältesten Darstellung von Heiligen aus, die man in römischen Basiliken, so in S. Paul und anderen Kirchen, meistens auf

den Triumfbögen oder den Seitenflächen der Tribunen abgebildet sieht. In ihnen lebt noch die Tradition antiker Kunst; kein Zug späterer Barbarei ist sichtbar, und selbst die immer wiederkehrende Gleichheit ermüdet nicht durch Einförmigkeit, sondern verleiht dem Ganzen eine feierliche Ruhe, welche doch durch die Wolgestalt reichgeschmückter Erscheinungen angenehm belebt wird.

Dem Abbilde Ravenna's entspricht am Ende jener Reihe das Bild der untergegangenen Vorstadt Classe: eine festgemauerte Burg mit Zinnen und Türmen, das blaue Meer, Segelschiffe welche den Hafen bezeichnen. Dies ist von kräftiger Wirkung.

Ravenna besitzt keine Kirche mehr welche S. Apollinare Nuovo an edler Pracht und schönen Verhältnissen gleichkäme; aber noch eine Reihe von andern alten und merkwürdigen Basiliken, die ich nur andeuten will. Theodorich ließ dort manche arianische Kirche bauen, wie Spirito Santo, die noch erhalten ist, und S. Maria in Cosmedin, einen achteckigen Bau, die arianische Taufcapelle. Ich werde mich weder hier aufhalten, noch bei älteren Monumenten aus der Zeit der Galla Placidia, wie S. Giovanni Evangelista, S. Agata und S. Franciscus. Nur die Metropolis oder Domkirche der Stadt würde als Sitz der einst mächtigen Patriarchen eine aufmerksame Betrachtung fordern, wenn sie nicht im 18. Jahrhundert gänzlich umgebaut worden wäre.

Sie war der älteste Kirchenbau Ravenna's, und wenig später gegründet als S. Peter, S. Paul und der Lateran in Rom. Ihre Anlage rührte vom Erzbischof Ursus her, von dem sie auch den Namen Basilica Ursiana erhielt.

Sie war ursprünglich wie der alte S. Peter und S. Paul, eine fünfschiffige Basilika, die auf 56 Säulen ruhte. In ihren Schiffen sah man manches Gemälde, welches Scenen aus der Geschichte Ravenna's darstellte. Alles dies ist untergegangen, und der Neubau, so prächtig einzelne Teile in ihm sind, reizt uns nicht. Dagegen hat der erzbischöfliche Palast, welcher mit dem Dom verbunden ist, noch Reste des Altertums bewahrt, namentlich die sogenannte Capella Domestica, die noch mit Musiven des 5. Jahrhunderts bekleidet ist.

Heute ist der größte Schatz des erzbischöflichen Palasts sein berühmtes Archiv. Die Sammlung von Pergamenten (noch jetzt fast 25000 an der Zahl) und von Papyrusschriften, die bis ins 5. Jahrhundert hinaufreichen, gehörte, ehe diese letzteren in den Vatican nach Rom kamen, oder teils in den Stürmen der Zeit untergingen und zerstreut wurden (eine große Anzahl mittelalterlicher Urkunden liegt heute in Forli, und wird wahrscheinlich an das Archiv von Bologna kommen), zu den größten Schätzen der diplomatischen Wissenschaft. Wer nur immer mit der Geschichte des Mittelalters bekannt ist, weiß von den Papiri di Ravenna, welche der gelehrte Marini edirte, von des Rossi Geschichte Ravenna's, deren urkundlicher Stoff (freilich uncorrect genug) aus jenem Archiv gezogen wurde, und von Fantuzzi's großer Urkundensammlung (Monumenti Ravennati). So groß ist jedoch der Reichtum des in jenem Archiv heute Vorhandenen, daß er noch lange nicht erschöpft ist. Ein diplomatischer Codex ravennatischer Urkunden nach dem System der gegenwärtigen Wissenschaft ist sehr zu wünschen.

Nicht weit vom Dom steht das alte Baptisterium S. Giovanni in Fonte. Auch dessen Errichtung schreibt man dem Erzbischof Ursus zu. Der merkwürdige Bau, achteckiger Form, hat nur zwei römische Bogenstellungen über einander von höchst altertümlicher Gestalt. Eine Kuppel umwölbt ihn, mit Musiven ganz und gar bekleidet, welche sich noch vom antiken Ideal durchdrungen zeigen. Sie stellen in der Mitte die Taufe Christi im Jordan, rings umher die zwölf Apostel dar.

Außerhalb der Stadt liegen noch zwei andere alte Basiliken, S. Maria in Porto und S. Apollinare in Classe fuori. Die letztere ist bei weitem die schönste von allen Kirchen, welche Ravenna besitzt, und dahin wollen wir noch hinübergehen. Man weiß daß ehemals das Meer nahe an Ravenna lag, und im Verein mit Flüssen und Sümpfen dieser Stadt eine Festigkeit und zugleich eine Bedeutung gab, welche dem späteren Venedig gleich kam. Auch das alte Ravenna dessen Gründung fabelhaften Zeiten angehörte, war ursprünglich, wie Venedig, zum Teil auf Inseln gebaut, während die Lagunen des nahen Po im Norden und andere Sümpfe im Westen sich ausbreiteten. Eine so ausgezeichnete Lage bestimmte schon Augustus, Ravenna zu einer Flottenstation des adriatischen Meers zu machen, und so entstanden die Vorstädte Cäsarea und der Hafen Classe, welcher letztere von der Flottenstation selbst seinen Namen erhielt. Lange Zeit behauptete Ravenna den Handel auf dem adriatischen und jonischen Meer mit dem Orient, bis es teils durch Versandung seines Hafens, teils durch allgemeine politische Verhältnisse herabkam und seine Bedeutung auf Venedig überging.

Das Meer hat sich mit der Zeit sieben Millien weit von der heutigen Stadt zurückgezogen, so daß man seiner dort nirgends ansichtig wird. Nur an der feuchten Seeluft, welche über die Wälder der Küsten herweht, merkt man seine Nähe. Der alte Hafen ist verschwunden; nicht einmal seine Lage kann man heute mit Sicherheit angeben. Der Name einer Kirche vor den Mauern der Stadt, Santa Maria in Porto, und auch S. Apollinare in Classe bezeichnen obenhin die Richtung, wo einst Hafen und Arsenale sich befunden haben.

Um nach der Basilika von Classe zu gelangen, muß man etwa drei Millien weit nordostwärts gehen. Man überschreitet zuerst den Ponte Nuovo, die Brücke über den Fluß Ronco. Sodann erblickt man zwei Millien vor sich jene altertümliche Basilika, mit dem runden braunen Glockenturm neben ihr in völliger Einsamkeit. Ringsum eine weite, zum Teil sumpfige Ebene von ernst melancholischem Charakter, hie und da mit Reis bepflanzt, welcher das Wasser liebt. Gegen das Meer hin umschließt sie als der schönste Gürtel der meilenweite berühmte Pinienwald, und landwärts steigen am Horizont die blauen Apenninen Bologna's auf.

S. Apollinare in Classe verhält sich zu Ravenna wie S. Paul vor dem Tor zu Rom. Aber während diese große Basilika durch den Brand der sie verschlang zerstört wurde, und jetzt als ein moderner Luxusbau der Asche entstieg, ist jene unversehrt geblieben. Sie bietet, äußerlich halb verrottet und neben Ruinen ihres ehemaligen Klosters, in einer gränzenlosen Verlassenheit das reizendste Bild des Mittelalters dar.

Sie wurde im Jahr 535 von Julianus Argentarius errichtet (dem man die meisten Basiliken Ravenna's jener Zeit zuschreibt) und schon im Jahre 549 von demselben Patriarchen Maximianus geweiht, welcher auch S. Vitale vollendet hatte. Von dem Quadriporticus der sie umgab ist nur die vordere Seite stehen geblieben. Sie bildet jetzt die Vorhalle, welche bei allen alten ravennatischen Kirchen mit dem Begriff Ardica (entstanden aus Narthex) bezeichnet wird.

Das Innere ist ein herrlicher Raum von den edelsten und einfachsten Verhältnissen. Vierundzwanzig prächtige Säulen aus griechischem Marmor, nicht alten Tempeln entrafft, sondern zum Bau gehauen und geziert mit componirten Capitälern, teilen diese Schiffe, über denen sich, nach dem ursprünglichen Baustil, noch das nackte Sparrendach erhebt. Die schönen Mosaiken der Tribune, ehrwürdige Werke des 6. Jahrhunderts, glänzen beim Eintritt dem Blick entgegen. Alles atmet hier den Geist der alten Zeit, und dieser Eindruck wird verstärkt durch den Anblick einer großen Reihe von gewölbten und schwerfälligen Sarkophagen, welche an den Wänden der Nebenschiffe stehen. Ich habe in keiner Stadt so viel alte Sarkophage in Kirchen frei aufgestellt und beisammen gesehen außer in Arles in der Provence, und der Anblick jener in S. Apollinare (auch andere Kirchen Ravenna's sind daran reich) rief mir sofort die Erinnerung an die berühmte Gräberstraße von Arles zurück.

Die ravennatischen Graburnen unterscheiden sich auf eigentümliche Weise von den römischen der christlichen Epoche. Rom besitzt deren viele und ausgezeichnete in

den Grotten des Vatican oder im lateranischen Museum, hie und da auch in Kirchen, namentlich aus dem späteren Mittelalter. Es besitzt eine große Menge von Graburnen des frühesten Christentums, welche alle mit Reliefs von heiligen Geschichten bedeckt sind. Die Urnen in Ravenna dagegen gehören der gothischen, byzantinischen und auch barbarischen Zeit an. Sie sind fast durchweg bildlose und sehr massive Sarkophage aus griechischem Marmor von weißgrauer Farbe, mit christlichen Symbolen bezeichnet, und mit einer einfachen Inschrift versehen. Keiner von ihnen ist, meines Wissens, dem heidnischen Altertum entlehnt, wie es in Rom selbst einige Grabmäler der Päpste sind, sondern sie wurden selbständig gearbeitet. Ihre seltsame, ernste und mächtige Form bringt eine tiefe Wirkung hervor; in diesen hohen, gewölbten und grauen Sarkophagen möchte man eher gothische Helden als fromme Patriarchen bestattet glauben. Aber es scheint, daß die Sculptur in Ravenna schon zur Zeit der Galla Placidia abgestorben war, denn sie ist dort nur wesentlich in ihrer Beziehung auf die Architectur sichtbar. Die bildnerische Kunstthätigkeit vereinigte alle ihre Kraft in der Mosaik allein, wo sie freilich noch eine schöne Blüte trieb.

Jene Graburnen standen ehemals, christlicher Sitte gemäß, im äußeren Porticus der Kirche. Sie verschließen Patriarchen der Stadt vom 5. bis zum 8. Jahrhundert. Die lange Reihe der ravennatischen Erzbischöfe hat man übrigens, doch erst in moderner Zeit, auf den Wänden der Kirchenschiffe in Porträts dargestellt, und dies dem Muster von S. Paul bei Rom nachgeahmt. Sie beginnt wie die der Päpste mit Petrus, so mit seinem

Missionär Apollinaris, dem Stifter des ravennatischen Erzbistums. Der Schutzpatron und das hierarchische Haupt von Ravenna, obwol der römischen und absichtlichen Tradition nach von S. Peter in Rom zum Bischof eingesetzt, der Schüler also und Jünger des Fürsten der Apostel, machte dennoch lange Zeit dem Schutzpatron von Rom den Primat streitig, oder vielmehr die ravennatischen Bischöfe, welche sich seine Nachfolger nannten, sträubten sich Jahrhunderte lang die Obergewalt des römischen Stules anzuerkennen. Auch das Dominium temporale des Apollinaris war sehr reich. Die Erzbischöfe Ravenna's besaßen liegende Güter selbst in dem fernen Sicilien und im Orient, und wir bemerkten schon daß sie sich zu Herren des Exarchats machten, die Ansprüche der Päpste nicht achtend, welche diese schöne Erbschaft seit dem Falle des Langobardenreichs unter die Franken ihnen lange Zeit ohne Erfolg bestritten.

Noch im 11. Jahrhundert war der Patriarchat von Ravenna so reich und mächtig, daß Heinrich IV. dort seine kräftigste Stütze im Kampf mit Gregor VII. und der Gräfin Mathilde fand, und es war Wibert, Erzbischof Ravenna's, den er als Clemens III. zum Gegenpapst erhob. Er bezeichnet indeß die Gränze der Macht der ravennatischen Kirche, welche seither zerfiel.

In der Blütezeit des Reichs waren mehrere Deutsche von den Kaisern zu Erzbischöfen Ravenna's erhoben worden, und mit großen Privilegien der Immunität und Jurisdiction beschenkt. Auch gingen einige Päpste aus der Reihe der ravennatischen Erzbischöfe hervor, wie der kräftige Johann X. und der berühmte Gerbert oder Sylvester II.

zu Otto's III. Zeit, während große Heilige, Romuald und Pier Damiani, ihrer Kirche Glanz verliehen. So ist die Geschichte der Erzbischöfe von Ravenna (sie verdiente eine gründliche und kritische Durcharbeitung) bis zum 12. und 13. Jahrhundert ein wesentlicher Teil der Geschichte der römischen Kirche selbst und des italienischen Mittelalters, und von der größten Merkwürdigkeit. Den Anfang sie zu schreiben machte in der Mitte des 7. Jahrhunderts Agnellus von Ravenna, in seinem Liber pontificalis, einem Werk das den Stempel tiefster Barbarei in der Behandlung der lateinischen Sprache und des Stoffs an sich trägt, aber ehrwürdig ist durch Alter, unschätzbar durch viele historische Nachrichten, und anziehend durch seine kindliche Naivetät.

Mehrere Erzbischöfe Ravenna's sind in den Mosaiken der Tribune abgebildet; diese ähneln zwar im Charakter noch jenen die wir in der Stadt gesehen haben, scheinen mir aber doch später als sie. Auch hier ist die Consecration der Basilika dargestellt durch die Figuren S. Maximilians und des zu seiner Rechten stehenden Justinian. Der Kaiser hält Pergamentrollen in der Hand, auf denen man das Wort Privilegia liest, und Gestalt wie Gewandung gleicht seinen andern musivischen Porträts. Die Pietät der Geistlichkeit von S. Apollinare hat das Andenken der Wolthäter ihrer Basilika durch Inschriften auf den Wänden geehrt. Wenn sie auch neueren Datums sind, so erfüllen sie doch den schönen Tempel noch mehr mit historischem Geist, und rufen die Erinnerung einer langen und großartigen Geschichte ins Gedächtniß zurück. Eine Tafel ist Narses geweiht, von dem sie rühmt, daß

er nach Besiegung der Gothenkönige und der Wiederherstellung des Friedens in Italien dieser Kirche ein neues Gebäude hinzugefügt habe. Eine andere preist die Kaiser Justinian, Ludwig II., Otto I., Otto II., Otto III., Heinrich II., Konrad I., Heinrich III., Otto IV. und selbst die Hohenstaufen Friedrich I. und Friedrich II. wegen der Privilegien, welche sie dem Tempel und dem Kloster von Classe so reichlich verliehen haben.

Seit Karl dem Großen, der Ravenna eines Teils seiner Zierden beraubt hatte, gab es bis auf die Hohenstaufenzeit nur wenige deutsche Kaiser, welche jene Stadt auf ihren Romfahrten oder während ihrer Kämpfe in Italien nicht besucht hätten. Dies kann man aus den Itinerarien sehen, die ihre Regesten darbieten. Die Hauptstadt des alten Exarchats sicherte ihnen eine bedeutende Stellung in Italien, im Kampfe mit den Städten sowol als mit den Päpsten; die Besitzestitel welche diese darauf geltend machten, anerkannten die Kaiser nicht, denn seit der Ottonischen Zeit waren Romagna und Exarchat zweifellos Reichsländer und von kaiserlichen Grafen regiert. Erst Rudolf von Habsburg verzichtete zu Gunsten des heiligen Stuls feierlich auf die uralten Rechte welche das Reich dort behauptete. Am häufigsten waren die drei Ottonen in Ravenna, Otto I. sogar fünfmal, in den Jahren 967, 968, 970, 971 und 972. Dieser kräftigste unter den deutschen Herrschern über Italien betrachtete den Papst so wenig als Herrn Ravenna's, daß er sich sogar nicht weit von den Mauern dieser Stadt einen neuen Palast erbaute. Wo dieser lag ist nicht mehr mit Gewißheit auszumachen, aber weder Cäsarea noch

Classe waren zu jener Zeit schon ganz und gar verschwunden.

Zweimal wohnte Otto II. in Ravenna, dreimal Otto III. Dieser jugendliche Fürst erhob hier im Jahre 996 den ersten deutschen Papst überhaupt, seinen Vetter Bruno, der ihm bald darauf als Gregor V. in Rom die Kaiserkrone aufsetzte. Er liebte Ravenna und dessen Heilige mit der ihm eigenen schwärmerischen Leidenschaft. Er erhob den berühmten Gerbert, seinen Lehrer, vom Erzbischofstul Ravenna's auf den päpstlichen von Rom. Wenige Jahre gingen hin, und Otto III. erschien als Flüchtling, von den Römern vertrieben, im Kloster zu Classe, um einige Wochen in der Zelle des berühmten Romuald im Mönchsgewand unter Bußübungen zuzubringen. Dies war die schmerzlichste Epoche im Leben des letzten der Ottonen.

Heute erinnert daran eine, obwol moderne und pfäffische Inschrift, welche in die Wand jener Basilika eingefügt ist. „Otto III., deutsch-römischer Kaiser, um seiner Missethaten willen der strengsten Disciplin Sanct Romuald's sich unterwerfend, pilgerte mit nackten Füßen von der Stadt Rom zum Berg Garganus, wohnte in dieser Basilika und dem Kloster Classe 40 Tage als Büßer, sühnte im härenen Gewand und mit freiwilligen Casteiungen seine Sünden, gab ein erlauchtes Beispiel der Demut und adelte als Kaiser diesen Tempel durch seine Bußfertigkeit."[1]

---

[1] Otto III. Rom. Imp. Germ. Ob Patrata Crimina Austeriori Disciplinae Sancti Romualdi Obtemperans Emenso Nudis Pedibus Ab Vrbe Roma Ad Garganum Montem Itinere Basilicam Hanc Et Coenobium Classense XXXX

Das berühmte Kloster Romuald's wurde erst in der Epoche Napoleons I. aufgehoben; seine Gebände liegen neben der Basilika in Trümmern unter wildem Wuchs von Farnkraut und Oelgestrüpp. Die Mönche sind verschwunden, nur einer wandelt dort in der Kirche umher als trauriger Tempelhüter. Die Basilika verwittert gleich dem alten Turm zu ihrer Seite, welcher eher einem Pharus als einem Glockenturme ähnlich sieht. Die Verlassenheit umher ist in Wahrheit so gränzenlos, wie der Blick auf das schwermütige Gefilde unbeschreiblich schön. Ich sah diese große maremmenartige Fläche während eines Gewitters, das fern über dem unsichtbaren adriatischen Meere schwebte, und den Himmel mit einem finstern Blauschwarz umzogen hatte. Das sumpfige Wasser, hie und da durch einige Gräben abgeleitet, in denen die schöne Sumpflilie üppig wucherte, die düstern Tamarisken, welche die Nähe des Meeres andeuten, die zerfallenen Ruinen, die altersgraue Basilika mit ihren Erinnerungen, die öde Straße welche dies Gefilde nach Cesena hin durchzieht, der finstere, meilenlange Pinienwald, dessen riesige Wipfel still und majestätisch gleich Palmen sich erheben, und auf der andern Seite die in der blitzenden Gewitterluft ragenden Türme des alten Ravenna, alles still, schwermutsvoll und todt, nicht von der Stimme eines Vogels, noch von der Gestalt

---

Diebus Poenitens Inhabitavit Et Hic Cilicio Ac Voluntariis Castigationibus Peccata Sua Expians Augustum Dedit Humilitatis Exemplum Et Imperator Sibi Templum Hoc Et Poenitentiam Suam Nobilitavit Anno D. C. M. Das Jahr ist vielmehr 1001.

eines Menschen belebt — ja, dies brachte eine unaussprechliche Wirkung hervor.

Die melancholischen Ufer des Flusses Ronco bewahren noch eine andere Erinnerung der Geschichte, die an die Schlacht von Ravenna am 11. April 1512, eine der furchtbarsten Schlachten überhaupt, welche auf dem blutigen Boden Italiens gekämpft wurden, und von einem so heroischen Charakter, daß auch Theodorich und Odoaker den Heldenmut der Streiter würden bewundert haben. Die alliirten Armeen Spaniens und des martialischen Papsts Julius II. wurden dort von dem Heere des Königs Ludwig XII. von Frankreich unter dem Befehl des jungen Helden Gaston de Foix angegriffen, als sie Ravenna zu entsetzen versuchten, worin der General Marcantonio Colonna lag. Die Franzosen, mit denen sich Alfonso von Este vereinigt hatte, gingen als Sieger aus dem mörderischen Kampf hervor, aber sie bezahlten den Sieg mit dem Tod ihres glänzenden und genialen Führers, den eine spanische Kugel zu Boden warf. Die berühmtesten Capitäne und Männer jener Zeit, die Helden des beginnenden großen Jahrhunderts Carl's V., Spanier, Franzosen, Italiener, Deutsche, die Blüte der damaligen Aristokratie, nahmen an der Schlacht Teil; selbst ein großer Dichter, Ariosto, befand sich im ferrarischen Lager, und der später so weltberühmte Papst Leo X. geriet als Legat in Gefangenschaft. Im Heere Frankreichs, welches damals seine Kriege schon mit der erkauften Söldnerkraft unsers zersplitterten Vaterlandes führte, diente deutsches Fußvolk unter Jakob Embser und Philipp von Freiberg; dessen Zusammenstoß mit dem spanischen Fußvolk war der

Gipfel dieser Schlacht, und der heldenhafte Rückzug der 3000 Spanier längs des Ronconsers ihre bewunderswerteste That. Die Schlacht von Ravenna wurde wesentlich durch Fußvolk und durch die Artillerie des Herzogs von Ferrara zur Entscheidung gebracht. Wenn der junge Foix seinen Sieg überlebt hätte, so würde ihn nichts aufgehalten haben, Rom selbst zu erobern und den Papst Julius II. gefangen hinwegzuführen, aber das Glück, welches die Päpste fast immer begünstigt hat, brachte bekanntlich einen solchen Umschwung hervor, daß in kürzester Frist die Franzosen aus Siegern zu Besiegten wurden und Italien verlassen mußten.

Im Jahre 1557 ließ der päpstliche Präsident der Romagna Donato Cesi, später Cardinal, auf dem Schlachtfelde am Ronco die Denksäule aufrichten, welche heute dort aufrecht steht, Inschriften auf Medaillons, sehr mittelmäßiger Art, rufen das große Ereigniß ins Gedächtniß. Charakteristisch für die schon manirirt werdende Zeit ist die alberne Spielerei in diesen Versen:

Hac Petra Petrus Donatus Donat, Iberos
Gallosque hic caesos, Caesius enumerat.

Ich habe den berühmten Pinienwald (la Pineta) leider nicht besucht. Der Anblick seiner schwarzen Massen in nicht zu weiter Entfernung von Classe reizt mächtig genug sein Dickicht zu durchstreifen, oder ihn wenigstens auf der Straße nach Comacchio zu durchziehen. Der Forst ist uralt. Man sagt, daß schon die Römer aus ihm das Material für die Werften des ravennatischen Hafens zogen. Das Heer der Gothen lagerte in ihm, als Theodorich den König Odoaker in Ravenna eingeschlossen hielt. Seine

Hauptmasse besteht aus dichtem Gestrüpp verschiedenartigen Baumwuchses, aus welchem sich die herrlichen Pinien erheben. Ihre Zapfen enthalten mandelartige Kerne, welche von Ravenna aus in großer Menge weit und breit versendet werden. Man berechnet sie auf 10000 Scheffel jährlich. Ravennaten schilderten mir die innersten Wildnisse dieses Waldes, in welchem der Jäger das wilde Schwein jagt, als bezaubernd schön, und nicht minder die Gegenden wo er bis zur Küste hinabsteigt, und in malerischen Buchten vom Meer bespült wird. Er erstreckt sich längs desselben 24 Millien weit von der Stadt Cervia bis zur Mündung des Po, welche Spina oder Spineticum heißt. Seine größte Breite beträgt drei Millien. Der herrliche Wald gehört seit Alters Ravenna, deren Geistlichkeit sich fast ganz in seinen Besitz setzte. Die Päpste schützten ihn vor der Zerstörung, und er verdiente mit vollem Recht seine eigene Geschichte, die ihm gewidmet worden ist: Francesco Ginanni, Storia civile e naturale delle Pinete Ravennati. Roma, Salomoni 1774.

Wir haben die Monumente Ravenna's nach der Folge ihrer Zeiten, nicht nach ihren Localen aufgesucht, und von ihnen auch nur wenige, aber solche herausgehoben welche als Charaktergestalten ihrer Epochen bedeutend sind. Wir sagten, daß die ganze große Periode der guelfischen Zeit in Kirchen und Palästen monumental kaum mehr sichtbar sei, aber statt ihrer zeigen die Ravennaten voll Stolz in einer unscheinbaren Gasse eine kleine Gruftcapelle, welche sie mit keinem Prachtdom der Welt vertauschen würden. Dort liegt der größte Genius Italiens begraben, Held und zugleich Opfer der Kämpfe zwischen Guelfen und

Ghibellinen, denen er ein Denkmal gründete, das nur mit der Menschheit selbst untergehen kann. Die Vereinigung dreier weltberühmter Mausoleen in Ravenna, welche so große Abschnitte des geschichtlichen Lebens bezeichnen, ist ganz wunderbar: Galla Placidia, Theodorich und Dante! Der Gang von einem zu dem andern ist wahrlich eine Wanderung durch große, von Gestalten reich erfüllte Räume der Weltgeschichte.

Wenn Ravenna keine andere Zierde besäße als die ihm die Verse auf der Gruft Dante's verleihen, und keinen andern Ruhm als den, diesem Poeten das letzte Asyl dargeboten zu haben, so wäre das hinreichend genug die Stadt für alle Zeiten dem Dunkel zu entreißen. Es war um das Jahr 1320, als Dante von Verona nach Ravenna ging, heimatlos und in bitterster Armut. „Damals", so erzählt Boccaccio, „war Herr über Ravenna, eine hochberühmte und alte Stadt der Romagna, ein edler Ritter mit Namen Guido Novello da Polenta; dieser war in den liberalen Wissenschaften wol unterrichtet, ehrte die tüchtigen Männer hoch, und vor allen diejenigen welche durch Kenntnisse andere überragten. Als er hörte, daß Dante ohne alle Aussicht in der Romagna sich befinde, von dessen Ruf er lange vorher vernommen hatte, so entschloß er sich ihn in diesem verzweifelten Zustande aufzunehmen, ohne von ihm darum angegangen zu sein. Dante wohnte also in Ravenna, nachdem er jede Hoffnung der Rückkehr nach Florenz verloren hatte, einige Zeit unter dem Schutze dieses gnädigen Herrn; hier bildete er mehrere Schüler in der Dichtkunst, zumal in der lingua volgare, die er, nach meinem Dafürhalten, zuerst unter den Italienern

zu dem Range erhoben hatte, welchen Homer unter den Griechen, und Virgil unter den Lateinern ihren Muttersprachen gegeben haben.“[1]

Die Familie der Polenta hatte im Jahr 1275 die Signorie der Stadt erlangt, und in der Epoche der italienischen Tyrannis zu ihren Herrschern sich aufgeworfen, nachdem früher die Herzoge vom uralten Geschlecht der Traversari Ravenna regiert hatten. Guido da Polenta war Neffe der Francesca da Polenta, welche, mit Giovanni Malatesta von Verucchio, dem Podesta von Rimini, vermält, durch Dante selbst unsterblich geworden ist. Der Herr von Ravenna nahm keinen Anstoß an den Versen des großen Dichters, der den Schatten seiner unglücklichen Muhme unter den zu ewiger Qual verdammten Seelen aufgeführt, aber ihr tragisches Schicksal durch die Verklärung seiner Poesie zu einem Gegenstande der Rührung für alle Zeiten gemacht hatte. Dante brachte sein Lebensende unter dem Schutze Guido's zu. Doch der Palast der Polentanen ist spurlos verschwunden. Von ihrer Herrschaft über Ravenna blieb als das schönste Denkmal nur diese Poetengruft übrig. Sonst ruft nichts mehr ihren Namen ins Gedächtniß, es sei denn ein Stein welcher in der Wand der Kirche von S. Francesco eingemauert ist, einen in die Kutte der Minoriten gehüllten Mann darstellt, und diese Inschrift trägt: Hic jacet Magnificus Dominus Hostasius de Polenta qui ante diem felix obiens occubuit MCCCLXXXVI die XIV. Mensis Martii. Cujus anima requiescat in Pace.

---

[1] Man sehe das treffliche Werk Balbo's, Vita di Dante.

Die Kämpfe der leidenschaftlichen Seele Dante's, welche sein Gedicht durchstürmen und diesem den unvergleichlichen Lebensgeist der Persönlichkeit eingehaucht haben, waren geschlichtet als er in Ravenna seine Tage beschloß. Er widmete sie hohen religiösen Betrachtungen, der vita contemplativa. Er dichtete hier die Bußpsalmen und sein Credo; er schien ein Büßer geworden zu sein wie jener Otto III., welcher, nachdem seine Herrschaft über Rom in Trümmer gegangen war, sich in die Kutte hüllte und in der Zelle von S. Apollinarius betete. Als er nun zum Sterben sich legte (er starb am 14. Sept. 1321), wollte er in der Kutte der Franciscaner begraben sein. Die Minoriten rechnen ihn daher zu den Ihrigen, und man erinnere sich daß er sich selber schon in seinem Gedichte darstellt, den Strick jenes Ordens um den Leib gegürtet. Man sagt sogar: er habe sich in Ravenna wirklich unter die Tertiarier von S. Franciscus aufnehmen lassen.

Guido Polenta bestattete den todten Dichter in einem Marmorsarkophag bei den Minoriten. Er beschloß ihm ein prachtvolles Denkmal zu errichten, aber das unterblieb. Während der Unruhen denen das Haus jener Dynasten erlag, wurde das Dichtergrab vernachlässigt und fast vergessen, und erst im Jahre 1482 erinnerte man sich an eine heilige Pflicht. Die Polentanen waren vertrieben worden. Hostasius, der letzte dieses berühmten Geschlechts, endete in der Gefangenschaft auf der Insel Candia, denn die Stadt Ravenna hatte die Republik Venedig angerufen und sich in ihren Schutz gestellt. Sie wurde nun mit dieser vereinigt und sodann bis zum Jahre 1509 von venetianischen Prätoren regiert. Unter diesen war es

Bernardo Bembo, der Vater des berühmten Cardinals, welcher den Plan Guido's da Polenta wieder aufnahm und im Jahre 1482 dem Dichter ein schönes Mausoleum bauen ließ. Es ist das heutige, aber in der Umwandlung durch die päpstlichen Legaten im 17. und 18. Jahrhundert. Die Venetianer hatten nämlich Ravenna wieder an den heiligen Stul abgetreten, im Jahre 1509, zur Zeit Julius II., welcher auch Bologna an die Kirche brachte.

Das Grabmal Dante's ist ein kleiner Tempel, den eine Kuppel deckt, im Stile der Renaissance. Den innern Raum schmücken Reliefs und Inschriften. Vier Medaillons stellen Virgil, Brunetto Latini, Can Grande della Scala und Guido von Polenta dar. Der Eingangsthüre gegenüber steht der Mamorsarkophag, über ihm das Bildniß Dante's in Relief. Die bekannte Inschrift, welche er selbst sich dichtete, sagt:

Jura monarchiae superos phlegetonta lacusque
Lustrando cecini voluerunt fata quousque:
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris,
Auctoremque suum petiit fœlicior astris,
Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

Das Grab ist stets verschlossen; der Schlüssel wird auf dem Stadthause verwahrt. Der Graf Alessandro Cappi, welcher mich in das Mausoleum führte, ein schöner Mann im ersten Greisenalter, hatte in früher Jugend hier noch Lord Byron gesehen, in jener Epoche seines Lebens wo er die Gräfin Guiccioli liebte (diese Dame lebt noch hochbetagt, nicht in Ravenna, sondern in Paris, so wenigstens erzählte man mir). Der Lord, so sagte mein Führer, ging niemals an dem Grabmal, auch in

der Weite nicht vorüber, ohne ehrfurchtsvoll sein Haupt zu entblößen, und ich erinnere mich der schönen Verse, die er der Dante'schen Gruft gewidmet hat. Wol, hier ist ein Heiligtum, welchem jeder fühlende Mensch nur mit tiefster Rührung nahen wird, ein Wallfahrtsort der Andacht für alle welche fähig sind die freie schöpferische Kraft eines Menschengeistes zu bewundern, der über dem Sturm seiner Leidenschaften einen solchen ruhigen und ewigen Himmel verklärter Ideale aufzubauen vermochte. Dante hat in Wahrheit an seinem eigenen Leben dargestellt was eigentlich sein ganzes Vaterland in der guelfischen Epoche so bewundernswürdig macht, wo mitten unter den schrecklichsten Kämpfen der Parteien überall aufsproßten zahllose edle Blüten der Kunst und des Wissens, und schon dies geschichtliche Verhältniß macht ihn zum Repräsentanten und Inbegriff seines Nationalgeistes in einer langen Periode.

Die Einsamkeit seines Grabes ist bezaubernd; es ist gut daß die Ravennaten den reuigen Florentinern verweigerten, ihren Nationalschatz auszuliefern. Denn so setzt Dante noch sein Exil fort, und er ruht in der berühmten Stadt, unter deren gastlichem Schutze er gestorben ist; in einem Denkmal, an dessen Errichtung die erlauchte Republik Venedig und das Papsttum Anteil haben, und welches frei und isolirt dasteht, wie ein Königsgrab, wie das Mausoleum des großen Theodorich.



Streifzug

durch

die Sabina und Umbrien.

1861.



Eine Fahrt von Rom durch römisch Tuscien, die Sabina und Umbrien ist heute um so anziehender, weil der Reisende in den ehemaligen päpstlichen Provinzen, nun annectirten Teilen des Königreichs Italien, viele neue Beobachtungen machen kann. Statt mit der täglichen Post zu fahren, ist es besser, einen Vetturin bis Perugia zu nehmen. Das echt italienische Institut der Vetturine wird in einigen Jahren durch die Eisenbahnen verschwinden und mancher wird es bedauern. Wenn auch nicht immer bequem, so ist diese Art des Reisens doch mit vielerlei Vorteilen verbunden. Man lernt das Land kennen und hat Erlebnisse unterwegs, was mit der Eisenbahn aufhört.

Mein Vetturin trabte recht wacker auf der alten flaminischen Straße fort, in hoher Morgenfrühe, bei dem köstlichsten Septemberwetter. Die Fahrt durch jene tuscische Campagna ist wahrhaft schön, weil der Soracte und das mächtige Sabinergebirg zur Rechten die herrlichsten Ansichten entfalten. Der Orte giebt es in dieser Oede sehr wenige. Zuerst erreicht man hinter dem dritten Meilenstein Prima Porta, die Saxa Rubra des Altertums, so genannt von den rötlichen Tufffelsen die sich dort erheben. Dieses vulcanische Gestein ist der römisch-tuscischen Land-

schaft besonders eigen; es bildet sehr malerische Formationen von Hügeln, Schluchten, natürlichen Mauern und Hochflächen, die zum Anbau von Städten einladen. Wer Veji und Civita Castellana kennt, erinnert sich dieses ausgeprägten Charakters, welcher so ganz von jenem Latiums abweicht.

Der Tiber fließt in schönen Windungen durch dies Gebiet, von fernen Bergreihen prachtvoll eingefaßt. Man verläßt ihn jedoch bald, indem man linkswärts abbiegt, um Castelnuovo vorbei Rignano zu erreichen. Ein Zug päpstlicher Reiterei belebte die Straße; diese Truppe bewegte sich, in dichten Staub eingehüllt, ziemlich rasch vorwärts, und bald sollte mir klar werden was dies letzte militärische Schauspiel in päpstlichen Landen für einen Zweck hatte.

Man weiß daß römisch Tuscien, durch den Tiber von Latium oder der Campagna geschieden, das eigentliche Patrimonium S. Peters genannt wird. Mit Unrecht datirt man den Besitz dieses Gebiets von der Schenkung der Gräfin Mathilde her. Die berühmte Beschützerin der römischen Hierarchie hatte freilich dort Domänen, aber ihre Hausmacht reichte bis tief nach Latium hinein, wo sie viele zerstreute Güter besaß. Was man nun das Patrimonium S. Petri nennt, bildete vielmehr die ältesten Grundbestandteile des Kirchenstaats; dort liegen dessen Anfänge, und das erste weltliche Besitztum welches der heilige Stul erwarb, war Sturi oberhalb des Sees von Bracciano, eine Schenkung des Langobardenkönigs Liutprand.

In der carolinischen Epoche gebot der römische Bischof

über alle die noch heute dauernden Städte im römischen Tuscien; die er durch Delegaten unter dem Titel von Duces, Comites und Rectoren verwalten ließ. Doch dies Besitztum ging allmälig verloren, sobald sich nach dem Falle des carolinischen Reichs erbliche Grafen jener Orte bemächtigten. In der Epoche Mathildens besaß der Papst weder in Tuscien, noch in der Sabina mehr politische Landesgewalt, sondern hundert kleine Grafen und Landbarone herrschten dort, und spotteten der Schenkung Pipins und Karls. Vieler Kriege, langer Jahrhunderte bedurfte es um den heiligen Stul in den Besitz dieser alten Patrimonien zu setzen.

In Rignano rasteten wir sechs Stunden des Tages über. Dieser Ort gehört noch zur Comarca von Rom, welche hier endet, denn jenseits beginnt die Delegation Viterbo. Er ist klein und unansehnlich, aber ein Herzogtum wie viele andre römische Nester. Der älteste Sohn des Hauses Massimo führt jetzt den Titel Duca di Rignano. Im Gasthofe des Städtchens fand ich einen päpstlichen Colonnell, welcher als verabschiedeter Officier nach seiner Heimat Macerata reisen wollte, aber in Narni von den Piemontesen zurückgewiesen worden war, weil auf seinem Paß das Visum des „italienischen Consuls" fehlte. Man schilderte mir überhaupt die piemontesische Gränzwacht, die ich bald erreichen mußte, als sehr streng; man sagte mir daß alles was von Rom komme verdächtig, daß die Furcht vor reactionären Umtrieben groß sei. Zugleich gingen sowol in Rignano als in allen andern Orten dieses Gebiets aufregende Gerüchte von dem Einbruch von 200 Neapolitanern oder von einer Bande Reactionäre, welche,

als Zuaven verkleidet, von Corneto her sich aufwärts bewegten, um den Fluß zu überschreiten. Einige Leute versicherten sogar, daß sie das Corps im Lager gesehen hätten, kurz man fürchtete Excesse ähnlich jenen im Neapolitanischen. Selbst mein Vetturin wurde ängstlich, und beschloß seinen Tagesmarsch abzukürzen, indem er schon in Civita Castellana Halt machte. Die Bewegung eines Zuavencorps oder einer Freischar dieser Art war es denn auch, welche, wie man mir sagte, den Ausmarsch jener päpstlichen Reiterei in der Richtung auf den Tiberfluß veranlaßt hatte. Wir haben indeß nichts von dieser Bande wahrgenommen, sondern wir setzten unsere friedliche Reise Nachmittags durch die herrliche Tiberlandschaft weiter fort.

Und immer schöner wird die Gegend, sobald man Rignano verläßt um nach dem nahen Civita Castellana zu fahren. Man rollt auf der Via Flaminia dicht am Fuße des Soracte hin, welchem man lange Zeit so nahe bleibt daß man den Ort auf ihm, die mittelalterlichen Türme, und die Kirche auf seiner Höhe deutlich betrachten kann. Jener Berg, dem Horaz und Virgil ein paar Verse gewidmet haben, ist weithin im tuscischen Lande und schon von Rom aus sichtbar. Er erhebt sich ganz isolirt als eine rötliche, scharf und schön gemeißelte Kalksteinmasse seitwärts vom Tiber. Seine inselartige Gestalt, seine Farbe, und die anmutige Form erinnerten mich lebhaft an den Monte Trocchio in der nächsten Nähe S. Germano's, obwohl er größer und höher ist. Seine Höhe beträgt nämlich über 2000 Fuß. Der Archäolog kennt diesen schönen Berg wegen der uralten Culte die dort ihr Local

hatten, und den Geschichtschreiber erinnert er an vielerlei Epochen im Mittelalter. Jener Papst Sylvester welcher sich vom Kaiser Constantin, den er der Sage nach im lateranischen Palast taufte, das ganze Land Italien, die Hauptstadt Rom, ja das ganze Abendland schenken ließ — und wie lange Zeit hindurch hat man nicht an diese lächerliche Schenkung geglaubt? — jener glückliche Papst also lebte in der Einsamkeit des Soracte versteckt, so lange als die letzte Christenverfolgung dauerte. Ihm zu Ehren wurde schon im frühesten Mittelalter das Kloster S. Sylvester auf der Spitze des Bergs, und wie man behauptet, über den Trümmern des Apollo-Tempels erbaut. Dies Kloster war eine Zeitlang berühmt und stark besucht, als eins der ältesten im Landgebiete Roms. Karlmann, der älteste Sohn des großen fränkischen Helden Karl Martell, nahm hier im Jahre 746 die Kutte, vertauschte aber die reizende Einsiedelei mit dem noch schöneren Monte Casino, um sich den lästigen Besuchen zu entziehen welche ihm fränkische Edle machten, wenn sie die flaminische Straße herab nach Rom reisten. Diese Beziehung des einsamen Berges auf die große Epoche Karls gibt ihm in der That einen Reiz mehr.

Noch andere Klöster entstanden hier; darunter S. Andrea am Fuße des Bergs (jetzt zerstört), wo im 10. Jahrhundert der Mönch Benedict eine barbarische, doch durch historische Notizen wichtige Chronik schrieb. Pertz fand sie in der Chigiana zu Rom, und ließ sie in den Monumenta Germaniä abdrucken. Ueberhaupt war gerade diese Gegend an den Gränzen der alten Sabina ein wahres Stammland der Benedictiner. Jenseits über

dem Tiber, wenig entfernt vom Soracte, liegt noch heute das uralte Kloster Farfa, jetzt in Verlassenheit, eine ehemals berühmte Stiftung langobardischer Zeit, eine kaiserliche und ghibellinisch gesinnte Abtei, welche den deutschen Kaisern oftmals zum Stützpunkt in diesen Gegenden diente. Sie hat der Culturgeschichte im Ganzen wenig Früchte getragen; aber die Forschung über das römische Mittelalter verdankt dem Sammlerfleiß ihrer Mönche den kostbaren Codex farfensischer Regesten, welchen die Vaticana verwahrt. Dies wichtige Urkundenbuch, ein Seitenstück zu den Regesten des Petrus Diaconus von Monte Casino, ist eine vorzügliche Quelle geschichtlicher Forschung geworden. So betrachtet man mit nicht geringem Anteil das großartige Gefilde um den Soracte, und man erinnert sich mancher Romfahrt unserer deutschen Kaiser während ihrer Kämpfe mit dem gregorianischen Papsttum. Unterhalb des Soracte liegt auch die Tiberfurt, wo sie gewöhnlich über den Fluß setzten, bei dem alten Flajanum, dem heutigen Fiano.

Ich habe es bedauert, daß ich nicht zu dem Ort S. Oreste emporsteigen konnte, welcher recht einladend auf dem Rücken des Berges steht. Die Archäologen wollen wissen daß dort einst der berühmte Tempel der Feronia stand, daß der darauf gebaute Ort ursprünglich S. Edistio, dann corrumpirt S. Resto hieß, woraus S. Oreste entstanden sei. Doch viel wahrscheinlicher ist es, daß dieser Name aus dem alten Soracte selbst herzuleiten sei. Der Name eines heidnischen Bergs verwandelte sich im barbarischen Mittelalter in den eines unbekannten oder fingirten Heiligen.

Ich erreichte Civita Castellana um 6 Uhr Abends.

Der Anblick dieses merkwürdigen Orts ist unvergleichlich, und übertrifft selbst den von Veji, weil er viel mehr ein ganzes und abgeschlossenes Gemälde darstellt. Er erhebt sich auf einer Felsenfläche, deren schroffe, rötliche, malerisch umrankte Wände als natürliche Mauer dienen, während der Fluß Treja um sie herfließt. Schön gebaute, zum Teil alte Brücken führen von mehreren Seiten über den Fluß; eine derselben sieht der neuen Brücke von Arricia ähnlich, ist aber keineswegs so großartig. Die tiefe und prachtvolle, oft sehr enge Felsschlucht, welche die Treja durchrissen hat, bietet die mannichfaltigsten und wahrhaft überraschende Ansichten dar, die den Maler entzücken müßten. Die Wahl des Locals dieser etruskischen Orte ist immer höchst passend und praktisch gewesen.

Hier soll das uralte Falerii gestanden haben, während man in den noch heute sichtbaren Ruinen von Falari, wenig seitwärts von Civita Castellana, die spätere römische Colonie Falerii zeigt. Im Mittelalter, als die Saracenen diese Gegenden unsicher machten (sie zerstörten einst auch die Abtei Farfa), wurde das älteste verlassene Falerii wieder bevölkert, weil seine ausgezeichnet feste Lage auf der Felsenplatte den besten Schutz darbot, und so entstand die Civitas Castellana, lange Zeit der Sitz mächtiger Grafen und in der Geschichte der Päpste häufig genannt. Der standhafte Gegner Gregors VII., Wibert von Ravenna, als Gegenpapst Clemens III., lebte hier in seiner letzten Zeit, und starb auch daselbst. Auch Alexander III. starb hier. Heute bietet diese freundliche und geräumige Stadt (von nur 2400 Einwohnern) wenig bemerkenswertes dar. Sie ist ein Bistum seit alter Zeit, wie fast jeder beträcht=

liche Ort im Patrimonium und in Latium von Alters her Sitz eines Bischofs ist. Die Kathedrale S. Maria ist sehenswert, ihr romanisches Portal und Vestibulum ein merkwürdiges Denkmal des 13. Jahrhunderts. Rundbogen, Rundfenster mit römischer Gothik; Säulen, und ein mosaicirter Architrav, völlig römisch. In der Vorhalle noch alte Inschriften, worunter die älteste eine Schenkung von Gütern aus dem 9. Säculum an die Kirche enthält.

Sonst zeigt die Stadt keine Reste municipaler Epoche, und die feudale Periode ist nur an dem alten Castell sichtbar, einem Bau aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, wie das Wappen Borgia es lehrt; denn Alexander VI. ließ diese Burg von Antonio da Sangallo errichten. In der letzten Zeit diente sie als Bagno oder Staatsgefängniß, und mancher Reisende erinnert sich vielleicht hier den berühmten Räuberhauptmann Gasparone, einen nahen Verwandten des Cardinals Antonelli, gesehen zu haben. Ob dieser Mensch noch lebt und dort noch verwahrt wird vergaß ich zu erfragen. Ich erinnere mich daß mir jemand in Rom erzählte diesen Banditen in Civita Castellana aus Neugierde aufgesucht zu haben, und daß Gasparone, auf die Frage wie viel Menschen er umgebracht, ihm geantwortet habe: „Es sind deren nicht so viele, vielleicht nur etliche zwanzig.“ [1]

Heute weht die französische Tricolore auf dem schwarzen und malerischen Turm von Civita Castellana; denn dies

[1] Gasparone wurde im Jahre 1871 entlassen, und zeigte sich sogar in Rom, wo man ihm von gewisser Seite her, als einem Sträfling päpstlicher Zeit, einige kindische Huldigungen darbrachte.

ist der äußerste Ort des Patrimonium Petri gegen die Sabina hin, welchen die Truppen Napoleons besetzt halten. Die französischen Soldaten die ich sprach, schilderten mir ihr Leben in dieser Einsamkeit als sehr traurig und langweilig, und sie hatten Grund über die brennende Sonnenglut in so schattenloser Gegend zu klagen, welche sonst ziemlich gesund sein soll. Auch ist der Wein, eine säuerliche, weiße Gattung, die man hier überall zu ziehen scheint, nicht kräftig genug.

Nach einer guten Nachtrast in dem ziemlich saubern Hotel der Post, welches wegen der Verbindungsstraßen nach der Sabina, nach Nepi, Amelia und Viterbo, die in Civita Castellana zusammentreffen, sehr lebhaften Verkehr zu haben scheint, sollte ich in kurzer Zeit die päpstliche Gränze verlassen und auf die ersten Piemontesen stoßen. Denn die Gränzscheide zwischen dem gegenwärtigen Rest des Kirchenstaats und dem neuen italienischen Reich bildet der Tiber, so weit er in seinem Laufe hier das Patrimonium und dort Umbrien und die Sabina von einander trennt.

Des Morgens um 5 Uhr von Civita Castellana abgereist, erreichte ich in einer Stunde Borghetto, ein zerfallenes malerisches Castell unweit des Flusses, und heute dort der letzte päpstliche Ort. Unten strömt der Tiber durch ein herrliches breites Tal, in entzückender Landschaft, da jenseits die schönen Berge der Sabina nahe herantreten, mit vielen altertümlichen Ortschaften, die jetzt, im Jahre 1861, alle voll von Piemontesen und von Lombarden sind.

Hier führt unterhalb Borghetto die Brücke Felice über den noch ziemlich breiten Strom. Sie ist das schöne

Denkmal Sixtus V. (Felix Perretti). Er baute sie im Jahre 1589. Bis hieher können Tiberschiffe stromauf fahren; seit einigen Jahren gehen von der Ripetta Roms sogar kleine Dampfschiffe in regelmäßiger Wochenfahrt dorthin, und stellen so einen mäßigen Waarenverkehr zwischen der Hauptstadt und der Sabina her. Die große Sommer-dürre hatte den Fluß sehr geschmälert, und höchstens zwei oder drei Kohlenschiffe sah ich am Ufer fest.

Mitten auf der Brücke stand gerade über der Inschrift Sixtus des V. die Fahne Frankreichs. Bis dahin reicht also heute das Dominium Temporale der Nachfolger dieses berühmten Papsts, und jenseits beginnt der neue Staat, welchen die merkwürdige Revolution Italiens von 1859 per fas et nefas geschaffen hat. Es war ein seltsamer Anblick am Ende der Brücke die zwei italienischen Tricoloren zu betrachten, welche mit schon welken Lorbeeren bekränzt dort hingen, nicht hoffnungsvoll in den Lüften flatternd, sondern, von keinem Winde bewegt, melancholisch an dem Lanzenschafte niederhangend. Sie schienen so verzweifelte Blicke auf die unerbittliche französische Fahne zu werfen, wie die großen und breitschultrigen Grenadiere Piemonts, die am Haupt der Brücke vor einer Hütte auf der Wacht standen. Diese kräftigen Leute sahen ernst und argwöhnisch aus, als sie in ihrem piemontesischen Dialekt, der mein an die Sprache Latiums gewöhntes Ohr beleidigte, meinen Paß verlangten. Während sie nun denselben studirten, benutzte ich diese kleine Pause, wieder nach der Mitte der Brücke zurückzugehen, um dort die Inschriften der Päpste Sixtus V. und Urban VIII. abzuschreiben. Aber wunderlicher Weise hinderte mich daran ein mir rasch nachfolgender Grenadier,

welcher mir ziemlich heftig erklärte daß er mir nicht erlauben dürfe die Brücke nochmals zu beschreiten; er selbst wagte sich nicht einen Schritt über die französische Fahne hinaus, so daß ich mich von der energischen Wirkung dieses Gränzsymbols bestens überzeugen konnte. Meine Demonstration war vergebens, der wackere Soldat begriff weder meine Absicht, noch wollte er sonstige Gründe anhören, ich mußte schlechterdings zurückgehen. Im übrigen benahm sich der Wachposten freundlich, und nicht minder der Zoll-Beamte, dem man sich hier stellen muß. Das Panorama welches man von der Brücke selbst nach der Sabina hinein vor sich hat, ist schön und mannichfach. Nahe gegenüber zeigt sich der alte und finstere Ort Magliano, Sitz des sabinischen Bischofs — der Prälat wurde vor mehreren Monaten gefangen hinweggeführt — weiter hinein liegt Poggio Mirteto, jetzt eine der Hauptstationen für die piemontesische Gränzarmee, während sich die Civil-Intendantur der ganzen Sabina in der großen Stadt Rieti befindet, dem bisherigen Sitze des päpstlichen Delegaten.

Ich fuhr in das schöne Bergland hinein. Lachende Hügel durchziehen die Sabina, reich an Wein, Oel und Castanienwuchs, bevölkert von einem kräftigen, biedern und pratriarchalischen Menschenschlag ohne Cultur. Der Charakter dieser Gegenden ähnelt nicht dem von Latium, wo doch alles sonniger und südlicher ist, sondern schon eher jenem in den mittleren Apenninen. Die ungewöhnliche Dürre des Sommers hatte auch hier alles verbrannt; der Mais stand kümmerlich in Kolben, der Weinstock versprach einen guten Ertrag, der Oelbaum nur geringe Frucht.

Die erste Stadt, die man auf der dortigen Straße erreicht, ist das uralte, jetzt sehr kleine Otricoli, der berühmte Fundort mancher Altertümer, wie des Jupiterkopfs im Vatican. Merkwürdig ist er auch dadurch, daß hier der berühmte Arnold von Brescia von den Landsknechten Barbarossa's gefangen und den Cardinälen ausgeliefert wurde, wonach man ihn zur Hinrichtung nach Rom führte. Was heute Italien vom Papst verlangt, hatte schon er damals gelehrt!

Otricoli wird eigentlich bereits zu Umbrien gerechnet, aber die Gränzen beider Provinzen sind hier kaum bestimmbar und waren immer schwankend. Heute gehört die Stadt zur Delegation Spoleto, man betritt also schon hier das Gebiet dieses alten, einst so mächtigen Herzogtums. So viele Orte man nun durchfährt, überall wird dem von Rom Kommenden die Menge der italienischen Tricoloren und Farben, sowie der frisch gemalten Wappen des Hauses Savoyen ins Auge fallen, als nicht genug wiederholte Demonstration eines neuen Zustandes. Ueberall wird er piemontesisches Militär sehen, Grenadiere, Lanzenreiter, Alpenjäger in spitzen Federhüten und blauen kurzen Mänteln, ziemlich theatralischer Erscheinung; ferner die stattlich aussehende, überall gleichförmig gekleidete Nationalgarde, welche, je weiter man sich von der römischen Gränze entfernt, desto mehr hervortritt, bis das Linien-Militär ganz verschwindet.

Hinter Otricoli zeigt sich die große Schlucht, welche die Nera durchströmt, ein wildes Bergwasser, das dem Tiber zueilt, einst die geographische Gränze zwischen der Sabina und Umbrien. Dann steigt das schön gelegene

Narni, eine der alten Hauptstädte Umbriens, mit seiner prächtigen Burg droben und vielen Kirchentürmen empor. Die Lage Narni's ist schön; der aus der großen Schlucht kommenden Nera öffnet sich plötzlich zu den Seiten ein weites herrliches Tal welches der Fluß durchrauscht, während links und rechts Bergreihen sich fortziehen. Eine kühne Brücke der Römer überspannt noch den reißenden Bergstrom. Man blickt hier voll Verlangen zu jenen Bergen Umbriens hinüber, wo das feigenreiche Amelia und so viele andere Orte deutlich sichtbar werden. Vorwärts dagegen taucht in einer Weite von nur fünf Millien zwischen grünen Hügeln das alte Interamna auf, die Vaterstadt des Tacitus, heute Terni genannt. Nichts dürfte entzückender sein als diese Landschaften im Frühling oder Herbst fußwandernd zu durchstreifen.

Außer dem schönen Schlosse hat Narni einige sehenswerte Kirchen und Klöster, so die alte dem ersten Bischof des Orts S. Juvenal geweihte Kathedrale; doch der größeste Schatz des kleinen Orts ist ein berühmtes Bild von Lo Spagna, welches die Krönung der Madonna vorstellt, im Kloster der Zoccolanti. Man begegnet Gemälden dieses ausgezeichneten Meisters in manchen Kirchen Umbriens, aber einige werden ihm fälschlich zugeschrieben.

Die Cyclopenmauern oben auf der Arx sind bis auf wenige Ueberreste untergegangen, und von den römischen Monumenten der alten Narnia, wo der Kaiser Nerva geboren wurde, hat sich nichts mehr erhalten als die Trümmer der Brücke des Augustus über der Nera. Dies Werk, eines der großartigsten dieser Art überhaupt, ist noch heute bewundernswürdig, obwol von den ursprünglichen drei

oder vier Bogen, welche die Brücke bildeten, nur noch einer aufrecht steht. Der Anblick dieser herrlichen Trümmer in Verbindung mit dem wildflutenden Wasser der Nera, einem nahen Kloster, und den übrigen Architecturmassen der Stadt, wie endlich der prächtigen Landschaft ist unvergleichlich, von welchem Standpunkte auch man diese Brücke betrachten mag.

Zum erstenmale erwähnte ihrer Martial:

Narnia sulphureo quam gurgite candidus amnis
 Circuit, ancipiti vix adeunda jugo,
Quid tam saepe meum nobis adducere Quintum
 Te juvat, et lenta detinuisse mora?
Quid Nomentani causam mihi perdis agelli
 Propter vicinum qui pretiosus erat?
Sed jam parce mihi, nec abutere, Narnia, Quinto;
 Perpetuo liceat sic tibi ponte frui.

Die Brücke stürzte erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts zusammen. Zur Zeit der Hohenstaufenkaiser bestand sie nicht mehr, denn Parcival Doria, der General Manfred's ertrank gepanzert wie er war auf seinem Rosse, als er oberhalb Narni den reißenden Fluß zu durchschwimmen wagte. Man baute, da die Kosten der Wiederherstellung der alten Brücke zu groß waren, die neue und bequemere in der Nähe jener.

Die Erwähnung des tapferen Parcival auf diesem Local bringt eine andere Kriegergestalt in Erinnerung, und diese ist noch heute ein Stolz der Narnesen. Wer vor dem Dom S. Antonio von Padua stand, sah daselbst die bronzene Reiterfigur Gattamelata's, ein Werk Donatello's und das erste dieser Art überhaupt seit dem Wiederauf-

leben der Künste in Italien. Dies Denkmal ließ die Republik Venedig einem ihrer verdienstlichsten Condottieri, jenem Gattamelata setzen, welcher der Fahne S. Marco bis zum Jahre 1441 gedient hatte. Er stammte aus Narni, sein eigentlicher Name war Erasmus.

Noch ein anderer Narnese gab dem kleinen Ort im 15. Jahrhundert Ansehen; der Cardinal Bernardino Eroli, der im Jahre 1479 starb, und dessen Grabmal in den Grotten des Sanct Peter zu Rom gesehen wird.

Die Familie dieses Cardinals dauert noch in Narni als die erste der dortigen Patriciergeschlechter fort. Sie bewohnt daselbst einen alten Palast. Einer ihrer Mitglieder ist der Marchese Giovanni Eroli, gelehrter Antiquar, Geschichtsforscher, und die lebende Chronik seiner Vaterstadt, deren Merkwürdigkeiten er vielfach beschrieben und in seiner Sammlung von Collectaneen unter dem Titel Miscellanea Narnese zusammengefaßt hat. Da ich mich einige Zeit in dem Orte aufhielt, besuchte ich diesen liebenswürdigen Herrn, einen unverheiratheten Mann in noch kräftigsten Jahren. Das Leben eines Particiers in einer kleinen, geistig öden Landstadt muß um so entbehrungsvoller sein, je größere Kenntnisse und Neigung, sie auszudehnen, er selbst besitzt. Der Marchese, offenbar erfreut einen wissenschaftlich Reisenden vor sich zu sehen, und zumal einen der von Rom gekommen war, empfing mich auf das freundlichste, befriedigte meine Nachfragen über das Gemeinde-Archiv Narni's, wie über die Archive anderer Städte Umbriens, und er lud mich endlich ein, ihn außerhalb seines Palastes in sein Atelier zu begleiten. Dies war kein Studium für Bildhauerkunst oder Malerei, sondern für Photographien.

Als ich in dies bunte, mit Glas gedeckte Gemach trat, glaubte ich in einem Treibhause zu stehn, denn die Gluthitze darin war in Wirklichkeit kaum erträglich. Hier zeigte mir der Marchese die Anfänge seiner Productionen, welche indeß so wenig gelungen erschienen, daß sie seine Gäste nicht gerade einladen konnten, sich zu Opfern seiner dilettantischen Versuche herzugeben, obwol sie bei dieser Procedur auf einem schwarz und weiß getäfelten Marmorboden sitzen oder stehen dürfen.

Von Narni aus vertieft sich der Wanderer mit wahrhafter Freude in das umbrische Land, diesen von grünen Hügeln, Olivenhainen, lachenden Tälern, und von reichlich strömenden Flüssen belebten Garten Mittelitaliens. Heiterkeit und Grazie scheinen überall verbreitet, selbst die Sprache des Volks ist melodiös. Kein Wunder, daß hier die umbrische Malerschule blühte, für deren Gestalten voll reizender und seelenvoller Anmut die Landesnatur die Quelle gewesen ist. Umbrien ist in Wahrheit die Vorstufe für das noch schönere, noch anmutigere Toscana selbst.

Nach einer herrlichen Fahrt durch die fruchtbare Campagna Narni's erreicht man schnell Terni, die Vaterstadt des Tacitus, dem Reisenden sonst durch den berühmten Fall des Velino bekannt, und eine betriebsame Stadt von nahe an 9000 Einwohnern. Ich habe den Wasserfall nicht gesehen, aber die Stadt hin und her durchwandert. Ein ziemlich sauberer Ort, in welchem die Periode der Renaissance und des baronalen Luxusstils das charaktervolle Mittelalter schon ausgelöscht hat. Viele recht ansehnliche Paläste lehren daß reicher umbrischer Adel hier

seßhaft ist. Auch bringen die gegenwärtigen politischen Verhältnisse einige Bewegung hervor.

Als ein ansehnlicher Ort, größer als Narni, an Einwohnerzahl sogar Spoleto gleichkommend, und in der üppigsten Landschaft gelegen, scheint Terni schon starke Ansprüche politischer Bedeutsamkeit zu machen. Die Italianisirung der Stadt war in starken Farben aufgetragen; ich sah selbst die Schilder von Handwerkern und Gewerbetreibenden fast überall in rot, grün und weiß gemalt, und in meinem Hotel stand die Tricolore selbst mitten auf dem Speisetisch aufgepflanzt. Wo nur immer die Nationalfarbe anzubringen ist, da wird sie in diesen neu-annectirten Orten sichtbar. Das ist kein Wunder. Unter gleichen Verhältnissen würden wir in Deutschland Dörfer und Städte nicht minder mit unserer Tricolore schmücken. In Italien wächst eine bekannte Art Wassermelone, der Cocomero; sie ist von außen hellgrün, und zeigt, durchschnitten, innen den purpurroten Wasserkern, rings umher aber eine weiße Lage. Sie bietet also die natürliche italienische Cocarde dar. Nun sah ich in einem Ort folgende heitere Darstellung: ein Melonenverkäufer hatte über seinem Tisch eine große Tricolore errichtet, worauf die Melonen-Göttin, eine genienhafte Frauengestalt, in ihrer natürlichen Cocomero-Farbe als Italia abgebildet war, mit der transparenten Unterschrift: Natura mi diè questi colori! Der moderne und geistreiche Cocomeraro hatte ohne Zweifel einen wolverdienten Zuspruch. In päpstlichen Landen bringt die Natur übrigens auch die Cocarde der Regierung hervor, nämlich als durchschnittenes gesottenes Ei. Viel Witzworte laufen über beide Cocarden im Volke um.

Eine andere Wahrnehmung machte ich hier, nämlich daß die italienische Bewegung auch eine Revolution in den Namen von Straßen, Cafés und Hotels hervorgebracht hat. Ein von mehrjähriger Reise wiederkehrender Bürger würde sich in kaum einer Stadt seines erneuerten Vaterlands mehr zurecht finden. Wo es in kleineren Orten einen Hauptplatz gibt, kann man sicher sein, daß er jetzt nicht mehr S. Maria oder S. Paolo, sondern Vittorio Emanuele heißt, und so sind andere heilige Patrone von Straßen durch Cavour, Garibaldi, Ricasoli, durch Männer des Schwerts oder des Parlaments verdrängt. Es würde erheiternd sein, die Straßen und Cafés zusammenzuzählen, welche heute in Italien allein von Garibaldi benannt sind.

Terni ist gegenwärtig das Hauptquartier des Generals Brignone; viel Linienmilitär liegt hier in Garnison. Die Straßenecken fand ich bedeckt mit Aufrufen der umbrischen Intendantur, betreffs der einzuberufenden Militärkategorien. Man sagte mir, daß die Bevölkerung in ganz Umbrien sich der verhaßten Conscription williger füge als in den übrigen annectirten Provinzen des alten Kirchenstaats, namentlich den Marken. Conscriptionsflüchtige gibt es freilich auch hier; sie verstärken die Reaction in Neapel, und die Ueberwachung der neapolitanischen Gränze ist kaum möglich bei der Beschaffenheit des Landes. Es wird eine lange Zeit hingehen ehe die Italiener sich an den Militärzwang gewöhnen. Die Freiheit davon ist ein kostbares Gut des Landmannes unter dem päpstlichen Regiment gewesen.

Groß ist die Zahl der römischen Emigranten in Terni,

wie überhaupt in Umbrien und der Sabina. Die gesammte Emigration, wie sie in verschiedenen Orten zerstreut ist, gab man mir auf 5000 an. Indeß diese Zahl dürfte übertrieben sein. Ein großer Teil der Fuorusciti lebte bisher in Rieti, aber ein zwischen den Römern und den Bürgern dieser Stadt ausgebrochener Zwist zwang jene den Ort für immer zu verlassen, und sich über Umbrien zu zerstreuen. Das Leben dieser Verbannten mag kümmerlich genug sein, denn die Comitate welche sich zum Zweck ihres Unterhalts gebildet haben, bringen schwerlich das Nötige auf. Sie conspiriren eifrig, in so naher Nachbarschaft Roms, wo sie mit dem National-Comité in directer Verbindung stehen. Wahrscheinlich sind sie es, welche die umbrischen und sabinischen Journale redigiren, namentlich L'Italia e Roma, eine Zeitung die in Perugia erscheint. Diese Blätter werden eifrig gelesen, und auch in vielen Exemplaren nach Rom eingeschmuggelt.

Von Terni fuhr ich nach Spoleto. Einförmige, aber frische Bergfahrt, viele Stunden lang, oft durch herrliche Eichenwaldung. Man passirt nämlich gleich hinter Terni den Apennin, oder jenen Gebirgskamm welcher Somma heißt. Die sehr gute Fahrstraße geht bis gegen den Gipfel immer einer durch die Strettura gebildeten Schlucht entlang, bei mäßiger Steigung. Der im Winter gewaltige Bergstrom lag von der Hitze ausgedörrt. Die Bergabhänge zu beiden Seiten sind bebuscht; Ortschaften sieht man keine, nur hie und da einzelne Gehöfte. Das Fuhrwerk verstärkte sich durch Apennin-Ochsen weißer Farbe, prächtige Thiere. Weil es nun recht langsam aufwärts geht, so ist eine Fußwanderung in dieser Gebirgs-

einsamkeit ein wahrhafter Genuß. Die Lüfte sind frisch und elastisch, man kann stundenlang wandern ohne Ermüdung zu spüren. Von Räubern ist hier nichts zu fürchten, denn ganz Umbrien erfreut sich der tiefsten Ruhe. Indem ich so, den Wagen hinter mir lassend, rüstig fortwanderte, bemerkte ich plötzlich einen Mann sich im Gebüsche seitab verstecken, wo er kauerte, und mir, sobald er meiner gewahr wurde, heftige Zeichen machte. Diese Zeichen waren die den Italienern eigenen des Herankommens. Ich blieb indeß mitten auf dem Wege stehen; der Mann winkte heftiger, und offenbar daß ich weiter gehen sollte. Ich aber blieb stehen. Wollte er mir sagen, daß ich vorsichtig sein solle? Endlich kam er selbst von dem Felsen über den Weg herab, und es enthüllte sich ein junger hübscher Mann in der Kleidung der Nationalgarde. Ihr scheint mißtrauisch zu sein, sagte er; ich habe euch zugewinkt, daß ihr ruhig euren Weg fortsetzen möget, um mir mein Spiel nicht zu verderben, denn ich habe mich hier versteckt, weil ich beobachten wollte was dort unten in der Schlucht ein junger Bursch und ein Mädchen vorhaben. Auf diese passe ich. Der naive Nationalgardist sagte dies heftig aufgeregt. Ja: „Eifersucht das größte Scheusal!“ Auch hier mitten in diesem stillen Gebirg, das nur für patriarchalische Zustände geschaffen zu sein scheint, kauert dieser Drache in seiner Höle. Der von diesem Dämon Geplagte mochte freilich guten Grund haben, denn ich sah bald darauf das Pärchen aus mysteriösen Waldbüschen hervorschleichen, wo sich das Mädchen von seinem Schatz trennte und am Rinnsal des Bergbaches weiter

fortging, während jener verschwand. Einer Coltellata wird er schwerlich entgangen sein.

Wir erreichten endlich das Joch der Somma, wo die Ochsen ausgespannt wurden. Von hier rollt man auf der Fahrstraße, gerade an einer eben solchen Wasserschlucht als man aufwärts begleitete, sechs Millien weit abwärts, durch reizende Bergpartien, bis sich überraschend schnell das alte Spoleto und hinter ihm das Tal des Clitumnus, wie die Tiberebne zeigen. Der Anblick dieser Stadt, nach vielstündiger Vereinsamung im tiefsten Gebirge, ist sehr schön. Mir schien, als hätte ich nie etwas so malerisches gesehen als jene alte schwarze Burg über der vielgetürmten, schöngegliederten Stadt, wie sie sich mit ihren stumpfen Türmen und crenelirten Mauern hoch über ihr erhebt. Sie empfing gerade das tiefgoldene Licht der untergehenden Sonne, und so war dies ein Gemälde von vollkommen historischem Stil. Es kommt freilich viel darauf an, aus welchem inneren Gesichtspunkt man eine altertümliche Stadt betrachtet; denn es ist immer die Vorstellung selbst, welche das den Dingen an sich Eigene und Bedeutende verklärt. Ich kannte Spoleto noch nicht, und welche reiche Geschichte enthält diese Stadt nicht vom alten Langobarden-Herzog Faroald an bis zum verunglückten General Lamoricière, der hier im Jahre 1860 sein Hauptquartier aufschlug, um den Kirchenstaat gegen die neuesten Usurpatoren mit einer Handvoll Legionäre zu verteidigen.

Als ich in Spoleto einfuhr, verwischte sich jedoch das Bild des Altertums; auf der saubern Esplanade strömte die elegante Welt hin und her, und freundliche, selbst reinliche Straßen, moderne Gebäude, ein Anstrich von

heiterer Wolhabenheit machten den angenehmsten Eindruck fröhlichen Lebens.

Das langobardische Herzogtum Spoleto wurde um 570 gestiftet, bald nachdem König Alboin sein Volk nach Italien geführt hatte. Seine ersten beiden Herzoge waren Faroald und Ariolf; sie entrissen den Griechen eine Provinz nach der andern, und das Herzogtum umfaßte mit der Zeit einen großen Teil Mittelitaliens, ganz Umbrien, die Sabina, das Marsenland (die heutigen Abruzzen), und die Marken Fermo und Camerino. Die Päpste in Rom gerieten oft in äußerste Bedrängniß durch die Herren von Spoleto, deren Macht ihnen gefährlicher wurde als die von Benevent, dem zweiten großen Herzogtum der Langobarden, welches ebenfalls am Ende des 6. Jahrhunderts gestiftet worden war. Selbst als Karl der Große dem Langobardenreich ein Ende machte, blieb die Gewalt der Herzoge von Spoleto, der nun fränkischen Vasallen, noch groß genug. Franken selbst trugen dort die Herzogswürde, und nach dem Falle der Carolinger konnte Guido von Spoleto sogar die römische Kaiserkrone sich aufs Haupt setzen. Er vererbte sie seinem Sohne Lambert, einem glänzenden und heldenmütigen Jüngling, der aber plötzlich durch einen Sturz auf der Jagd sein Leben verlor (898). Guido und Lambert waren demnach die beiden Kaiser, welche aus Spoleto auf den römischen Tron stiegen, Nationalkaiser, wie die Italiener sie im Gegensatz zu den Imperatoren deutscher Nation nennen, obwol auch sie von fränkischem Geschlechte waren.

Als später das Reich in der deutschen Nation durch die Ottonen hergestellt wurde, besetzten die Kaiser den

herzoglichen Stul von Spoleto nach Willkür, kein erbliches Dynastengeschlecht kam dort auf. Vorübergehend wurde Spoleto mit dem Mathildischen Lande, selbst mit Ancona verbunden, bis die Päpste günstige Verhältnisse benutzten sich jenes Herzogtums zu bemächtigen, auf welches sie schon seit Karl dem Großen Ansprüche machten. Es war Innocenz III., und vollends Gregor IX., welcher Spoleto, die Marken Ancona, Camerino und Fermo an die Kirche brachte. Die eigentliche Besitzergreifung jener Gebiete durch den heiligen Stul datirt also vom Anfang des 13. Jahrhunderts; aber manche Landschaften gingen ihm später wieder verloren; so die Mark Ancona, welche erst im Jahr 1532 an Rom fiel, und ebenso Fermo und Ascoli, das gleichfalls erst damals römisch wurde.

Alle diese Provinzen verlor der heilige Stul in kurzer Zeit, um die Mitte des Septembers 1860. Lamoricière hatte Spoleto zu seinem Hauptquartier gewählt; die Position war gut, weil sie eine mittlere Lage darbot, von wo nach jeder der drei Seiten des Angriffs Truppen leicht entsendet werden konnten. Der General Schmidt hatte sein Quartier in Foligno, Pimodan stand mit der zweiten Brigade in Terni, und de Courten in Macerata. Nun glaubte Lamoricière anfangs, daß er sich nach dem Neapolitanischen gegen Garibaldi würde zu wenden haben, aber die Kundgebung des Generals Fanti belehrte ihn, daß die Piemontesen in Umbrien und die Marken einrücken würden. Schon am 8. Sept. brachen die Freischaren Masi's bei Città della Pieve in den Kirchenstaat und rückten auf Orvieto. Am 10. Sept. zog Lamoricière seine Corps zusammen und am 12. brach er von Spoleto

nach den Marken auf, während ihm Pimodan folgte. In der Citadelle Spoleto's hatte er 300 Irländer unter dem Major O'Reilly zurückgelassen mit ein paar Kanonen. Diese kleine Festung wurde am 17. Sept. von den Piemontesen unter dem General Brignone angegriffen; die Irländer verteidigten sich nach Lamoricière's Bericht tapfer, schlugen einen Sturm zurück und ergaben sich endlich nach zwölf Stunden. Die Piemontesen hatten, so sagt Lamoricière, 100 Mann an Todten, 300 an Verwundeten verloren, die Päpstlichen zählten nur 3 Todte und 6 Verwundete. Es ist wunderlich genug, daß die letzte Waffenthat welche in der alten Burg geschah Irländern angehört.

Man sieht noch die Spuren des letzten Kampfes auf ihr. Kein Militär liegt gegenwärtig darin, aber sie dient noch zum Bagno für Verbrecher.

Sonst ist alle Erinnerung an die Ereignisse des vorigen Jahres in Spoleto fast verschwunden. Die ehemalige Delegation hat sich in eine Unterpräfectur verwandelt, und steht unter Perugia, dem Sitze der Central-Intendantur von ganz Umbrien. So hat Spoleto den Charakter und die Vorteile einer Provinzial-Hauptstadt verloren; der Sitz des Delegaten konnte bisher mit einem kleinen Hofe verglichen werden, und solche päpstliche Provinzial-Regierungen, namentlich die der Cardinal-Legaten, behaupteten eine gewisse Selbständigkeit. Das alles wird nun fortfallen, Präfecturen und Kreise werden an die Stelle ehemaliger politischer Provinzen treten, und die alten historischen Begriffe Umbrien, die Marken, Sabina nur noch einen geographischen Wert behalten.

Die Straßen der Stadt gehen bergauf, doch in sanfter

Steigung, und angenehme Plätze durchbrechen sie. Viele Teile sind außerordentlich malerisch, so recht italienisch, auch hie und da wüste und verwohnt. Man sieht dem Ort an daß er einst ein reiches Land beherrschte und der Mittelpunkt einer kleinen Monarchie war, obwohl er heute kaum noch 9000 Einwohner zählt. Auch hier ist der vorherrschende Charakter der Architectur die Renaissance. Das höhere Mittelalter ist ziemlich zurückgedrängt, von römischen Altertümern zeigt sich mancher Ueberrest, und ein altes Tor beim Palast Gavotti erinnert sogar noch an Hannibal, der nach der großen Schlacht am trasimenischen See von Spoleto zurückgewiesen wurde. Es heißt Porta della Fuga oder di Annibale.

Nur langobardische Altertümer wird man in Spoleto vergebens suchen. Meine erste Frage war hier die: wo der Palast der alten Herzöge gestanden habe. Aber Niemand weiß darauf eine Antwort zu erteilen, und auch der Geschichtschreiber der Herzöge Spoleto's Giancolombino Fatteschi erklärt, daß dies unbekannt sei. So spurlos verschwand die Erinnerung an die Residenz einst so mächtiger und so lange herrschender Fürsten; nicht ein einzelner Stein mehr redet davon. Nur eine unverbürgte Tradition behauptet daß der Palast Aroni auf dem Domplatze die Stelle einnehme, wo seit dem ersten Herzoge Faroald (569) die Ariulf, Toto, Trasmund, Agebrand und Hildebrand, die Gisulf, Lambert und die Guido geherrscht haben, bis mit dem letzten ihrer langen Reihe, dem Schwaben Conrad, das Herzogtum im Jahre 1198 erlosch.

Nun erhebt sich als eins der ältesten Denkmäler Spoleto's der Dom auf seinem zierlichen Platz und dem Hinter-

grunde der malerischen Berghöhen. Es wurde schon vom dritten Herzoge Teudilapius im Jahre 617 gebaut, dann im Laufe der Zeit vielfach restaurirt. Es ist eine Kirche von schöner Einfachheit, mit einem Turm neben der romanisch-gothischen Façade aus dem 13. Jahrhundert. Das Atrium ist neu und ein Bau Bramante's. Die Façade ziert ein großes Musiv, ein Werk des Solsernus, welches die Jahreszahl 1267 trägt. Man bemerkt an ihm mit Ueberraschung die erste freiere Entwicklung umbrischer Kunst. Drinnen hat sich Fra Filippo Lippi, einer der liebenswürdigsten Maler der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, durch seine Fresken im Chor verewigt, und er selbst liegt dort bestattet. Das Innere ist leider gänzlich modernisirt; von mittelalterlichen Inschriften blieb nichts mehr, selbst nicht im Atrium, übrig. Der Dom ist jetzt die Hauptzierde und größte Merkwürdigkeit Spoleto's, außer ihm noch S. Pietro, eine Kirche im lombardischen Stile, sehenswert. Ihre Façade ist mit Sculpturen bedeckt, unter denen die Fabel von Reinhard dem Fuchs in naivster Weise dargestellt ist.

Das in manchen Teilen noch altertümliche Gemeindehaus bewahrt ein schönes, ja bewundernswertes Frescobild von Lo Spagna', die Madonna mit Heiligen darstellend, und eine Marmorinschrift, welche die barbarische Zerstörung der Stadt durch den Kaiser Barbarossa, den großen Städteverwüster des Mittelalters, verewigt. Ich schrieb diese Inschrift in den Charakteren des 12. Jahrhunderts von dem Steine ab. Sie ist diese:

HOC EST SPOLETVM
CENSV PPLQE REPLETVM
QVOD DEBELLAVIT
FRIDERICVS ET IGNE CREMAVIT
SI QVERIS QVANDO
POST PARTV VIRGINIS ANO
MCLV.
TRES NOVIES SOLES JVLIVS
TVNC MENSIS HABEBAT.

Wahrscheinlich ging die alte langobardische Residenz in eben diesem Brande ganz unter.

Besonders malerisch ist die Verbindung des oberen Stadtteils mit dem Monte Luco durch den riesigen Aquäduct. Dieser Berg wird nämlich von dem Hügel, auf welchem die Burg steht, durch eine 260 Fuß tiefe Schlucht getrennt, und über sie spannt sich eine großartige Brücke von zehn Spitzbogen. Ihr erster Erbauer soll schon der langobardische Herzog Teudilapius im Jahre 604 gewesen sein; im Laufe der Zeit wurde sie vielfach erneuert. Das Wasser wird über sie vom Monte Luco fort geleitet. Wenn man auf dem schmalen Brückengange vom Castell nach dem Berge geht, so erregt der Blick in die Tiefe Schwindel, zumal der Wind hier heftig zu wehen pflegt; er zwang mich bisweilen, mich ans Geländer festzuhalten. Der Monte Luco ist der Monte Serrato Umbriens. Nachdem zuerst ein syrischer Heiliger Isaak dort im 6. Jahrhundert eine Einsiedelei gegründet hatte, entstand im zehnten das Kloster S. Julian, und eine Reihe von Eremitagen. Von diesen Einsiedeleien stehen noch einige aufrecht, aber die Eremiten sind längst verschwunden; aus manchen ihrer Capellen haben Bürger

Spoleto's sich kleine zierliche Landhäuser errichtet. Das Wandern in den tiefen Eichenschatten des Berges ist ein wahrer Genuß; das balsamische Kraut strömt vom Boden sein süßes Arom aus, die Lüfte säuseln im Laub tausendjähriger Eichenwipfel, und sonst stört kaum ein Ton, kaum ein Glockenklang, die zaubervolle Stille. Dort oben gelagert blickt man auf das malerische Spoleto und die weiße Fahrstraße der Flaminia zu den Füßen der Stadt nieder, oder in das lange und duftige Tibertal hinab.

Aber vor allem majestätisch erscheint dann die Burg selbst auf ihrem Stadt und Land weit beherrschenden Berge, ein betürmtes Viereck von edelster Einfachheit der Renaissance, in Wahrheit eines der schönsten Denkmäler des Mittelalters in Italien. Der berühmte Cardinal Gil d'Albornoz, der Zeitgenosse des Volkstribuns Cola di Rienzo, hatte diese wol schon uralte Burg im Jahre 1356 neu ausgebaut, worauf ihr später der Papst Nicolaus V. die Vollendung gab. Die Erinnerungen an die alten Herzöge oder die Vögte, welche in jenem Castell hausten, sind hingeschwunden, aber aus den hohen Fensterräumen des Schlosses blickt auf den Wanderer das Bild eines reizenden, weltberühmten Weibes herab, welches einst dort residirte, weil sie Herrin Spoleto's war. Es ist Lucrezia Borgia, die Tochter Alexander's VI., die Kleopatra des 15. Jahrhunderts. Ihr Vater hatte sie im Jahre 1499 zur Regentin jener Stadt und ihres Districtes ernannt, eine Handlung, welche in der Geschichte des Papsttums völlig unerhört ist. Die schöne Herzogin verließ mit stattlichem Gefolge Rom am 8. August zu Roß, um sich auf ihren Posten

zu begeben. Schon vor Spoleto empfingen sie mit höchsten Ehren die Prioren der Stadt und geleiteten sie nach der Burg, wo sie Wohnung nahm. Sie überreichte hier ihren Untergebenen ihr Diplom und ein Breve ihres Vaters dieses Inhalts:

„Geliebte Söhne, Gruß und den apostolischen Segen. Wir haben dies Amt der Bewahrung des Schlosses wie die Regierung unserer Städte Spoleto und Foligno, und ihres Comitats und Districts der in Christo geliebten Tochter, der Edelfrau Lucrezia de Borgia, der Herzogin von Bisceglia übergeben, zum Wole und friedlichen Regiment eben dieser Orte. Vertrauend auf die besondere Klugheit und die vorzügliche Treue und Aufrichtigkeit derselben Herzogin, wie wir das des Weitern in unsern andern Breven erklärt haben, und auch auf Grund eures gewohnten Gehorsams gegen Uns und diesen heiligen Stul, hoffen wir, daß ihr nach Pflicht eben diese Herzogin Lucrezia als eure Regentin mit aller Ehre und Ehrerbietung aufnehmen, und ihr in allen Stücken gehorsamen werdet. Indem wir aber wünschen daß dieselbe ganz besonders ehren- und achtungsvoll von euch empfangen und angenommen werde, so befehlen Wir euch durch Gegenwärtiges, insofern ihr unsere Gnade wert halten und unsere Ungnade vermeiden wollet, daß ihr dieser Herzogin Lucrezia und eurer Regentin in allem und im einzelnen, was immer von Rechts und Gewohnheitswegen sich auf die besagte Regierung bezieht und was sie euch zu befehlen für gut halten wird, wie unserer eigenen Person gehorsamet und mit allem Eifer und Fleiß ihre Gebote ausführet, damit ihr euch die verdiente Billigung

eurer Dienstbarkeit erwerbet. Gegeben zu Rom am Sanct Peter unter dem Fischerring, am 8. August 1499. Hadrianus.

An die Prioren von Spoleto."

Das Leben, welches Lucrezia Borgia, plötzlich Nachfolgerin der alten Langobardenherzöge geworden, im Schlosse zu Spoleto führte, konnte ihr freilich nur langweilig und unerträglich sein. Es verlautet auch nichts von ihren Regentenhandlungen, außer daß sie eine Aussöhnung zwischen den streitenden Gemeinden von Spoleto und Terni stiftete. Im Stadtarchiv zu Trevi zeigt man noch ein Actenstück, welches von ihrer Hand mit dieser Formel unterschrieben ist: Placet ut supra Lucretia de Borgia.

Der Aufenthalt der schönen Papsttochter in ihrem einsamen Regierungssitze dauerte auch nur kurze Zeit. Sie besuchte von Spoleto aus am 21. Sept. ihren Vater in Nepi, und kehrte schon im October zu ihrer Entbindung nach Rom zurück. Wenige Monate später, im Juli 1500 erlitt sie den Tod ihres Gemals Don Alfonso von Aragon, Herzogs von Bisceglia, welchen Cäsar Borgia erst auf der Treppe des Sanct Peter dolchen, und dann in seinem Palast erwürgen ließ.

In Spoleto blieben ihre Beamten zurück, ihr Auditor Antonio degli Umioli von Gualdo, Doctor des Rechts, und ihr Secretär Cristoforo Piccinino. Sodann übertrug am 10. August 1500 Alexander VI. die Regierung Spoleto's dem Lodovico Borgia, Erzbischof von Valenza.

Man fährt von Spoleto durch schönes Land weiter nach Foligno, durch das Tal des Clitumnus, vorüber an dem kleinen unbedeutenden Tempel dieses Flußgottes, welchen man indeß nicht mehr für den von Plinius beschriebenen gelten läßt; er steht kurz vor der Poststation Le Vene, und nahe an dem Ursprung des crystallreinen Quells.

Rings umher ist lachende Landschaft, mit entzückenden Fernsichten auf die Berge Umbriens. Wenn man dies kleine Reich der Päpste durchreist, wie ich dasselbe in wenigen Wochen von der tiefsten Mitte Latiums bis zur toscanischen Gränze hinauf durchzog, so muß man sich allerdings sagen, daß es eine köstliche Monarchie war, deren Krone jeder König gern hätte tragen mögen. Man muß diese Gefilde und Landschaften mit Augen sehen und ihre altertümlichen Städte kennen, um zu begreifen, daß eine geradezu übermenschliche Größe der Gesinnung dazu gehören würde, sich eines solchen altererbten Besitztums in friedlicher Entsagung zu begeben. Doch der Gewalt der Zeit kann am Ende keine noch so legitime Macht widerstehen.

Die ansehnliche Stadt Foligno zählt doppelt so viel Einwohner als Spoleto. Sie ist betriebsam; namentlich werden hier Tuch, Papier, Wachskerzen und wie man sagt die besten Confetti in ganz Italien bereitet. Sie liegt in einer reichen Ebne, wo sie den Knotenpunkt für die umbrischen und romagnolischen Eisenbahnen bildet. Daher ist ihr eine wachsende Bedeutung für die Zukunft gewiß.

Alles ist hier mehr oder minder modern; doch gibt es noch Paläste in der Stadt, welche den Stil der Epoche Bramante's zeigen. Der Dom ist innen ganz erneuert,

und nur die Fronte hat noch die gothische Bauweise mit dem alten Portal bewahrt. Andere Kirchen sind nur durch ihre Gemälde sehenswert; so besitzt S. Nicolo eins der Hauptwerke des Meisters der Malerschule von Foligno, des Nicolo Alunno, dessen Schüler Perugino war.

Von Foligno geht es vorbei an Trevi, dann durch Spello auf der Anhöhe. Diese Städte sind originell und mittelalterlich; ihre schwarzen Mauern mit Zinnen und Türmen, und ihre alten Tore halten den Charakter der Vergangenheit fest. Bei Spello liegen noch viele Häuser in Ruinen, wie sie das schreckliche Erdbeben vom Jahre 1831 zerstörte. Dies ist nicht gerade ein Beweis von Lebenskraft der Bevölkerung. Nun wird das Land eben, man nähert sich wieder dem Tal des Tiber, der hier zwischen den beiden Berghöhen von Assisi und Perugia strömt. Man überschreitet ihn selbst unterhalb Bastia, wo er noch recht klein und kindlich aussieht. Durchweg ist die Campagna fruchtbar und wol cultivirt; man baut viel Mais und viel Wein, der hier an Ulmen rankt.

Ich bin Assisi vorübergefahren, welches ich erst von Perugia aus bequem zu sehen gedachte. Die Vaterstadt des heil. Franziscus liegt herrlich auf einer Berghöhe, welche sie selbst terrassenförmig bedeckt, mit vielen uralten Türmen und den starken Aufmauerungen der Kirche des Heiligen. Kaum zwei Millien unterhalb gelangt man zu der großen Kirche S. Maria degli Angeli. Sie war im 16. Jahrhundert über der Capelle des heil. Franziscus gebaut worden und stürzte durch das Erdbeben von 1831 zusammen. Gregor XVI. ließ sie durch den Architecten Poretti wieder herstellen. Dies Bauwerk ist eine Copie

des S. Peter zu Rom, von colossaler Masse und geistlos nüchtern. Es gibt keinen grelleren Gegensatz als der ist zwischen den mittelalterlichen Städten, die man eben gesehen hat, und solchem modernsten Bau, dem auch nicht eine Spur religiöser Ursprünglichkeit mehr inne wohnt. Die erste Vorstellung welche man bei seinem Anblick bekommt, ist vielleicht diese, daß er ganz erstaunliche Summen muß gekostet haben.

Der Raum der Kirche ist prachtvoll, das ist alles was man zu ihrem Lobe sagen kann. Nun hat sich aber mitten in ihr das Sanctuarium des heil. Franziscus unzerstört erhalten; eine kleine Capelle gothischen Stils, die einen grellen Contrast zu dem modernen Raum bildet, in dem sie so fremdartig dasteht. Man baute sie einst zum Andenken an die Erscheinung der Rosen, welche den Heiligen, als er hier betete, bestimmt haben soll seinen berühmten Orden zu stiften. Votivtafeln, Weihgeschenke hängen in dem finstern, von Kerzen sparsam erhellten Oratorium, worin auf Betstülen Andächtige niederknieen, wenn es geöffnet wird. Denn diese Capelle ist ein Heiligtum in Umbrien. An den beiden Giebeln auswärts sieht man Fresken; eines ist das Werk Overbeck's, und, wie man sagt, das beste was er gemalt hat; das andere, stark restaurirt, ein schönes Gemälde aus der Schule Perugino's, vielleicht von Lo Spagna. Beide Bilder scheinen sich zu einander zu verhalten wie eine neue Kirche zu einer alten, oder wie ein moderner Heiliger zu einem alten, oder wenigstens doch wie ein moderner Heiligenmaler zu einem alten. Jede Zeit hat ihr Maß, und nachgemachte Blumen haben keinen Duft und keine Seele.

Auch der trefflichste Künstler, ja der größte Maler wird heute kein Bild mehr zu Stande bringen, welches mit dem Zauber eines Perugino, Spagna oder Pinturicchio auf uns wirkte.

Im Convent der S. Maria leben 90 Franziscaner. Die Revolution hat weder sie noch die Klöster in Assisi angetastet, wie der mich begleitende Mönch mir versicherte. Er schien indeß sehr schen und gedrückt. Was man überhaupt von der gänzlichen Aufhebung der Klöster Umbriens geschrieben hat, ist übertrieben. In allen Orten, wo ich mich aufhielt, habe ich Mönche gesehen; man wird sie in Italien niemals los werden, sie niemals ganz entfernen können. Sie gehören zu diesem Lande, wie Pflanzen oder Thiere zu ihrem Clima. Die Capuziner, die Zoccolanti, die Benedictiner, die mit dem Volksunterricht sich beschäftigenden Klosterbrüder hat man nirgends angetastet; man hat die Klöster verringert, nach dem Gesetze Sicardi. Das Kirchengut, sehr bedeutend in Umbrien, steht unter Sequester, verkauft ist nichts worden. Daß hie und da mancher zu hastige Eingriff geschehen sei, kann nicht bezweifelt werden.

Hochgelegen auf einem Gebirgszuge über dem weiten Tiber-Tal, höchst altertümlichen Aussehens, recht an die Lage und den Charakter Palestrina's erinnernd, doch nur aus der Ferne, zeigt sich jetzt Perugia. Tritt man endlich in diese berühmte Hauptstadt Umbriens ein, so befindet man sich in einem ansehnlichen Ort mit eigentümlichem Gepräge eines bedeutenden Municipal-Lebens im Mittelalter. Diese Stadt, das Haupt des ganzen Landes Umbrien, reich und blühend, ein Museum umbrischer Kunst,

ein Mittelpunkt der Wissenschaft durch ihre einst berühmte Universität, war immer das Kleinod der Päpste, welche sie mit Vorsicht, Schonung und Liebe behandelt haben. Seit dem byzantinischen Bilderstreit war Perugia, wenigstens dem Namen nach, ein Besitz der Kirche; aber sie entzog sich für Jahrhunderte, wie andere Städte, ihrer Gewalt, und lange ragte sie unter den Republiken jener Gegend hervor. Abwechselnd hatten hier die Popolanen (Raspanti), und die Nobili (Beccarini) die Gewalt; abwechselnd herrschte die guelfische und die ghibellinische Partei. Eine Zeitlang konnte indeß Perugia gerade während dieser Factionskämpfe vielen Päpsten zum Sitze dienen. Der große Innocenz III. starb hier im Jahre 1216, und liegt auch im Dom begraben, in einer und derselben Urne mit jenem Martin IV., welcher an den Aalen des trasimenischen Sees gestorben ist, die er am heiligen Sonnabend im Uebermaß zu sich genommen hatte. Auch Innocenz IV. hielt sich in Perugia auf. Daselbst starb auch der unglückliche Benedict XI., der letzte Papst vor dem avignonischen Exil.

Im 14. Jahrhundert blühte die städtische Republik so mächtig daß sie ganz Umbrien sich unterwarf, aber schon im Jahre 1370 mußte sie sich dem Papst ergeben. Zwar erhoben sich die Bürger schon nach fünf Jahren und zerstörten die Festung welche die päpstliche Regierung angelegt hatte, doch am Ende des Jahrhunderts bezwangen sie die Päpste wieder. Damit hörten keineswegs die innern Bürgerkriege und die Wiederkehr republikanischer Selbständigkeit auf. Das Geschlecht der Oddi und der Baglioni spielte darin die hervorragende Rolle, namentlich das

letztere, welches sich durch einige tapfere Capitäne ausgezeichnet hat. Peruginer war auch der bekannte Braccio Fortebraccio, der sich im Jahre 1416 zum Herrn der Stadt machte. Endlich unterwarf sich Paul Baglione dem Papst Julius II.; es ist derselbe Dynast welchen Leo X. in der Engelsburg enthaupten ließ. Paul III. vernichtete sodann auch den letzten Rest der Unabhängigkeit Perugia's, und diese Republik wurde seither von Cardinal-Legaten regiert, die in dem alten, schönen Communalpalast ihre Wohnung nahmen.

Wie nicht viele andere Städte ist Perugia noch ganz vom Charakter des Mittelalters durchdrungen. Nichts hier von der kasernen- oder salonartigen Gleichförmigkeit modernen Wesens, überall diese feste und ernste, zugleich künstlerisch durchbildete Eigenartigkeit der Zeit der Stadtgemeinden und des Parteienkampfes zwischen Adel und Bürgerschaft. Aber die Namen der Baglioni und Braccio, der Volkshäupter und Tyrannen sind heute von dem eines schlichten Künstlers und Handwerkers verdrängt. Perugino ist der Glanz der Stadt und ihr schönster Ruhm. Man begreift erst hier die ganze Bedeutung dieses Talents, welches dem Genie Rafaels als feste Grundlage gedient hat. Doch ich will nicht Eulen nach Athen tragen, nicht von den Gemälden jenes Meisters, nicht einmal von denen im Cambio reden, noch sonst eine Beschreibung dieser überreichen peruginischen Schatzkammer Umbriens geben.

Zwei Hauptmassen bilden die eigentliche Stadt, eine obere und untere; beide sind oft durch seltsame Stiegen und Brücken aus gebranntem Stein verbunden, von denen

herab der Anblick der Gebäude wie der Landschaft höchst überraschend ist. Die obere Stadt ist das wahre alte Perugia, und enthält dessen merkwürdigste und schönste Teile, wie die breite schöngepflasterte Hauptstraße, das Monument republikanischer Größe, mit vielen Palästen aus dem 15. und noch dem 14. Jahrhundert. Ihre altertümlichen, gothisch-romanischen Façaden wirken höchst charaktervoll neben einander, als geschichtliches Gepräge, ja als das eigentliche Antlitz der Stadt. Da ist der großartige Gemeindepalast, schon gegründet im Jahre 1281, düster und tief ernst, dunkel und schwermutsvoll, mit moresker Architectur an Fenstern und Portalen, mit Wappenschildern verbündeter Städte und Fürsten, mit Sculpturen mancherlei Art. Zu Füßen des Greifen, des Sinnbildes von Perugia, hingen einst die Ketten des Tors von Siena, welche die Peruginer erbeutet hatten.

Den Domplatz, dem die eine Seite des Stadthauses zugekehrt ist, ziert noch das große Brunnenwerk des Johann von Pisa, und die bronzene Statue Julius des III. Ich sage nichts vom Dom, noch von so vielen andern Kirchen, wie von S. Domenico, worin das Grabmal Benedicts XI. steht, oder von S. Agostino und S. Francesco, denn all dies ist hundertfach gesagt worden; und hundertfach sind die Schätze der großen Privatpaläste Conestabili, Donini, Baglione, Bracceschi und Baldeschi, Monaldi, Penna und Cenci geschildert worden.

Nicht weit vom Corso erhebt sich die päpstliche Festung, das Werk Pauls III. Farnese und seines gräßlichen Sohns Pierluigi, welcher Perugia eigentlich bezwang. Diese Zwingburg wurde dort gebaut wo ehemals die Paläste

der Baglioni standen. Schon im Jahre 1848 legte man Hand daran, sie abzutragen, und gegenwärtig bezeichnet nur noch ein Steinhaufen die Stelle wo dies Fort stand, welches noch eben erst der Schauplatz der letzten Kämpfe mit dem päpstlichen Schweizergeneral Schmidt gewesen ist.

Die Ruine des Castells sieht kläglich aus. Ich fand eine Menge von Personen, namentlich von jungen Leuten, mit sichtbarer Genugthuung darauf umher gehen. Sie schienen sich an den Trümmern dieser kleinen Bastille zu weiden, und unterhielten sich eifrig mit Erzählungen von der letzten Beschießung und der Capitulation mit dem General Fanti. Das alte Fort hatte übrigens keinerlei strategische Wichtigkeit. Es war von vornherein nur dazu bestimmt, die Stadt im Zaum zu halten. Die Piemontesen konnten sich deshalb von allen Seiten nähern und ihrer sich bemächtigen, ohne von der Besatzung daran gehindert zu werden.

Man weiß nicht recht was man auf den Trümmern der Citadelle errichten wird; denn ein öffentliches Gebäude soll dort seinen Platz finden. Die Lage des Hügels ist schön, die Aussicht in das Tibertal und die Bergreihen angenehm. Der Platz vor dem abgetragenen Fort ist heute schon von Victor Emmanuel benannt, und eine Marmortafel sagt daß dies geschehen sei zum Andenken an den 14. März, an welchem er durch das National-Parlament zum Könige Italiens ernannt worden ist.

Unter dem Castell führt die Promenade in die niederen Stadtteile; das alte Glacis ist nämlich schon längst darein verwandelt worden, wie dies das Schicksal der Wälle in so vielen andern Städten in aller Welt geworden ist.

Der Spaziergang ist etwas beschwerlicher Natur, weil man ihn doch, hin und her wandelnd, bergauf wieder zurücksteigen muß. Ich erfreute mich der Allee deutscher Castanien, mit denen er bepflanzt ist; aber diese Bäume waren von der Dürre völlig blattlos, wie im Winter, und noch saßen hie und da verkümmerte und gequälte Blütendolden auf den kahlen Zweigen. Die Entwicklung der Vegetation fällt in Perugia in eine spätere Zeit als drunten im Tal, und schon früh vor Winters Eintritt bedeckt sich diese hochgelegene Stadt mit Schnee.

Es ist für einen Fremdling immer praktisch, wo er sich in einer ihm unbekannten Stadt findet, die Spaziergänge aufzusuchen. Zumal an Festtagen kommt ihm meist die Blüte des Orts entgegen. Nun aber kann ich in dieser Beziehung nicht viel Gutes von Perugia sagen; die Zahl der auf dem Glacis am sonnigsten Abend Wandelnden war sehr gering, Frauen zeigten sich einige wenige in Gesellschaft ihrer Männer. Dagegen drängten sich frech und mit Geräusch die Freudenmädchen hervor, angethan mit einem Schleier, in bergähnlichen Crinolinen, widerliche Gestalten. Es ist bedauerlich daß die Revolution von 1859 das Decorum, welches in gewisser Hinsicht fast durchweg in italienischen Städten festgehalten worden ist, nicht mehr achtet; so hat es wenigstens den Anschein, und namentlich mag in ehemals päpstlichen Städten um des Widerspruchs willen die Licenz noch zügelloser ausarten. So freches Auftreten der Dirnen erinnere ich mich indeß in keinem andern Ort gesehen zu haben als gerade in Perugia, und dies am hellen Tage, wo sich junge Männer nicht scheuten, mitten auf dem Corso Unter-

haltungen mit ihnen anzuknüpfen. Abscheulich ist auch die Ueberschwemmung Italiens mit obscönen Photographien, die in Frankreich gefertigt werden. Es ist sehr zu loben daß die päpstliche Regierung in Rom den Verkauf solcher Photographien durch ein Edict untersagt hat. Man sollte dies in jeder andern Stadt thun. Nichts muß die öffentliche Sittlichkeit so zerrütten als dieser Mißbrauch.

Im Ganzen ist Perugia wenig belebt. Von Linientruppen sah ich nicht viel; die Nationalgarde hat auch hier alle Wachen bezogen; masisches Volk liegt in der Stadt. Dies Freischarencorps ist bereits neu geordnet, und wird, wie man mir sagte, in die Armee eingereiht werden. Sein Chef Masi, jetzt Colonnell, war, so sagte man mir, ursprünglich Secretär bei einem Prinzen des Hauses Bonaparte; er trieb sich dann lange Jahre in Amerika herum, wo er sich in vielerlei Speculationen, wie es scheint, ohne Glück versuchte. Im Jahre 1859 tauchte er an der päpstlichen Gränze Toscana's als Bandenführer auf, und verdiente sich seine ersten Sporen bei Montefiascone. Es ist sehr merkwürdig daß das Wesen der Condottieri, Italien im Mittelalter vor allen andern eigen, sich so hartnäckig erhalten hat. Die Italiener scheuen den regulären Waffendienst, weil sie, bei ihrem unabhängigen Naturell, sich der Zucht nicht gerne fügen. Ich habe die Armee Franz II. von Neapel im Jahre 1858 gesehen als sie sich nordwärts gegen Aquila bewegte. Sie sah prachtvoll gerüstet und gut organisirt aus, aber diese 100000 Mann stoben vor den Freischaren Garibaldi's aus einander, und nun stellen sich ihre aufgelösten Trupps hie und da unter die Führung sehr unbedeutender Banden-

chefs, eines Chiavone, Crocco, Ninco Nanco und Cipriani, um wie Räuber tapfer zu kämpfen und sich todt schießen zu lassen. Eine solche romantische Art des Kampfes sagt dem südlichen Wesen zu. Dem masischen Volk (es ist auch Reiterei darunter) gesellen sich noch immer viel Freizügler bei, selbst aus Rom, wo oft ganz junge Leute ihren Eltern oder Brodherren davon laufen, um in Spoleto oder Perugia zu dienen.

Man sieht in den Cafés junge Officiere in lebhaften Gruppen, und merkt daß sie voll Eifer und Nationalgefühl sind. Es erschien mir überhaupt die Stimmung hier, wie in ganz Umbrien, hoffnungsvoll, wenn sich auch niemand verhelte daß die Schwierigkeit der Lage sehr groß sei. Ein Kern von Reaction ist im Lande zurückgeblieben; er besteht aus den ehemaligen Beamten, welche man, wo es immer möglich war, mit Schonung in ihren Stellen gelassen hat, aus der Aristokratie und dem Priestertum. Der umbrische Adel, namentlich in Perugia, zum Teil sehr wolhabenden und alten Familien angehörig, ist vielfach dem alten System freundlich geblieben. Außer daß ihn Tradition, Familienverbindungen und Aemter an das Papsttum ketten, fürchtet er seine Vernichtung durch die Demokratie. Diese Herren halten sich daher in mürrischer Zurückgezogenheit auf ihren Landsitzen oder in ihren Palästen in der Stadt. Der geringere Adel dagegen hat sich der Bewegung bereitwillig angeschlossen, und dasselbe gilt vom niedern Klerus.

Perugia besitzt nicht weniger als 36 Männer- und Frauenklöster. Einige von ihnen, wie die Klöster der Dominicaner, sind geschlossen, die Mönche haben sich ins

Römische gezogen. Die Priester in höheren Stellen sind der Revolution feind, aber sie betragen sich vorsichtig und klug. Der ganze umbrische Episcopat steht wie ein Mann zum Papst, wie überhaupt dies feste Zusammenhalten des Klerus in Italien, wenn man sehr wenige Ausnahmen abrechnet, etwas Imponirendes hat. In vielen Hirtenbriefen hat sich der höhere Klerus den Maßregeln des umbrischen Intendanten widersetzt, wo es Klöster, Kirchengüter, Aufhebung des geistlichen Forum, Befreiung des Unterrichts von der kirchlichen Aufsicht betrifft. Die Intendantur (heute in Händen Gualterio's) nimmt selbstverständlich auf diese Proteste keine Rücksicht. Die Presse ist ganz frei. In dem altpäpstlichen Perugia verkauft man jetzt öffentlich die Bibeln Diodati's, so gut wie in Florenz, und bei den Straßenbuchhändlern liegen die heftigsten Invectiven gegen das Papsttum aus. Die Gazzetta dell' Umbria, und das Wochenjournal Roma e l'Italia, welche in Perugia erscheinen, bringen wütende Artikel gegen einheimische Priester, wie gegen die Cardinäle in Rom. Und so wird ein alter Zustand, nur auf passiven Widerstand beschränkt, öffentlich durch die Gewalt des neuen überflutet.

Die Universität, eine Lieblingsanstalt der Päpste, durch viele treffliche Lehrer in alter und neuer Zeit ausgezeichnet, bietet denselben Gegensatz dar. Viele Professoren, darunter Männer von altumbrischem Adel, sind reactionär; das jüngere Personal hat sich der Revolution in die Arme geworfen. Die Stockung in der Lehrthätigkeit ist sehr fühlbar, denn die Jugend verläßt den Hörsal um das Gewehr in die Hand zu nehmen. Natürlich fühlt sich

die gelehrte Welt in Zuständen unbehaglich welche den Studien die Ruhe und Bedeutung nehmen. Und keine Aussicht ist vorhanden daß diesen Uebeln in Jahren abgeholfen werde, oder es müßte Perugia die Hauptstadt Italiens werden, was einige Peruginer, wie man mir lachend versicherte, in allem Ernst vorgeschlagen haben, weil ihre Stadt, abgesehen von allen andern Vorzügen, eigentlich der Nabel Italiens sei.

Der Zweck meines Aufenthaltes in Perugia waren archivalische Forschungen für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, sowol in dem vortrefflich geordneten Decemviralarchiv des Gemeindehauses, als in andern Anstalten dieser Natur.

Gegenwärtig sind an die Gemeinde alle Archive gekommen, welche den aufgehobenen Klöstern der Stadt und ihres Districts angehört haben. Es sind deren 22 unterdrückt, mit Ausnahme der Bettelbrüder, und des Benedictinerklosters S. Petrus vor der Stadt. Da aber eben dieselben Klöster schon im Jahre 1810 aufgehoben waren, so haben sich bereits damals viele Urkunden aus ihnen verloren. Ein Professor der Universität, Herr Adamo Rossi, führte mich in das ehemalige Servitenkloster S. Maria Nuovo, wo in mehreren Zimmern solche nun der Stadt überlieferte Archive versammelt sind. Ich sah hier ganze Massen von Pergamentrollen aufgehäuft und über den Boden hingestreut, ein verzweifelter und zugleich aufregender Anblick wie eines Schatzes, für dessen Hebung die Kräfte fehlen. Wir wühlten freilich darin wie Schatzgräber, und warfen eine ganze Staubwolke aus den Rollen empor, doch nicht ein einziges für mich bedeutendes Document

kam in unsere Hand, da diese Klosterurkunden nur localer Natur sind.

Die Verlassenheit solcher abgeschaffter Klöster ist grenzenlos — Gras wächst in ihren leeren Höfen; die scholastische Spinne webt ihre Netze in öden Sälen und Corridoren; in einigen schleicht noch wie ein Geist der Vergangenheit ein trübseliger Mönch als Schatten umher. Es ist das Ende einer ganzen Epoche der Geschichte, welches hier empfunden wird.

Acht Mönche leben noch in dem altberühmten Benedictinerkloster San Pietro, worin einst Gregor IX., der große Feind Friedrich's II., zwei Jahre gewohnt hat. Das Kloster ist 900 Jahre alt, seine Kirche eine auf antiken Granitsäulen ruhende Basilika von schöner Form, wie ein Kleinod der Stadt geachtet und erhalten, und ein wahres Museum umbrischer Malerei. Denn schöne Gemälde von Perugino, Orazio Alfani, Doni, Lo Spagna, und andern Meistern erfüllen sie, nebst den köstlichsten Copien von Werken Perugino's und Rafael's, welche Sassoferrato gemacht hat. Die Benedictiner beklagten dort ihr Loos nicht, sondern sie schienen gefaßt. Der würdige Abt selbst sprach sich patriotisch für die Einheit Italiens aus, nur Rom wollte er dem Papst gesichert wissen. Ich merkte indeß, daß er noch mehr auf dem Herzen hatte, was er verschwieg. Man hat auch dieser Abtei, wie der Metropole von Monte Casino, das Privilegium des Fortbestandes bis zum Tode der letzten Mönche gewährt, und diese haben eine agrarische Schule von 50 Zöglingen eingerichtet.

Ein junger Benedictiner führte mich in das Archiv

des Klosters. Es bewahrt einige Kaiserdiplome von Heinrich III., Conrad III. und Barbarossa, und viele Papstbullen. Sein Stolz aber ist oder war die älteste Urkunde, welche Perugia überhaupt besitzt: das Privilegium Benedicts VII. vom Jahre 978 für den Gründer und ersten Abt des Klosters, Petrus. Als die päpstlichen Schweizer unter ihrem Oberst Schmidt im Jahre 1859 das abgefallene Perugia erstürmten, drangen sie in dies Kloster, wo sie arge Verwüstungen anrichteten. Sie warfen, so erzählte man mir, im Archiv die Diplome aus einander, rissen die Siegel und Bullen von vielen ab, und zerstörten leider auch jenes unschätzbare Document. Es ist davon nur ein Bruchstück übrig geblieben, und das hat man an der Wand des Archivs unter Glas gesetzt. Ein klagender Mönch hat daran ein lateinisches Epigramm geheftet, welches zum Denkmal für spätere Zeiten die vandalische Unthat des furor Helveticus verewigen soll.

Ich dehnte meine umbrische Reise zum Zweck der Forschung in Archiven später noch über andere Städte aus, in welchen allen ich durch Briefe des italienischen Unterrichtsministers Michele Amari angekündigt war und die liberalste Aufnahme fand.

Von diesen Orten hat mir kaum ein anderer so angenehme Erinnerungen zurückgelassen, als Todi.

Diese uralte Stadt Umbriens, im Altertum Tuder oder Tutertum genannt, liegt auf einer lachenden Höhe über dem Tibertale, in einer von Olivenhainen und Weinbergen bedeckten Hügellandschaft, an welcher der schöne

Fluß vorüberzieht. Von den großen Verkehrstraßen nicht berührt ist sie wie eingeschlummert in ihrer eigenen Vergangenheit, in einer zauberhaften Stille, die aber keineswegs Abgestorbenheit zu nennen ist.

Es war schon Nacht, als ich mit der Post in der unten an der Höhe gelegenen Vorstadt anlangte, von welcher ich mich sofort bergauf durch das Stadttor führen ließ, um einen Gasthof aufzusuchen. Ich erwartete nichts Gutes von Todi, denn der Eintritt durch wüste und finstere Straßen in eine finstere und unheimliche Locanda versprach mir schlechte Tage. Aber schon am folgenden Morgen überzeugte ich mich, daß meine Befürchtungen grundlos gewesen seien.

Todi stellte sich mir im heitersten Morgenlicht als ein reizender kleiner Ort dar, mit so entschieden mittelaltrigem Charakter, wie ihn wenige Städte haben bewahren können. Von alten Stadtmauern zum Teil noch etruskischer Anlage umgeben, bedeckt diese Stadt die Höhe, auf welcher sie liegt, doch so, daß ihre Hauptplätze geräumig und ganz eben sind. Alte Paläste, braune Türme des Mittelalters, höchst malerische halbgothische Gebäude, ehrwürdige Kirchen und Klöster erheben sich aus ihr, überragt von dem stattlichen Dom.

Auf dem Hauptplatze stehen die öffentlichen Gebäude, die Monumente jener Zeit, wo Todi eine freie umbrische Republik war, und Kriege mit Nachbarstädten, wie Terni und Spoleto führte, oder mit andern Bündnisse schloß. Denn im 13. Jahrhundert, ihrer Blütezeit, konnte diese Stadt 1000 gewaffnete Reiter ins Feld stellen. Während sie heute nur 4000 Einwohner zählt, hatte sie damals

deren 30000 in ihren sechs Quartieren. Ihre guelfische Verfassung war ganz und gar volksmäßig, denn die Handwerkerzünfte allein regierten durch Ausschüsse des Parlaments. Ein Podesta und ein Volkscapitän für die Justiz standen an der Spitze des Freistaats, und diese jährlich wechselnden Beamten waren stets Fremde. Es finden sich darunter viele Römer aus den namhaftesten Geschlechtern des 13. Jahrhunderts, Colonna, Orsini, Frangipani, Anibaldi, Cenci, Gaetani, Savelli, Malabranca und andere.

Die ehrwürdigen Denkmäler dieser republikanischen Stadtgeschichte Todis sind noch heute das Gemeindehaus, der Palazzo Communale, und der Palast des Governators, beide auf dem Hauptplatz. Der erste ist ein großes Gebäude im römisch-gothischen Stil, von sehr edeln Verhältnissen, mit einer mächtigen Freitreppe aus Stein. Der andre hat einen höheren Turm mit einem Zinnenaufsatz an der ganzen Fronte, und erinnert leise an den venetianischen Palast in Rom. Gegenüber liegt der Dom, von gleichfalls halb gothischer Architectur, mit mächtigem Turm. Das Innere hat drei Schiffe, von denen das Hauptschiff noch den vorgothischen Bogenbau des 11. oder 12. Jahrhunderts zeigt; ein viertes Nebenschiff in gothischer Form ist später hinzugefügt worden.

Außer dem Dom ist die sehenswürdigste Kirche Todis die von S. Fortunatus, ein mächtiges gothisches Gebäude vom Ende des 13. Jahrhunderts. Der Heilige ist der Schutzpatron der Stadt, seine in malerischer Einsamkeit gelegene Kirche daher die Hauptkirche von Todi selbst.

Ich habe während meines Aufenthaltes in dieser Stadt

gerade in S. Fortunat die meisten Stunden zugebracht, denn dort befindet sich das Gemeindearchiv. Nachdem ich von dem Syndicus die Erlaubniß erhalten hatte, dies Archiv zu benutzen, führte mich der Archivar Herr Angelo Angelini durch die genannte Kirche in einen unteren Raum derselben, neben der Sakristei. Hier schob er von der Wand einen zerlegbaren Beichtstul, und machte so eine Thüre frei, durch welche wir in ein kleines Gemach traten, das Archiv selbst. In Schränken an dessen Wänden lagen, zum Teil in trauriger Vernachlässigung, ungezählte Pergamente in Haufen aufgeschichtet; in der Mitte aber auf dem Boden und auf einem Tische, mit Staub bedeckt und modernd, Massen von Büchern und auch von Pergamenthandschriften, welche einst einen Teil der Bibliothek des Cardinals und Bischofs von Albano, Bentivegna d'Acquasparta ausgemacht haben sollen. Dieser Mann, dessen Dante in seinem Gedicht einmal Erwähnung thut, starb im Jahre 1289.

An das Archiv grenzt der Raum der Bibliothek, und dort arbeitete ich über Pergamenten und Papier in der tiefsten Stille viele Stunden des Tages lang. Man gab mir erst einen Communaldiener förmlich zur Wache; da ich aber dagegen als einen mich entwürdigenden Act Protest einlegte, so setzte man mich in Besitz des Schlüssels, selbstverständlich nicht des Archivs, sondern der Bibliothek.

Es verbreitete sich schnell in Todi die Kunde, daß hier ein Fremder sich aufhalte, welcher alte Schriften und Urkunden zu lesen verstehe; in Folge dieser Neuigkeit erschien eines Tags in meinem Gasthaus der Prior der Schneider=

zunft, einen Stoß von vergilbten Papieren und Pergamenten nebst den Statuten seiner ehrenhaften Gilde unter dem Arm. Es war ein junger Mann in sehr sauberer Kleidung, mit intelligentem Gesichtsausdruck. Ich komme, so sagte er, zu Ihnen in Angelegenheiten unserer Zunft, Sie um Ihren Rat zu fragen. Nur mit Mühe unterdrückte ich hier ein Lachen bei der Vorstellung, zu wie großen Dingen ich es doch bereits in der Welt gebracht hätte, da i ch, ein Fremdling aus Ostpreußen, in einer umbrischen Stadt der Consiliar von deren Schneiderzunft sein sollte. Indem ich also die feierliche Miene eines der sieben Weltweisen annahm, fuhr der Prior fort mir zu sagen oder vielmehr zu klagen, daß die italienische Regierung ihre Hand auf alle Güter der frommen Stiftungen, also auch auf gewisse Renten der Schneiderzunft Todi's lege. Die Regierung betrachte nämlich die Ars Sartorum der Stadt, und andere Gewerke als eine Confraternität oder Genossenschaft zu frommen Zwecken, da sie seit Alters ein Hospital S. Giacomo besitze. Sie habe die Rente der Zunftgüter, 360 Scudi jährlich, eingezogen und werfe den Schneidern dafür eine nur sehr geringe Entschädigung aus. Der Schneidermeister, welcher sich vortrefflich und geläufig auszudrücken wußte, bemerkte, daß die Revolution des Jahres 1860 wesentlich durch die Handwerker gemacht sei; auch er habe damals das Gewehr ergriffen und sei nach Orvieto marschirt. Zum Dank entziehe nun die Regierung auf gewaltsame Weise den Zünften ihre uralten Güter, um sie der cassa ecclesiastica zuzuweisen. Die Pergamente, welche in Todi niemand lesen könne, habe er nach Perugia auf die Präfectur gebracht, aber dort

seien sie gar nicht angesehen, sondern in einer Kammer verächtlich auf den Boden geworfen worden. Der Prior ersuchte mich schließlich, diese Urkunden einzusehen und ihm dann zu sagen, ob sich aus ihrem Inhalt die Rechte der Zunft dem Staat gegenüber gerichtlich erweisen ließen.

Ich beschied den Schneidermeister folgenden Tags zurückzukehren, wo ich ihm Antwort geben wolle. Er kam und beruhigte sich bei meiner Erklärung, daß diese Pergamente nur Notariatsinstrumente solcher Art enthielten, daß sie für die Zunft keinen andern als den Wert der Altertümlichkeit besäßen, und dies hatte er sich, wie er selbst gestand, bereits vorgestellt.

Die Schneiderzunft in Todi ist übrigens ein lebendiges und ehrwürdiges Monument des Mittelalters, da sie schon viele Jahrhunderte besteht. Sie hat noch jetzt einen Vorstand, welcher „Consul" heißt, und sie wählt zwölf Minister als Consiliare, welche „Fratelli" genannt werden. Ihre Statuten sind sauber in einem Pergamentheft von 60 Blättern zusammengeschrieben: sie datiren vom Jahre 1308, wurden aber im Jahre 1492 aus dem ursprünglichen Latein ins Italienische übersetzt.

Ihr Anfang lautet:

El prohemio della matricola de sarturi: capitulo I.

Nel nome del nro signor Iesu Xpo et della beatissima sempre vergine maria sua madre: et del beato sancto michele archangelo: et del b. sancto ioanni baptista et S. Joani Evangelista, et de beati apostoli S. Pietro et S. Paolo: et de beati confessori: Sancto Fortunato sancto Calisto et S. Cassiano: et de tutti i sancti et sancte della corte celestiale: Questi sono

i ordinamenti et statuti iscritti: dell arte de sarturi et cinaturi della citta et contado de Todi: facte et ordinate per glomini della dectaarte: nel tempo, dello offitio de consoli: cioe delli sapienti homini iacobuccio dandreelle: della rione de sancta presedia: et de cechole de manella: del rione della valle: iscripti per me ser francesco de maestro iacomo publico notario della detta arte: nel tempo et neglanni del signore nell mille trecento otto: nella indictione sexta: nel Tempo del pontificato del nro signore benedecto papa duodecimo: et addi ventidua de novembre.

Ich habe manche freundliche Menschen in Todi kennen gelernt, die mir in allen Stücken hülfreich sich erwiesen, wie Herr Alessandro Natali, ein ehemaliger Buchhändler aus Rom, doch Bürger jener Stadt, Verleger der Geschichte Todis von Leoni, und des Lebens Bartolomeo's d'Alviano von demselben Verfasser; dieser berühmte Feldhauptmann vom Anfange des 16. Jahrhunderts war nämlich Todiner durch Geburt.

Herr Natali ist Rector Oeconomus von Monte Cristo, einem ehemaligen Frauenkloster, und jetzt Findelhause. Er führte mich an diesen schöngelegenen Ort, worin 98 Findelkinder aufgezogen werden. Auch hier ist ein Archiv; ich sah viele Pergamente, hauptsächlich das Institut betreffend, welches ursprünglich als ein Hospitale Caritatis für die Leprosi oder Aussätzigen bestimmt war.

Derselbe freundliche Führer zeigte mir auch das Capuzinerkloster von Monte Santo, das in nächster Nähe der Stadt auf einem Hügel gelegen ist. Die kleine Kirche daselbst besitzt einen schönen Lo Spagna über dem Hoch=

altar, dieselbe Krönung der Jungfrau darstellend, wie sie in Narni gezeigt wird. Man sagt, daß beide Bilder von des Meisters eigner Hand seien. Im Zimmer des Priors bewirtete man uns mit Café, und man fragte mich nach Witte, dessen großer Ruf in der literarischen Danteecultur selbst bis in diese Einsamkeit gedrungen war. Man zeigte mir mit einem gewissen Stolz eine Handschrift der Poesien des Fra Jacopone von Todi, und dieser Poet, der tiefsinnige Mystiker vom Cölestinerorden, der mutige Feind Bonifacius' VIII. ist der Ruhm Todi's. Er starb in Collazzone im Jahre 1304, liegt aber in S. Fortunat begraben. Man schreibt ihm die Dichtung Stabat mater zu, und wol mit allem Recht. Dieser berühmte Trauerhymnus reicht hin, ihm die Unsterblichkeit zu sichern. Ich fand in Monte Santo einen Mönch eben damit beschäftigt, den Codex zu copiren, worin sich auch das Stabat mater unter den andern Gedichten Jacopone's befindet. Doch gibt es ältere Handschriften der Poesien dieses Franziskaners, in Venedig und Florenz; die von Todi kann frühestens vom Ende des 14. Jahrhunderts herrühren.

Alle Herren, deren Bekanntschaft ich in Todi machte, schienen mir eines zufriedenen Daseins in ihrer engen, kleinen Welt zu genießen, und diese wird kaum durch irgend ein bemerkbares Ereigniß unterbrochen. Abends, beim Mondschein, lustwandelten auch die Damen auf dem Spaziergange, welchen sich die Stadt unter der alten zerstörten Rocca, am Abhange des Hügels angelegt hat, von wo man weiter zu der nach Bramante's Plan gebauten Kuppelkirche der Consolazione gelangt. Es gibt hier keinen großen Feudaladel mehr, denn die alten

Geschlechter sind meist untergegangen. Von ihnen waren in mittelaltrigen Zeiten die mächtigsten die Acti oder Atti, dann die Oddi, Fredi, Bentivenghi, Carocci, Pontani, Landi, Corradi, Astancolli.

Manche altertümliche Paläste erinnern noch an diese Feudalherren. In den stattlichen Häusern, welche sie gegründet haben, wohnen jetzt jüngere Geschlechter, oder verarmte Enkel. Am heutigen Tage, wo alles nur für die augenblicklichen Bedürfnisse eingerichtet wird, beschämen uns selbst in den kleinsten Städten die festen und dauernden Häuser der mittelalterlichen Vorfahren, eines massiven Geschlechts, welches von sehr starkem Willen und sehr praktischer Gediegenheit war. Diese Bemerkung machte ich Herrn Pierozzi in Todi, einem Doctor des Rechts, welcher zugleich Komödiendichter ist; und wol mancher Dramendichter dürfte diesen einsamen Todiner um das solide Glück beneiden, welches er in seinem urväterlich ererbten Palast genießt.

In Rom hatte man mir dringend angeraten, nach Aspra in den Bergen der Sabina zu gehen, wo ich ein merkwürdiges Communalarchiv finden und eine bezaubernde Bergwildniß sehen würde. Dies beschloß ich demnach von Terni aus zu thun, von wo eine Fahrstraße bis in die Nähe jenes Castells führt. Nur war das Unterkommen dort schwierig, denn in dem ganz vereinsamten Aspra gibt es kein Gasthaus. Ein Bürger von Terni versprach mir jedoch dafür zu sorgen, indem er einen Brief mir voraussandte.

Ich mietete in Terni einen kleinen Wagen, und machte mich dort auf um 4 Uhr Morgens am 1. August. Man durchzieht ein Bergland auf dem besten Wege, von Nord nach Süd, und berührt auf ihm nur kleine Gehöfte.

Manchmal geht es durch köstliche Eichenwälder hin. Die Berge öffnen sich bei Torri, einem uralten Castell, welches im 10. Jahrhundert dem in dieser sabinischen Landschaft mächtigen Geschlecht der Crescentier von Rom gehörte. Es liegt schwarz und malerisch rechts auf der Höhe. Ein großer Blick auf den Berg Soracte, die Campagna Roms, die Abhänge der Sabina und der Apenninen öffnete sich jetzt, und links eine tiefe Bergschlucht, über welcher hoch auf einem Felsen ein schwarzer Häuserklumpen lag, von einer schwarzen Mauer umfaßt, und von einigen Türmen überragt. Dies war Aspra, das alte Casperia in Römerzeiten, in Wahrheit ein Adlernest, unzugänglich und uneinnehmbar scheinend.

Es war Mittagszeit, doch die Augustluft wehte hier frisch. Langsam umkreiste das Fuhrwerk den tiefen und langen Taleinschnitt und schleppte sich dann mühsam den Feldweg bis unter die Mauer des Castells empor, wo der Fuhrmann Halt machte, mir erklärend, daß er in den Ort selbst nicht gelangen könnte, weil dieser keine fahrbare Straßen habe. Ich stieg ab und trat durch das Tor ein; welch ein Ort, wie schauerlich wild, verfallen und einsam; welch schreckliche enge Gassen ohne Luft zwischen steinernen Häuserklumpen, nicht Straßen zu nennen, sondern Rinnsale für die Wasser der Wolkenbrüche und Gewitter, die sich hier mit furchtbarer Heftigkeit entladen müssen.

Es war eben Sonntag. Das Volk von Aspra, in

blaugraue Jacken sabinischer Landesart gekleidet, spielte Ball vor den Häusern. Man starrte mich verwundert an. Ich ließ mich zum Syndicus führen bergauf, bergab. Der Bürgermeister von Aspra, angethan mit der Bauernjacke des Volks, kam hervor und sagte mir, Briefe seien von der Präfectur in Perugia, wie von Terni eingetroffen, ich könne aber heute das Archiv nicht sehen, weil es Sonntag sei, wo der Gemeindesecretär andere Beschäftigung habe. Ein Unterkommen würde ich bei einem Schuster finden, der so etwas wie eine Locanda halte.

Man führte mich zu diesem Wirt in ein wüstes Haus, wo mir ein kammerartiges Loch angewiesen wurde. Das einzige zerbrochene Fenster zitterte und klirrte von dem scharfen Luftzuge, der hier oben beständig weht, und aus ihm blickte ich mit Erstaunen auf ein Panorama von unbeschreiblicher Erhabenheit. Ich warf mich ermüdet auf das unsaubre Bett, welches in der Kammer stand, erwachte aber bald von den Bissen der Mosquitos und noch anderer Plagegeister. Der Wirt setzte mir alsbald ein Mittagsessen vor, welches ich nicht genießen konnte, und in Verzweiflung erklärte ich, daß ich hier nicht bleiben könne.

Ich eilte wieder zum Syndicus, der mich jetzt zu seinem Secretär begleitete. Wir standen alle drei unter einem steinernen Bogen, der eine Gasse mit der andern verband, während die beiden Magistrate ratschlagten, was zu thun, wie mir zu helfen sei. Endlich war folgender Beschluß des hochweisen Magistrats gefaßt: das Archiv solle mir vom Secretär unverzüglich aufgethan werden,

indeß der ehrenwerte Syndicus sich bemühen wolle, mir Aufnahme in einem anständigen Hause zu verschaffen.

Der Secretär führte mich in das Stadthaus, ein massives doch nicht altertümliches Gebäude, wo er eine kleine Kammer aufschloß. Ein paar Schränke standen darin, den Documentenschatz der Gemeinde enthaltend. Ich fand dort viele Urkunden, die sich auf den römischen Senat des Mittelalters beziehen, denn Aspra bildete zwar in jener Epoche eine eigene Gemeinde, wie andre sabinische Orte der Nachbarschaft, doch unter der Jurisdiction des Capitols, welches dorthin seine Rectoren oder Podestaten schickte. Wunderlicher Weise gab es auch hier einige gefälschte Urkunden aus dem 10. Jahrhundert.

Als der Abend kam, erschien der Secretär wieder, mir zu sagen, daß eins der besten Häuser des Castells mich aufzunehmen bereit sei. Er führte mich in der That zu einem Hause, welches palastähnlich aussah. Eine junge hochgewachsene Dame empfing mich dort, in römischer Kleidung, und mit städtischen Manieren. Sie sagte mir, das Haus schätze es sich zur Ehre einen Fremden zu beherbergen, und sie geleitete mich nach meinem Zimmer. Wir kamen durch einen wüsten Saal; der Blitz hatte vor Wochen darin eingeschlagen, Fenster und Kamin zertrümmert, und die Vorderwand zerspalten, durch welche der blaue Himmel hereinschien. Nichts war gethan, diesen Schaden zu verbessern. Alte Familienwappen aus Stein zeigten, daß dieses Haus einst einem der ersten Geschlechter des Orts gehört hatte, welches nun herabgekommen war.

Die Verwüstung des Saals machte mich neugierig auf die Beschaffenheit meines Zimmers, welches die Signora

alsbald öffnete; es war sehr wohnlich und ein sauberes römisches Bett darin. Der Bruder der Dame erschien, ein rüstiger sabinischer Jäger, ein schöner Mann, in die Uniform des Hauptmanns der Nationalgarde gekleidet. Auf das freundlichste ward ich ersucht, mich nach Gefallen einzurichten. Ich nahm die Gastfreundschaft des Hauses an, doch mit der Bedingung, daß man mir erlaube, bei meinem ersten Wirt speisen zu dürfen, an welchen ich doch von Terni aus gewiesen sei; dies ward mir zugestanden.

Zwei Tage blieb ich in Aspra, und so schrecklich mir dieser Ort anfangs erschien, so angenehm verging mir daselbst die Zeit. Ich arbeitete im kleinen Archiv von der Morgenfrühe bis 5 Uhr Abends, was die größeste Verwunderung erregte. Neugierige kamen ab und zu herein; sie grüßten mich freundlich und sahen mir mit Erstaunen zu, denn seit Jahren hatte man dort keinen Fremden gesehen. Ich zeigte dem Secretär ein Pergament als höchst wertvoll, weil es ein Schreiben des Volkstribun Cola di Rienzo an die Gemeinde von Aspra sei; er bat sich eine italienische Uebersetzung davon aus, die ich ihm dictirte, worauf er sie zum Andenken in das Archiv niederlegte.

Nachmittags ging ich mit diesem Herrn und dem Lehrer des Orts, einem Laien, zum Kloster der Capuziner, wo man ein Fest feierte. Es liegt schön auf einem von Steineichen bedeckten Berge. Frauen knieten dort in der kleinen Kirche, in dunkle Schleier gehüllt. Im Portal sah ich andere, die Frauen meiner Begleiter und junge Mädchen, von denen eins von ganz ungewöhnlicher Schönheit war, ein junges Geschöpf von kaum sechzehn Jahren, in voller

Blütenpracht ihres Frühlings, und doch tiefsinnig und ernst. Glücklich der Aspraner, der dies Götterkind einst in sein verräuchertes, vom Blitz zerschlagenes Haus heimführen darf! Meine Begleiter machten mich den Damen bekannt, unter welche ich künstliche Blumen verteilte, die man am Kloster feil bot, was sehr gut aufgenommen wurde.

So weit ich gewandert bin, so sah ich doch kaum ein Panorama von gleicher Heldenschönheit, als sich mir dort von der Höhe des Capuzinerberges darbot. Unten vor mir der plastisch geformte Soracte, das ganze Tibertal, die umbrischen Ebenen und Berge, weiter hin die Reihen der Apenninen, die Sabina, Latium, die Campagna von Rom: all dies entzückende Land in den wandernden und wallenden Karmin des Augustabends getaucht, in Wahrheit ein Paradies der Erde. In den nächsten Bergen eine majestätische Wildniß, worin uralte dunkle Castelle stehen, die Städte der Sabiner, festhaltend Geschlechter, Sitten und Lebensformen der Vergangenheit. In meilenweiter Ferne südwärts zieht sich ein dachförmiges Gebirge hin: dies ist der Monte Mario. Wo es absinkt steigt ein gewölbter Bergkegel auf: dies ist die Kuppel vom S. Peter Roms. Sie selbst erscheint in dieser Ferne wie ein Product der Natur. Zur Osterzeit genießen auch die Menschen in Aspra den Anblick ihrer Illumination; sie funkelt dann am Horizont wie ein Ball von Feuer. Wir zählten von der Zinne des Klosters 28 nähere und fernere Orte, von denen ich nur wenige nennen will, damit man die Weite dieses unvergleichlichen Gesichtskreises erkennen mag: der Soracte und Civita Castellana, die

Kuppel von Rom, Ronciglione, Caprarola, Collevecchio, Montasole, Stimigliano, Magliano, Rocca antica, Poggio Sabino, La Fara, Poggio Mirteto, Montopoli, Torrita über dem Tiber, welcher silbern aufblinkt, Filacciano, Cantalupo, der Monte Gennaro, Tivoli, Palestrina, das Albanergebirg mit seinen Castellen.

Als wir nach Aspra zurückkehrten stand der Syndicus vor der Thüre seines Hauses, uns einladend, einzutreten. Der treffliche Mann führt den Namen seines Orts, denn er heißt Asprone, und so schien er als Bürgermeister die wahrhafte Verkörperung der Gemeinde, welche er regiert. Seine Frau kam, eine stark beleibte Matrone. Ich mußte ganz allein auf dem Canapee sitzen, wo mir dann die Bürgermeisterin einen Teller voll sabinischer Kringel präsentirte. Alsbald tauchte der Syndicus mit einem Licht in den Keller hinab, und kam daraus hervor mit einem mächtigen Steinkruge voll Wein. Wir tranken wacker von diesem ausgezeichneten Gewächs des sabinischen Unterlandes; ich brachte das Wol der Gemeinde Aspra und ihres Magistrates aus, worauf der Bürgermeister und die andern Herren warm wurden. Sie sprachen mit Verwunderung über meine Mühen und den ihnen nicht recht verständlichen Zweck derselben, da ich so unwegsame Gegenden aufsuchte, um alte Schriften durchzulesen. Sie baten mich wiederzukommen, und zwar auf viele Wochen, um mit ihnen die Herbstzeit zu verbringen.

Als wir den Syndicus verließen, drang der Secretär in mich, auch sein Haus mit einem Besuche zu beehren; denn offenbar wollte er nicht hinter jenem zurückstehen. In seinem wohnlich eingerichteten Hause empfing mich

seine junge Frau ein Kind an der völlig entblößten Brust, und so blieb sie auch in der größten Naivetät neben mir sitzen. Wiederum wurden Wein und Kringel vorgesetzt.

In später Nachtstunde verabschiedete ich mich von den Eigentümern des Hauses, wo man mir so gastfreundliche Herberge geboten hatte, und ich empfing auch hier dieselbe herzliche Einladung zur Wiederkehr, nebst einem Brief an Verwandte in Rom. Als ich mich vor der Morgenfrühe erhob, brannte schon Licht in der Hausflur, doch niemand ließ sich sehen. Die gemieteten Esel standen bereit, und ich verließ Aspra mit Befriedigung; denn hier sind die Menschen in der That gut, wie die ursprüngliche Natur. Durch köstliches Bergland ritt ich so fort bis zum Paß von Correse, wo ich die Post nach Rom erreichte.

Das Reich, Rom und Deutschland.

Bei Gelegenheit von James Bryce,
„The Holy Roman Empire“ (London 1866).

1867.



Es ist eine gute und zeitgemäße Aufgabe, welche sich ein talentvoller Engländer jüngerer Schule gestellt hat, die Idee des Reichs von dessen Ursprung bis zu seinem Ausgange im Jahr 1806 zu verfolgen und in ihren verschiedenen Gestaltungen darzustellen; was er mit gründlicher Kenntniß der Geschichte und mit nicht gewöhnlicher philosophischer Einsicht in die Anschauungsweise der Zeiten ausgeführt hat. Sein Buch ist eins der klarsten und besten, welche über deutsche Reichsverhältnisse verfaßt worden sind, und es muß den Deutschen gerade heute von besonderem Werte sein, über dies so viel gepriesene wie viel geschmähte heilige römische Reich deutscher Nation die Stimme eines Ausländers zu vernehmen. In Wahrheit werden nicht wenige von vornherein annehmen, daß ein Engländer auch heutigen Tags sich nur mit voltairischer Ironie über dieses Reich auslassen könne, und sie werden dann, wenn sie das treffliche Buch lesen, bekennen, daß kaum je mit so völliger Freiheit von Vorurteilen, und mit so tiefem ja liebevollem Verständniß von dem Reichsprincip und seiner weltgeschichtlichen Größe geredet worden ist.

Die Reichsidee ist einer der Grundgedanken, um welche sich die gesammte Civilisation des Abendlandes angesetzt

hat, neben der Idee der Kirche. Beide sind universale Weltformen, lateinische Schöpfungen, und aus der weltbürgerlichen Stadt Rom hervorgegangen. Sie haben die europäische Welt gestaltet und bis auf unser Jahrhundert beherrscht. Sie sind die Grundtypen unserer Civilisation gewesen. Ob sie schon am heutigen Tage, wo das Mittelalter in seinem letzten Auflösungsproceß zerfällt, überwunden sind, und ob die europäische Gesellschaft schon die Kraft gewonnen hat, sich in einer neuen organischen Form als weltbürgerliche Gemeinde darzustellen, dies wird sich jeder Denkende zu beantworten haben.

Herr Bryce beginnt seine Darstellung mit dem 2. Jahrhundert des römischen Kaiserreichs, ohne die Wurzel dieses Princips außerhalb der Geschichte des thatsächlichen Imperium Roms aufzusuchen, also ohne einen Blick auf den Orient und namentlich die monokratische Idee der Juden zu werfen. Ich habe anderswo auf den theokratischen Staat und den Gedanken der weltbürgerlichen Aufgabe des Judentums hingewiesen, aus dem allein die kosmopolitische Idee des Christentums entspringen konnte, welches wiederum dem weltumfassenden Sinn der Römer begegnen und mit ihm zu einer neuen Gestalt sich verbinden mußte.

Die Unterwerfung der halben Welt durch die eine Stadt Rom erzeugte bei den Römern naturgemäß und thatsächlich den Gedanken vom römischen Weltstaat, welcher sodann nach dem Falle der Republik im Princip des Cäsarentums seinen Ausdruck fand. Der Grundsatz, daß die Herrschaft der Welt oder des Erdkreises den Römern gehöre, wurde zum politischen Dogma.

Dies Dogma kehrte selbst im Mittelalter immer wieder

ins Bewußtsein der Römer zurück, selbst in den elendesten Zeiten des Verfalls, wo Rom nichts mehr war als der Monte Testaccio oder Scherbenberg der Weltgeschichte. Roma caput mundi regit orbis frena rotundi, so lautete der Spruch auf den Siegeln germanischer Kaiser. Dante, der Jesaias seiner Zeit, ist von diesem Dogma ganz erfüllt; nicht minder sind es Petrarca und Cola di Rienzo. Die verkommenen Römer betrachteten sich noch immer als die legitimen Herren der Welt, als die Träger der Reichsidee, und dieser Idee bemächtigte sich mit Geschick das Papsttum, indem es dieselbe mit der jüdischen Idee vom Gottesstaat vereinigte. So wurde Rom durch die Verschmelzung des heidnischen Cäsarenprincips mit der Kirche das Centrum der weltlichen wie der geistlichen Monarchie. Welche herrschende Macht dieses eine Princip in der Geschichte des Abendlandes erhielt, und wie sich diese in den weitesten Völkerkreisen jahrhundertelang darum bewegte, weiß niemand besser zu sagen als das deutsche Volk, das sich erst durch seine größeste Nationalthat, die Reformation, davon loszumachen begann.

Seit der Zeit Constantins wurden die Gränzen des römischen Reichs nach und nach auch zu denen der christlichen Religion. Wie diese in das römische Reich eindrang, so drang auch das Reichsprincip in sie selbst ein, und es erschuf die römische Kirche. Sie wurde die religiöse Form des Reichs. Dem Begriffe von der Unteilbarkeit des Imperium entsprach der Gedanke von der Unteilbarkeit der Ecclesia. Das anerkannte Haupt beider war der Kaiser, der noch fortfuhr sich Pontifex Maximus zu nennen. Die römische Reichskirche entstand. Wie das Reich römisch

hieß, nannte sich auch die Kirche römisch. Es gab noch keinen Papst. Erst 400 und mehr Jahre nach Constantin ersand man die berühmte Priesterfabel, daß sich dieser erste christliche Kaiser demutsvoll in einen Winkel am Bosporus zurückgezogen habe, um dem Papst die alleinige Herrschaft in Rom und dem ganzen Abendlande zu überlassen. Der Gedanke daß der Bischof von Rom nicht Untertan des Reichs und des Kaisers sei, blieb Constantin und allen seinen Nachfolgern, selbst noch den Karolingern, Ottonen und Heinrichen unbekannt. Die Teilung des Reichs in zwei Hälften, Abendland und Morgenland, hob noch keineswegs das Princip der Unteilbarkeit des römischen Imperium auf. Die Byzantiner nannten sich stets römische Kaiser. Sie setzten die Päpste ein, oder sie bestätigten dieselben.

Aber der Fall von Westrom unter die Barbaren, und die germanische Welt welche aus der Sündflut der Völkerwanderung emporstieg und dem Abendlande eine neue Gestalt gab, führten die thatsächliche Zerteilung des Reichs herbei, und damit auch notwendig die der Kirche, welche hier römisch-germanisch, dort griechisch-slavisch wurde. Im Abendlande selbst erzeugten sich zwei Grundprincipien: Romanismus und Germanismus, weltbürgerliches System der Centralisation und freie Individualität. Um diese Gegensätze, ihre Vergleichung, ihre Spannung, ihren Kampf mit einander hat sich die Geschichte Europas im großen und ganzen bis auf den heutigen Tag bewegt.

Die wandernden Germanen überfluteten und zerstörten das westliche Reich, aber keineswegs das Reichsideal. Seine Tradition war unauslöschlich. Alles politische

Völkerleben konnte nur in der Form des Reichs begriffen werden, welches der Ausdruck der Civilisation selber war. Auch wurde das Princip des Reichs durch die Kirche aufrecht gehalten. Sie war allmälig in die Maschinerie des römischen Imperium gedrungen, in ihm und mit dessen Hülfe entstanden, und hatte dessen Einrichtung in allen geographischen und administrativen Provinzen in sich aufgenommen. Ihre Glieder bezogen sich auf einander, und wiesen in hierarchischer Ordnung auf Rom, noch immer den idealen Mittelpunkt des Reichs, wo der Bischof, trotz manchem Widerspruch, schon als Oberpriester der Christenheit betrachtet wurde. Der feste Organismus der Kirche, auf welche die ganze Bildung der bisherigen Welt und auch der politische Geist der Römer übergegangen war, konnte dem Sturm der Barbaren widerstehen, und mitten im Zerfalle der politischen Welt erhielt sich in ihr allein die weltbürgerliche Idee von der Einheit des Menschengeschlechts als der christlichen Republik. Ich habe es nachgewiesen, wie wichtig hier die Erhaltung der Stadt Rom wurde, und wie diese als ein historisches Gesetz erscheint. Die Kirche rettete den Gedanken des Reichs hinter den Mauern Aurelians. Sie pflanzte diese lateinische Idee den Germanen ein, und konnte daher später von sich behaupten daß sie dieses Reich wiederhergestellt habe, indem sie es auf die Germanen übertrug. Sie selbst wäre ohne das Reich um ihre kosmopolitische Kraft gekommen, gleichsam in der Luft geblieben, oder in verschiedengeartete Landes- und Völkerkirchen aus einander gefallen, in denen sich das Princip der Einheit und Unteilbarkeit verlor. Das Reich war das notwendige Correlativum der Kirche.

Als nun diese im Zusammensturz von Westrom unter dessen Trümmern sich allein als ein nicht zersprengter Organismus und als die moralische Autorität fand, so kam es ihr darauf an, die Barbaren welche den Westen dauernd in Besitz genommen hatten, in das römische Bürgertum eintreten zu lassen. Die Civilisirung jener Völker ist die größeste That der Kirche gewesen, so groß daß sich dies nicht mit Worten sagen läßt. So weit im Abendlande das alte Römertum seine Colonisation, Sprache und Gesetze vorgeschoben hatte, ward dieses romanisirt, und die darin seßhaft gewordenen Germanen latinisirten sich. Dort schuf sich die Kirche die nationalen Grundlagen für ihre hierarchische Herrschaft. So weit im Abendlande jenes nicht der Fall gewesen war, setzten in dessen Mitte und Norden, fern vom lateinischen Mittelmeer, die Germanen dem Romanismus siegreichen Widerstand entgegen, und sie sicherten dort das Princip der freien Eigenart, welches gegen die lateinische Centralidee, die Imperialkirche, früher oder später in den Kampf treten mußte.

Aber vorerst ward das Christentum überall römisch durch äußere Einrichtung, Beamtenhierarchie, Sprache des Cultus und Kirchenfeste, und den Bezug auf Rom und den Bischof dieses neuen Jerusalem, auf welchem fort und fort der Glanz der doppelten Weltmonarchie lag, der politischen wie der religiösen. Es bedurfte dreier Jahrhunderte bis die Germanen so weit gereift waren, daß sie die Herrschaft des Abendlandes wirklich ergreifen konnten. Dies geschah dann in der Form des römischen Reichs, welches Karl der Große, der König der katholischen

Franken, wiederherstellte. An dieser Renaissance des Imperium hatte die Kirche den wesentlichsten Anteil. Sie schrieb sich den alleinigen zu. Die Thatsache der Kaiserkrönung Karl's ward in der Folge eine viel erörterte Frage des Streits um die Quelle, aus welcher dessen und seiner Nachfolger Imperium geflossen sei. Das Volk und der Senat der Römer stellten sich als diese allein legitime Majestätsquelle dar. Die Kaiser wiederum behaupteten die Krone von Gott zu haben oder durch das Recht der Eroberung, was in der Geschichte immer praktischer Weise auch das göttliche Recht für die Fürsten ist. Die Päpste dagegen wiesen auf die von ihnen vollzogene Salbung und Krönung des neuen Augustus, und leiteten daraus den Grundsatz her, daß der Kaiser seine Krone durch päpstliche Investitur als ein Lehen Christi oder seines Stellvertreters empfangen habe und empfange. Dieser berühmte Streit gehört erst einer späteren Periode an, wo sich die weltbeherrschende Macht des Papsttums ausbildete. Zur Zeit Karls des Großen aber gab es noch Niemand, der daran gezweifelt hätte, daß der Kaiser des Reichs, der legitime Nachfolger von Augustus, Trajan und Constantin, auch das Oberhaupt der ganzen christlichen Republik und somit auch der Stadt Rom und ihres Bischofs sei. Er bestätigte den Papst in seinem Amt, nachdem dieser unter den Augen seines kaiserlichen Bevollmächtigten gewählt war. Er richtete den Papst vor seinem Tribunal. Karl der Große erhob seinen Sohn zum Cäsar in einer Reichsversammlung, ohne den Papst darum zu fragen. Es gab keine andre gesetzliche Gewalt, als die vom Kaiser floß oder durch ihn bestätigt ward. So stellte sich in der Welt-

monarchie Karls einen Augenblick lang die Einheit von Reich und Kirche dar, als deren unbestrittenes Haupt der Kaiser galt, dessen oberstes Amt es war, die christliche Weltrepublik als der Friedensfürst (Imperator pacificus) in Harmonie zu regieren und zu erhalten.

Dieses Ideal der Weltmonarchie ward sodann sehr bald durch die in ihm ruhenden feindlichen Elemente aufgelöst. Das Princip des Reichs ward durch das Princip der Kirche, der Kaiser durch den Papst alsbald bekämpft. Der Kampf beider, der längste und erbittertste der Weltgeschichte überhaupt, erzeugte den ganzen Proceß der europäischen Civilisation. Der lateinische Gedanke der Weltmonarchie ward nur von der römischen Kirche, der Erbin des alten Römertums, vollkommen durchgeführt, während die Germanen ihn sich nur als eine Theorie gefallen ließen, denn praktischer Weise bekämpfte ihr Individualgeist dieses Princip durch die Nationalität des Landesbistums und den Feudalismus. Sie hatten den beständigen Trieb vom Centrum abzuweichen. Schon die Teilung zu Verdun machte die abendländische Monarchie Karls des Großen zerfallen. Schon unter den letzten Karolingern war die kaiserliche Majestät zu einer Investitur des Papstes verblaßt. Die Kirche hatte sich zu einer geistlichen Cäsarmonarchie mit dem realen Centrum Rom ausgebildet, und ihre hierarchisch abgestuften Glieder als ein das Reich umspinnendes System bis an dessen Gränzen in tausendfältigem Gewebe fortgezogen. Hunderte von Bischöfen und Aebten waren die mächtigen Werkzeuge des Papstes, um so gefährlicher dem Kaiser, weil sie zugleich seine Vasallen waren, Fürsten des Reichs und dessen

geistlicher Lehnadel. Die Kirche war daher immer mächtiger als dieses, sowol durch ihre Einheit und Organisation als durch die geistige Bildung, in deren alleinigem Besitze sie blieb. Aber die jedesmalige Schwächung der Reichsgewalt bedrohte sie selbst mit solchem Verderben, daß die Aufrechthaltung oder Wiederherstellung des Imperium ihr beständiges Bedürfniß blieb.

Schon der Fall der Karolinger erzeugte Zustände, welche den Einbruch neuer Völkerwanderungen und einer neuen Barbarei zur Folge hatten. Das Papsttum sah die Einheit der Kirche in Gefahr, da sich leicht Nationalkirchen mit einheimischen an die Königtümer angelehnten Primaten bilden konnten, wonach schon unter den Karolingern gestrebt ward. In Italien und in der Stadt Rom wurde es von furchtbaren Stürmen bedroht. Die Nationalherzoge Italiens suchten sich vom Reiche loszureißen, und die Kaiserkrone lateinisch und italienisch zu machen, was zur Folge gehabt hätte daß sie Rom würden zu ihrer Hauptstadt sich erzwungen haben. In Rom selbst gewann der Geschlechteradel patricische Gewalt; er suchte das päpstliche Amt zu einer Art Lehen oder Investitur jener zu machen, was ihm auch unter den Tusculanen gelang. Die Politik der Päpste war aber seit Constantins Uebersiedlung nach Byzanz ihnen vorgezeichnet. Sie bestand darin, kein nationales Kaisertum und Königtum in Italien aufkommen zu lassen, und Rom sich frei zu erhalten. Sie wollten und bedurften einen Kaiser, aber dieser sollte fern und mit Rom nur durch eine Idee verbunden bleiben, deren sie selbst sich bemächtigten. Der Kaiser sollte höchstens zur Romfahrt kommen um auf seinen Knien die

Krone als ein päpstliches Lehen im heiligen St. Peter zu empfangen, und den Schutz der Kirche wie die Aufrechthaltung des Kirchenstaates zu beschwören. Wenn er dem Papst diese Diplome ausgefertigt hatte, so suchte der Stellvertreter Christi den lästigen Advocaten der Kirche so bald als möglich los zu werden; aber er berief ihn jedesmal nach Italien, seinen Gelöbnissen mit dem Schwerte nachzukommen, sobald die weltliche Stellung des Papsttums hier in Gefahr kam.

Mit gutem Grund hatte die Kirche die Reichsgewalt in der germanischen Frankendynastie zu erhalten gesucht, weil sie außeritalisch blieb. Nachdem Karl den Papst mit einem großen Patrimonium ausgestattet, hatte er Rom verlassen, ohne dieses zur Hauptstadt und zum Sitze des Reichs zu machen. Er that dies nicht aus mystischer Ehrfurcht vor dem Papst, sondern aus derselben politischen Notwendigkeit, welche Diocletian und die folgenden römischen Kaiser zwang, ihren Sitz dorthin zu verlegen wo die Vereinigung der Kräfte nötig war, um den Einbruch der Völker in das Reich abzuwehren. Auch mußte die germanische Welt, an welche die politische Gewalt überging, von selbst den Schwerpunkt des Reichs in ihrem eigenen Innern und nicht in Rom suchen.

Die Kirche eilte daher nach dem Falle der Karolinger, aus Notwendigkeit der Selbsterhaltung, das Reich, welches italienische Nationalherzoge an sich gerissen hatten, wieder an die Germanen zu bringen. Otto der Große wurde sein zweiter Erneuerer. Er stellte das Imperium her, indem er es mit dem deutschen Königtum verband. Das Reich kam seitdem an Deutschland. Es entstand das römische

Reich deutscher Nation; die Könige derselben nannten sich seit Conrad sofort nach ihrer Wahl auch Könige der Römer, weil sie die römische Krone als zugehörig zur deutschen betrachteten. Dieser Grundsatz erhielt die Legitimität einer sich als Recht fortpflanzenden Thatsache, doch nicht eines Dogmas, denn in späteren Zeiten haben die Monarchen Frankreichs mehrmals nach der Krone des Reichs gestrebt, und es trugen dessen Titel einmal ein Spanier und ein Engländer, von den deutschen Reichsständen selbst dazu erwählt.

Die Fortdauer des Imperium in einem nationalen Königtum (dem deutschen) widerstritt aber durchaus der römischen Reichsidee. Denn nachdem im alten Rom die nationalen Unterschiede durch das allgemeine römische Bürgerrecht ausgelöscht waren, bestiegen ohne Ansehen der Abstammung Syrer, Thracier, Araber, Spanier, Griechen, Gothen den römischen Kaisertron. Jeder freie Bürger Roms konnte die höchste Gewalt erlangen: dies entsprach dem weltbürgerlichen Begriffe des Universalreichs. Dasselbe Princip nahm die Kirche in sich auf, weil sie universal war. Syrer, Griechen, Lateiner, Germanen bestiegen, ohne Unterschied der Nation, den päpstlichen Stul in Rom. Jeder freie römische Bürger war dafür wählbar wenn er das geistliche Gewand trug. Diesem kosmopolitischen Grundsatz verdankte die römische Kirche einen großen Teil ihrer Weltmacht; die Zeit wo sie ihn aufgab, wo sie die Tiara ausschließlich an eine Nation (die italienische) gab, wie das Cäsarendiadem an eine Nation gekommen war, bezeichnete auch die verengten Gränzen des Papsttums und das Schwinden von dessen weltbürgerlicher Stellung.

Es war indeß mehr als ein geschichtlicher Zufall was die Reichsgewalt ausschließlich an die deutsche Nation brachte. Die Zeit hat den tieferen Sinn dieser Thatsache, welcher zur Zeit Otto's I. nicht begriffen ward, offenbar gemacht. Denn diese deutsche Nation trug in sich, im Vorzug vor allen andern, das Princip der Weltbürgerlichkeit, und trägt es bis auf den heutigen Tag. Das Reich welches auf sie überging, und sich bis zum Jahre 1806 bei ihr erhielt, war der Ausdruck der universalen Natur dieses Volks. Es hat die von andern Nationen kaum noch am heutigen Tage ganz begriffene Kraft, in das Wesen aller Völker einzugehen, dieses in sich aufzunehmen ohne seine germanische Eigenheit zu verlieren, und die Welt in allen ihren Epochen und Richtungen durchdringend zu verstehen. Die Allgemeinheit des deutschen Geistes ist fähig alle Geister der Welt an sich zu ziehen, und so die große Werkstätte einer wahrhaft menschlichen Cultur zu bilden. Er gleicht darin den Hellenen, deren Kosmos des Geistes er aus der Hand der Italiener aufnahm, sie und jene in der weltbürgerlichen Mission ablösend. Er ist der Völker-Herakles, der für alle Welt die Arbeiten verrichtete und verrichtet, sie von jeder Tyrannis zu befreien, selbst im langen und unwürdigen Dienst erdrückender Bevormundung. Man begreift es heute wieder, wo dieser Heros der Menschheit, nach langer, doch nur politischer, nicht intellectueller Ermattung, sich wieder aufrichtet, und die Welt die Zukunft ahnen läßt welche Deutschland noch haben muß, weil seine Mission noch nicht ausgelebt ist, sondern in einer andern Form sich darstellen will. Nicht in cäsarischen Eroberungen. Die deutsche Nation ist

duldend und gerecht. Ihre Civilisation aber ist schon an sich heute die weltbürgerliche. Man blicke auf die Völker welche sich in das deutsche Bürgerrecht aufnehmen lassen, indem sie die geistige Arbeit unseres Vaterlandes an sich nehmen. Es ist neben ihm nur noch ein Volk von dieser Allgemeinheit des Weltbezuges, wesentlich praktischer Natur, das freie angelsächsische England mit seiner Meeresherrschaft, Colonisation und Industrie.

Indem so das Reich seit Otto I. nationalisirt wurde, erwuchs der Kirche eine große Gefahr durch die Trennung des Germanismus und Romanismus, welche mit Notwendigkeit eintreten und früher oder später einen Kampf auf Leben und Tod herbeiführen mußte. Wir wollen den Proceß dieses großen Kampfs überfliegen und gleich sein Resultat betrachten. Es ist die Losreißung Deutschlands vom römischen Princip, und die Zurückweisung des Papstes und der Reichskirche in den Romanismus.

Das Kaisertum, international, abstract und ideal, war ohne eine nationale Grundlage schwach gewesen; seitdem es mit dem deutschen Königtum zusammenfiel wurde es kraftvoll und herrschend. So bestand es drei Jahrhunderte hindurch von Otto I. bis auf den Fall der Hohenstaufen, in welcher Zeit sich Deutschland zur Weltmacht erhob. Unter den Ottonen sank die Kirche und das Papsttum vor der Kaisergewalt nieder. Die Päpste wurden, wie die Bischöfe im ganzen Reich, von den Kaisern ernannt, welche das Recht ihrer Wahl an sich genommen hatten. Die gleiche und noch größere Macht übte die Frankendynastie aus. Unter Heinrich III. erreichte das Reich seinen Gipfelpunkt. Es sank wieder durch die Schwäche des unglück-

lichen Heinrich IV. Unter den Ursachen die dazu wirkten, waren zwei wesentliche: das Aufstreben der Feudalaristokratie in Deutschland und die hierarchische Reform der Kirche welche der große Papst Hildebrand zu Stande brachte. Das römische Reich war ganz und gar feudalisirt worden; der Aristokratie von Herzogen und Grafen, die sich aus Reichsbeamten in erbliche Stammherren verwandelt und die Kaiserwahl an sich gebracht hatten, kam an Macht der geistliche Adel von Bischöfen, Aebten und Prälaten gleich, welche als Reichsfürsten, mit unermeßlichen Gütern ausgestattet, unter den Ständen den ersten Rang einnahmen. So entstand ein klerikal-feudales System, wodurch die Krone gänzlich geschwächt ward. Es wurde der Grund zu der ganzen späteren Zersplitterung und Ohnmacht Deutschlands.

Dagegen erhob sich in Rom das Papsttum aus seinem tiefen Fall zur höchsten Höhe seiner Weltmacht durch die hildebrandische Reform der Kirche, die kühnste und größeste Umwälzung, welche bis auf die Reformation Deutschlands erlebt worden ist. Die Kirche ward vom Reiche nicht losgerissen, aber frei gemacht. Die Papstwahl wurde dem Einfluß des Kaisers und seiner Bestätigung, auch der Teilnahme des Volks entzogen, und an einen Senat von Cardinälen gebracht; die Wahl der Bischöfe kam an die Capitel. Die Kirche ward zur Hierarchie. Die Ehelosigkeit der Priester zog eine Scheidewand zwischen dem zahlreichen Klerus, einem eignen Staat im Staat, einem eignen Volk im Volk, und der Gemeinde, aus welcher ehedem die Geistlichkeit durch Wahl hervorgegangen war. Das Verbot der Laieninvestitur des Klerus drohte diesen

ganz aus dem Reichsverband herauszureißen, und Europa was die Absicht der Päpste war, in einen Kirchenstaat zu verwandeln, während der Papst selbst aus dem mathildischen Erbe sich im Herzen Italiens ein Königtum schuf, welches ihm, nach eigenem päpstlichen Ausspruch, als Symbol seiner Universalherrschaft überhaupt diente. Das kanonische Recht, dessen Kern die Oberhoheit des Papstes und seine Alleingewalt über Kirchen und Völker war, wurde dem Reichsrecht entgegengetürmt und zur Herrschaft im Abendland gebracht, welches in den Zeiten des Aberglaubens und der kritiklosen Unwissenheit alle jene ungeheuerlichen Erdichtungen des Mönchtums von der falschen Schenkung Constantins und den pseudoisidorischen Decretalen bis zu den späteren Decretensammlungen, ruhig dahin nahm. Der große Investiturstreit erschütterte Europa ein halbes Jahrhundert lang, und endigte durch ein Compromiß oder Concordat, welches den Papst als Sieger ließ.

Die geistliche Gewalt drohte die weltliche zu verschlingen. Da auf ihrer Trennung alle Entwicklung der Cultur und die menschliche Freiheit in jeder Richtung des Lebens beruht, so stieg über Europa die Gefahr eines orientalischen Despotismus auf. Dieser konnte entstehen, wenn das Reich die Kirche, oder wenn die Kirche das Reich an sich riß. Hildebrand hatte die Gefahr von jener Seite entfernt, aber sie von der andern, der päpstlichen Seite wieder erzeugt. Die Hohenstaufen bekämpften sie Auf ihrer Fahne stand das ghibellinische Princip: Trennung der geistlichen und der weltlichen Gewalt; Entkleidung des Klerus von jedem angemaßten politischen Recht; seine

9*

Zurückführung auf den christlichen, rein geistlichen Zustand; die Aufhebung des Dominium temporale des Papstes. Dies war die germanische Idee Arnolds von Brescia, welche nicht mehr unterging, obwol dieser erste Reformator der Unbeständigkeit des hohenstaufischen Kaisers zum Opfer fiel.

Die Hohenstaufen stellten der päpstlichen Absolutie die byzantinische Kaiserabsolutie entgegen: sie bekämpften das kanonische Recht mit dem römischen Recht, welches eben als Wissenschaft neu erstand. Wenn die Päpste behaupteten daß sie als Stellvertreter Christi, welcher Herr des Himmels und der Erde sei, von Rechts- und Gotteswegen die Gebieter des Erdballs seien, so wiesen die begeisterten Rechtsgelehrten aus dem römischen Reichsrecht nach, daß niemand als der Cäsar der Weltmonarch sei. Doch dies war in dem feudalgewordenen Reiche eine kraftlose Theorie. Der Cäsar ward in Deutschland selbst bekämpft durch den immer stärker werdenden Feudaladel, welchem das deutsche Königtum immer mehr Zugeständnisse machte, und in Italien durch den Nationalgeist und die Demokratie. Mit allen drei Feinden des Kaisers verbündete sich das Papsttum. Es nationalisirte sich selbst durch das guelfische Princip. Es ward italienisch patriotisch in derselben Zeit, wo das Kaisertum unter den Hohenstaufen sich in Deutschland entwurzelte und seine Grundlage in Italien suchte. Durch diese Unmöglichkeit der Verschmelzung mit dem deutschen Königtum mußte aber das Reich zum Falle kommen.

Der siegreiche Kampf der lombardischen Bürgerstädte gegen Barbarossa bezeichnete die Herstellung der lateinischen

Nationalität und ihres communalen Wesens in Italien, wo die germanischen Elemente Kraft und Eigenheit verloren hatten. Die Feudalität war germanisch, ausländisch und hereingebracht. Sie ward vom lateinischen Bürgertum überwunden. Aber die Städte bekämpften in ihrem merkwürdigen Investiturkrieg nicht die römische Reichsidee an sich, welche lateinisch war, sondern das feudale Reichsprincip, welches germanisch war. Der große Barbarossa nahm in weiser Mäßigung seinen Rückzug aus Italien, indem er den Städten die Selbständigkeit gab. Seither hätte das Reich als deutsche Monarchie erstarken können, wenn dieser Verzicht auf Italien eingehalten wurde. Aber die verhängnißvolle sicilische Heirat Heinrich's VI. und der noch nicht ausgekämpfte Principienstreit zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt machten dies unmöglich. Der kühne Heinrich scheiterte in seinem Plan die Krone in Deutschland erblich zu machen am Widerspruch der weltlichen und der geistlichen Aristokratie.

In Italien, wo er die Krone von Neapel und Sicilien an sein Haus gebracht hatte, richtete er die germanische Feudalität in Gestalt von deutschen Lehnfürstentümern wieder auf, zog den Kirchenstaat ein, und legte einen eisernen Ring um Rom und den Papst. Sein schneller Tod, die Verwaisung des Reichs und der deutsche Tronstreit warfen die anwachsende Kaisergewalt augenblicklich nieder. Der große Innocenz III. ergriff die Fahne der italienischen Nationalität, vertrieb die deutschen Feudalherren, und machte sich zum Gebieter eines neugegründeten Kirchenstaats wie zum Protector Italiens. In diesem berühmten Papst erreichte die Kirche ihren Höhenpunkt.

Er machte das Papsttum zu dem internationalen Richter-stul Europas, was das Kaisertum seinem Begriff nach gewesen war, und auch hätte sein und bleiben sollen. Die geistliche und die weltliche Gewalt flossen einen Augenblick lang zusammen, und bedrohten das Abendland mit cäsaro-papistischer Despotie.

Gegen diese furchtbare Gewalt der innocentischen Kirche, welche zur absoluten Weltverfassung sich festzustellen strebte, indem sie den Staat zu ihrem eigenen Lehn herabsetzte, kämpfte sodann das evangelische Ketzertum und das sich monarchisch erneuernde Kaisertum unter dem großen Hohenstaufen Friedrich II. Wenn beide Elemente sich damals verbunden hätten, so würde eine vorzeitige Reformation die hierarchische Kirche durchbrochen haben. Doch dieser Proceß war im 13. Jahrhundert noch nicht so weit gereift, weil der Nationalstaat noch nicht bestand. Nur wurden damals weit und breit die Saaten der deutschen Reformation in Europa ausgestreut. Friedrich II. rief vergebens die Könige und Völker auf unter seiner Fahne sich zu versammeln, um dem Papst die weltliche Jurisdiction zu entreißen und das Priestertum wieder geistlich zu machen. Er blieb in seinem Heldenkampf allein. Der selbständige Geist der Königtümer welche sich vom Reichsverbande loslösten, die Aristokratie und das demokratische Bürgertum bekämpften ihn zugleich im Verein mit dem religiösen Fanatismus, während er sich von dem nationalen Boden Deutschlands, der allein ihm Kraft geben konnte, losgelöst hatte. Das ganz erschöpfte Vaterland wollte keine italienischen Reichskriege mehr zu Gunsten dynastischer Zwecke; es ließ Friedrich fallen. Er starb,

von seiner Zeit nicht begriffen, in tragischer Verlassenheit, als der letzte wahre Kaiser des Reichs, welches, der monarchischen Vereinigung unfähig, zerfiel. Die hohenstaufischen Epigonen, Conrad, Manfred und Conradin, kämpften vergebens um die Wiederherstellung dieses legitimen Reichs. Die Zeit hatte es überwunden. Die Verbindung in welche seit Otto I. Italien und Deutschland gekommen waren, wurde zerrissen. Italien befreite sich praktischer Weise vom Reich, dessen äußere Provinzen allmälig verloren gingen, während die Reichsgewalt selbst in Deutschland in dem langen Interregnum verfiel.

Man hätte nun glauben sollen, daß auch die Idee des Reichs unter den Trümmern der Hohenstaufen-Dynastie begraben werden mußte. Aber dies geschah keineswegs. Sie lebte in Deutschland wie in Italien als ein traditionelles glorreiches Princip fort, und sie wurde von der Kirche selbst sorgsam bewahrt. Diese war aus dem hohenstaufischen Riesenkampf nur scheinbar als Siegerin hervorgegangen, im tiefsten erschüttert und von ihren Anstrengungen kraftlos gemacht. Die unnatürliche Vereinigung der weltlichen und der geistlichen Gewalt in ihrer Hand konnte sie praktisch nicht durchführen. Sie blieb nur eine klerikale Doctrin, gegen welche der Geist des Christentums selbst und die abendländische Natur Widerspruch erhoben. Das Papsttum sah sich auf schwindelnder Höhe allein. Nicht einmal Italien, wohin es als Sieger zurückgekehrt war, bot ihm mehr eine nationale Grundlage, denn es war unfähig die tiefe Zerspaltung zwischen Guelfen und Ghibellinen auszufüllen und das demokratische Bürgertum

zu unterwerfen, welches auch in der Stadt Rom zur Macht gekommen war.

Die Italiener hatten das germanische Feudalreich mit Hülfe des Papstes abgeworfen, aber sie dachten keineswegs daran dessen theokratische Herrschaft über sich zu nehmen. Der Geist der Individualität kämpfte wider ihn als städtische Republik oder als Tyrannis. Zugleich stieg eine andere Gefahr auf: dies war der monarchische Nationalstaat, dessen modernen Grundriß Friedrich II. in Sicilien gezogen hatte, und welcher sich am frühesten in Frankreich entwickelte. Die Schwäche Deutschlands und des Reichs war immer die Stärkung von Frankreich. Nach dem Falle der Hohenstaufen ging die politische Gewalt notwendig auf dieses Land über. Mit ihm aber hatte sich das Papsttum verbunden um die Hohenstaufen zu bekämpfen; es hatte eine französische Dynastie nach Italien hereingezogen, und unter Karl von Anjou auf den Tron beider Sicilien gesetzt. So drohte diese Dynastie, an Frankreich sich anlehnend, dem Papsttum ebenso gefährlich zu werden, als es auf demselben Trone das Hohenstaufengeschlecht gewesen war, welches sich an Deutschland angelehnt hatte. Die Richtungen waren gewechselt; die Gefahr blieb dieselbe; vielmehr ihr sollte das Papsttum bald wirklich erliegen.

Es eilte demnach das Kaisertum in der deutschen Nation wiederherzustellen. Rudolf von Habsburg wurde zum Könige der Römer gewählt und vom Papste anerkannt. Die Restauration des römischen Reichs deutscher Nation durch die Habsburger war jedoch nichts als ein wesenloser Schein in Bezug auf das überlebte Imperium selbst. Die Habsburger übernahmen willig die Advocatur

der Kirche, sie gaben willig alle Kaiserrechte dem Papste preis, als dessen Lehen sie das Reich widerspruchslos bekannten. Schon die Stifter dieser Dynastie, in welcher die Kirche bis auf unsere Zeit, ja bis auf das Jahr 1866, ihre dienstbarste Schutzmacht fand, ergaben sich dem Romanismus. Sie überließen jedoch damals das Papsttum wie Italien ruhig ihrem Schicksal. Weder Rudolf noch Albrecht stiegen über die Alpen herab um die Krone des Reichs zu holen, weshalb sie Dante so bitter tadelte. Die habsburgischen Advocaten der Kirche retteten Bonifacius VIII. nicht, noch befreite das wiederhergestellte Reich das Papsttum aus der französischen Gefangenschaft, in welche es notwendig geraten mußte, nachdem und weil es die alte Kaisergewalt zerstört hatte.

Das abstracte Reich hatte nicht über die hierarchische Kirche zu siegen vermocht; aber der französische Nationalstaat vermochte dies. Das Papsttum sank für immer von der Höhe, auf welche es Innocenz III. gestellt hatte; es war nur im Kampfe mit dem Kaisertum und durch ihn groß geworden, und ward schwach sobald dieser Gegensatz aufhörte. Als Bonifacius VIII. die fanatische Idee von der legitimen Herrschaft des Papstes über die Seelen und Leiber aller Menschen, über alle Fürsten und Völker wieder aufgriff, seine berüchtigte Bulle Unam Sanctam erließ, als er die Theorie von der rechtmäßigen Vereinigung beider Gewalten im Papst gegen die schon fest geordnete französische Monarchie wendete, und in blinder Leidenschaft das nationale Königtum herausforderte, stürzte er sofort. Das Papsttum ward in die französische Gefangenschaft nach Avignon geführt. Es wurde dort französirt,

und siebenzig Jahre lang in der Vasallenschaft der Könige Frankreichs festgehalten. Die hildebrandische Kirche und das ottonische Reich waren demnach beide zertrümmert, beide von der hierarchischen und der feudalen Aristokratie überwuchert, durch zügellose Willkür und gränzenlose Mißbräuche entstellt. Diese großen Weltformen, in denen das Abendland so lange geruht hatte, lösten sich bereits durch den germanischen Geist der Individualität auf. Die beginnende Monarchie und die beginnende Reformation trennten das Gewebe der mittelaltrigen Welt, hier sichtbar, dort heimlich, hier heftig und dort langsam auf.

Als nun im Anfange des 14. Jahrhunderts das Papsttum seinen geschichtlichen Boden, Italien, verlassen hatte, im fernen Avignon seinen Sitz nahm, und jenes Land der schrecklichen Wut der Parteien von Guelfen und Ghibellinen rettungslos überließ, stellte sich mit Notwendigkeit die Idee des Kaisers und des Reichs dort wieder her. Das lateinische Princip erwachte unter den unglücklichen Italienern mit einem so schwärmerischen Glauben an sein unzerstörbares Ideal, daß er an die Messiashoffnung der Juden erinnert. Die damaligen Italiener glichen in ihren Leiden in der That den Hebräern; der große Dante ward ihr Prophet. Seine unsterbliche Dithyrambe Ahi serva Italia, del dolor ostello hat bis auf unsere Zeit, bis auf den December des Jahres 1866, wo die letzten Franzosen sich in Civita Vecchia einschifften, ihre historische Bedeutung und Berechtigung gehabt. Seine Apotheose des Reichs, dessen Adler er im Paradiese schweben sah, seine Mahnungen an die Kaiser, sein Ruf und seine Bewillkommnung an Heinrich VII. sind die

Zeugnisse von dem Cultus des Imperium, der als ererbte Tradition tief in der lateinischen Welt, ja im ganzen Abendlande wurzelte.

Der Luxemburger Heinrich folgte dem begeisterten Ruf der Ghibellinen und kam, Italien als Imperator Pacificus zu versöhnen und die Majestät des Reichs wiederherzustellen, ein veltro allegorico, um in der Sprache Dante's zu reden. Aber sein tragischer Romzug und seine traurigen Kämpfe in Toscana bewiesen nur die Unmacht des Ideals gegenüber den praktischen Weltverhältnissen, welche den Traum von der Wirklichkeit trennen. Sein Sarkophag in der Ghibellinenstadt Pisa bezeichnet als Monument den Ausgang des mittelaltrigen Reichs.

Doch dessen Idee lebte weiter fort, und sie ward jetzt reformatorisch. Der Geist der unzerstörlich vorwärts strebenden Menschheit benutzte sie als Waffe, womit er die doctrinäre Papstgewalt bekämpfte. Während das Reich immer tiefer versank, seine Provinzen wie seine Rechte eins nach dem andern verlor, dauerte es als eine philosophische Theorie im Abendlande fort, mit welcher sich alle häretisch-evangelischen Elemente verbanden, die aus dem Schooße der reformbedürftigen Kirche emporkamen. Den Ansprüchen der übermütigen französischen Päpste, die in dem sichern, Italienern wie Deutschen unerreichbaren Avignon die Herrschaft des Reichs als ihnen zugehörend erklärten und dieses Reich bis zum tiefsten herabwürdigten, antwortete der staatsrechtliche Geist des Jahrhunderts in der Schule der Monarchisten, deren großer Chorführer Dante war. Die Monarchie wurde plötzlich das Symbol einer neuen Generation. Ihr Begriff bezeichnete, wie nie

mehr sonst in der Weltgeschichte, den reformatorischen Fortschritt des Menschengeistes zur Befreiung aus dem kirchenrechtlichen Banne des Mittelalters. Das berühmte Buch Dante's „De Monarchia" legte den Grund zu der neuen Wissenschaft vom Staatsrecht, obwol es nicht vom praktischen Staate, sondern vom idealen Weltreich oder der Universalrepublik unter dem allgemeinen Kaiser handelte. Mit scholastischer Sophistik entwickelte Dante: daß die Universalmonarchie, das Reich, zum Wole der menschlichen Gesellschaft notwendig sei; daß die monarchische Gewalt, das eine und unteilbare römische Imperium, rechtmäßig dem römischen Volk und durch dieses dem Kaiser gehöre; daß die Autorität des Kaisers unmittelbar von Gott und nicht vom Papste herstamme. Er wies die Unabhängigkeit des Reichs von der Kirche siegreich nach, und zog dem Papste durch die schon von Arnold von Brescia und die Hohenstaufen geforderte Trennung beider Gewalten oder beider Schwerter die rechtliche Schranke.

Das ghibellinische Princip von der Selbständigkeit der Monarchie wurde alsbald aus engerem oder weiterem Gesichtspunkt in allen Culturländern des Abendlandes entwickelt. Die reformatorischen Gedanken in der Kirche, ausgehend von dem Dogma der evangelischen Armut, womit erst die Waldenser, dann die Franciscaner die Weltherrlichkeit der Kirche, ihre Hierarchie und ihre politische Macht bekämpften, schlossen sich an den Begriff der Monarchie an, und das spätere Bündniß zwischen dem Königtum und der Reformation ward bereits hier vorgezeichnet. Eine Reihe von Reformatoren erstand. Die Namen Marsilius von Padua, Wilhelm von Occam,

Johann von Jandunum, Heinrich von Halem und Lupold von Bebenburg bezeichnen den neuen Kampf um die Reform des abendländischen Reichs und der Kirche, zu welchem der menschliche Geist vorgedrungen war.

Das berühmte Buch des Marsilius, der „Defensor Pacis" war das Programm dieser kühnen und großartigen Schule von Reformatoren, den Vorgängern Luthers. Sie schritt bereits weit über die noch scholastischen Grundsätze Dante's hinaus: sie beschränkte sich nicht mehr auf die Forderung der Unabhängigkeit des Kaisers vom Papste; sie forderte die Unterwerfung des Papstes unter die Reichsgewalt. Sie leugnete oder verlachte die thomistische Lehre von der Infallibilität wie vom Primat des Papstes; sie leugnete selbst seine geistliche Autorität als Oberhaupt der Kirche; sie behauptete die evangelische Gleichheit aller Apostel und aller Priester. Sie stellte das Concilium über den Papst, und wies auf die heilige Schrift als die alleinige Urkunde der christlichen Lehre hin. Dies waren die Elemente der Zeit, welche Ludwig der Baier an sich zog, als er seinen berühmten Kampf mit Johann XXII. begann. Der Theorie Dante's gemäß daß das römische Volk die Majestätsquelle der Kaisergewalt sei, und gemäß der Doctrin der Monarchisten daß der einmal gewählte König der Römer weder der Krönung, noch der Salbung, noch der Bestätigung des Papstes bedürfe um rechtmäßiger Kaiser zu sein, nahm Ludwig im St. Peter zu Rom die Reichskrone aus den Händen des römischen Volks oder seiner Abgeordneten, weltlicher Barone. Das war eine Revolution, der Umsturz des hohenstaufisch=legitimistischen Princips, welches dem römischen Volk dieses Souveränetäts=

recht stets verweigert hatte. Ludwig demokratisirte das Kaisertum, er entwertete dadurch im Urteil seiner Zeit die Krone der Cäsaren zu einem Lehen des machtlosen Capitols und der bettelhaften Republik von Rom. Seine Handlung, welche so kühn erscheint daß sie modern genannt werden könnte, war indeß nicht der Ausdruck wirklicher Ueberzeugung, sondern nur eines trotzigen Augenblicks. Der erste Kaiser von der Gnade des Volks war ein Mann ohne Festigkeit des Willens und ohne Genie. Er bekannte sich als reuigen Sünder vor dem Papst, an dessen Thüre zu Avignon seine Boten wiederholt um Absolution, und päpstliche Krönung flehten; er gab das Imperium wieder dem Papste hin, obwol die Stände Deutschlands in den Tagen zu Rense und zu Frankfurt bereits die Unabhängigkeitserklärung der Reichskrone von der Kirche und dem Papst feierlich ausgesprochen hatten. Diese berühmte Erklärung war das praktische Ergebniß jenes Kampfes Ludwigs mit dem Papsttum, welches aus ihm nur scheinbar und persönlich als Sieger hervorging. Sie sprach die Trennung Deutschlands von Rom aus, die sich demnach früher oder später thatsächlich vollziehen mußte. Das von der Macht der Kirche sich loslösende Reich mußte deshalb einen immer engeren Kreis beschreiben, und schließlich zu einem blos deutschen Reiche werden.

Die Ideen Dante's und Petrarca's von der ewigen Bedeutung Roms als der weltbürgerlichen Hauptstadt der Menschheit und dem Centrum der Universalmonarchie fanden gerade damals, in der theoretischen Renaissance des Römertums, auf dem Capitol selbst einen phantastischen Ausdruck. Während das französirte Papsttum fern, während

der Kaiser fern und verachtet, und das Reich selbst aufgelöst war, erhob sich der Volkstribun Cola di Rienzo und proclamirte auf den Trümmern des Capitols die unveräußerlichen Majestätsrechte des römischen Volks und Senats, vor deren Tribunal er den Kaiser, die Reichsfürsten und die hohen Prälaten der Kirche lud. In seinem bezaubernden Wahnsinn war logische Methode, und seine Träume, nicht zufällige Ausgeburt der Phantasie, sondern durch den geschichtlichen Proceß der Idee vom Reich und von Rom erklärbar, lassen sich auf ein Maß von politischen Gedanken zurückführen, die ein für jene Zeit denkwürdiges Programm darbieten. Das Reich sollte darnach in Italien wieder nationalisirt werden; ein Italiener sollte durch freie Wahl aller Stammesgenossen der Halbinsel, also durch Plebiscit, zum Kaiser erwählt werden und seinen Sitz in Rom nehmen. Alle Städte wurden für frei erklärt und mit dem römischen Bürgerrecht, dem uralten Titel ihrer Freiheit, beschenkt; alle wurden aufgerufen sich um Rom, ihre Mutter, zu vereinigen und eine italienische Eidgenossenschaft zu bilden, von der die Fremden auszuschließen seien. Das moderne Stichwort l'Italia farà da se und der Gedanke der italienischen Nationalunabhängigkeit und Einheit wurden zum erstenmal, von Cola di Rienzo, ganz klar und ganz bestimmt ausgesprochen, und dies sichert dem genialen Träumer eine der ersten Stellen unter den Patrioten Italiens. Der große Plan scheiterte an der Unzulänglichkeit des politischen Talentes Cola's, an der Eifersucht der Städte und Tyrannen des Landes, an dem Widerspruch der Kirche, und weil er außerdem mit dem unpraktischen Wahn verbunden war,

daß die alte römische Weltrepublik noch herstellbar sei. Mit Cola ward das politische Dogma von Rom zerstört, aber die Wiedergeburt des Altertums wurde in geistiger und literarischer Form wirklich. Neben Cola stand sein Freund Petrarca, der große Apostel der Renaissance. In dieser ward das indifferente Medium geschaffen, worin die Parteien der Guelfen und Ghibellinen, und auch die Reichsidee selbst, sich auflösten.

Der Plan das Kaisertum italienisch zu machen war demnach zu Boden gefallen, und dieses blieb mit der deutschen Krone vereinigt. Durch eine Ironie ohne gleichen wurde es vielmehr im Stamme der Luxemburger slavisch, weil diese Nachkommen Heinrichs VII. Könige von Böhmen waren. In Karl IV., dem Enkel Heinrichs, erfuhr das Kaisertum seine tiefste Herabwürdigung. Dieser König reiste, nach dem Ausdruck des Geschichtschreibers Matteo Villani, zur Kaiserkrönung wie ein Kaufmann zur Messe. Dem Befehl des Papstes gemäß hielt er sich in Rom nur so viele Stunden lang auf, als die Ceremonie der Krönung durch den bevollmächtigten Legaten beanspruchte. Mit Schimpf und Schande verließ er Rom und Italien, aber mit gefüllter Börse — der kläglichste Messias der je in Italien erschien, und dorthin hatte ihn Petrarca mit idealistischen Hoffnungen gerufen, wie einst Dante den Großvater gerufen hatte. Die Romfahrt Karls zerstörte den letzten Rest vom Princip der Ghibellinen, welche bisher im Kaiser noch den Heiland Italiens hatten sehen wollen.

Trotzdem lebte die Idee des Reichs, ja der Kaiser=gewalt, als des höchsten richtenden, weltordnenden und

internationalen Amtes weiter fort, und sie kam zu einer überraschenden Renaissance am Anfange des 15. Jahrhunderts in Sigismund, dem Könige der Römer, dem letzten vom Stamme Heinrichs VII. Die Ursache dieser theoretischen, aber dennoch in praktischen Verhältnissen wirkenden Wiedergeburt des römischen Imperium lag in dem tiefen Verfalle der Kirche, welche zu ihrer Rettung und Reform die Reichsgewalt wieder hervorrief. Auf die Rückkehr des Papsttums aus Avignon nach Rom war die Kirchenspaltung gefolgt, die schrecklichste die jemals erlebt worden ist. Die von gränzenloser Verweltlichung entstellte Kirche drohte auszugehen, wie das Reich, in Landeskirchen zu zerfallen, und unter zwei Päpsten dauernd eine nationale Trennung in eine romanische und eine germanische Hälfte zu erleiden. Der Begriff ihrer Universalität stand auf dem Spiel. So geschah es daß die Kaiseridee augenblicklich eine internationale Kraft gewann. Die Doctrin Dante's und der Monarchisten aus der Zeit Ludwigs von Baiern drang jetzt durch, und wurde auch in Frankreich ergriffen, wo das Princip der Monarchie seit dem Streit zwischen Bonifacius VIII. und Philipp dem Schönen fortentwickelt worden war.

Alle Völker des Abendlandes blickten jetzt auf den Kaiser, als das Haupt der Weltrepublik und den rechtmäßigen Schirmvogt der Kirche, welcher berufen sei unter seiner oberherrlichen Autorität das Tribunal zu vereinigen, vor dem Päpste gerichtet werden sollten. Gerson und Peter d'Ailly nahmen jetzt die Stelle ein, welche ehedem Marsilius von Padua und dessen Mitkämpfer in einem viel kleinern Kreise eingenommen hatten. Das Concil

stellte sich über den Papst. Sigismund berief es, als König der Römer, nach dem deutschen Constanz. Das Costnitzer Völkerconcil, welches unter der Autorität des römischen Kaisers Päpste absetzte und durch ein Conclave von Nationaldeputirten den allgemeinen Papst wählen ließ, bildete eine Epoche in der Geschichte der Welt.

Die Reichsidee erschien dort zum letztenmal als ein internationales Princip der Ordnung und des Friedens, und brachte eine große Vergangenheit den Völkern in Erinnerung. Damit schloß zugleich die Geschichte des Imperium ab, insofern dies selbst nicht auf einer wirklichen Machtstellung, sondern auf einem Dogma beruhte.

Mit dem 15. Jahrhundert verändern sich alle Weltverhältnisse; die Völker treten aus den katholischen Formen der Kirche und des Reichs heraus, und nehmen moderne Gestalt an. Die europäische Menschheit kommt in eine ganz neue Entwicklung, welche im 16. Jahrhundert fest wird, und sich in veränderten Staatengruppen zeigt, deren Band die durch Bedürfnisse dynastischer oder nationaler Natur erzeugte Liga oder Allianz ist. Die große Umwandlung des Abendlandes seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bis in das folgende hinein wird durch viele und wichtige Factoren zusammen ausgewirkt: Buchdruck, Renaissance der classischen Bildung und Kunst, Fall des byzantinischen Reichs unter die Türken, Fall des maurischen Reichs in Spanien, Bildung der spanischen Monarchie, Entdeckung Amerikas, Stiftung der großen Haus- und Ländermacht Habsburg, Anwachsen der Monarchie Frankreich, endlich die Reformation.

Seit dem Jahre 1439 ging die Krone des Reichs

wieder auf die Habsburger über, und blieb bei dieser Dynastie bis zum Jahr 1806 ohne jede andere als momentane Unterbrechung. Friedrich III. war auch der letzte Kaiser, der in Rom gekrönt wurde. Mit alleiniger Ausnahme Karls V., welcher sich noch vom Papst, doch in Bologna, krönen ließ, wurde seither kein Kaiser mehr durch päpstliche Hand gesalbt und gekrönt, sondern den Artikeln vom Reich gemäß nannten sich die Könige der Deutschen sofort nach ihrer Wahl „Erwählter Kaiser", und das heilige römische Reich erhielt den Zusatz „Deutscher Nation". Es wurde in der That jetzt zu einem deutschen Reich. Die uralte Verbindung desselben mit Rom und Italien ward für immer aufgehoben, oder der deutsche Kaiser trat zu diesem Lande nur in vorübergehende dynastische und politische Beziehungen.

Die habsburgische Dynastie, in welcher die deutsche Wahlkrone sich factisch erblich machte, gründete seit Maximilian den ungeheuren Ländercomplex vom Rhein bis zur untern Donau, aus dessen Bestand allein die Fortdauer der Reichsgewalt in diesem Haus, und auch der Gang zu erklären ist welchen die Geschichte Deutschlands bis auf unsere Tage genommen hat. Als das alte Reich seine frühern Provinzen, Italien, Burgund, die Provence, die Schweiz verloren hatte, nahm es im habsburgischen Ländersystem, im Osten, seinen Schwerpunkt, wo die Donauvölker eine geschlossene Masse bilden mußten, um den Einbruch neuer Barbaren, der Türken und Slaven, in die Gränzen abzuhalten. Dagegen war westwärts ein zweiter Wall zu bilden, um den Einbruch der französischen Monarchie in das Reich zu verhindern. Beide Gränzen

wurden schwach gedeckt. Der Fall Wiens unter die Türken wurde nur durch die Hülfe Polens verhütet, die Westgränze aber schmählich preisgegeben. Die habsburgische Dynastie, nur mit sich selbst und ihren Erbländern beschäftigt, ließ Frankreich bis an den Rhein vordringen, und sie tauschte noch im 18. Jahrhundert aus Rücksichten ihrer Hauspolitik die Reichsprovinz Lothringen für Toscana ein, welches ein habsburgisches Secundogenitur-Land wurde.

Die Bildung der österreichischen Ländermacht, die als eine um dieselbe Dynastie sich schließende Masse an das eigentliche Deutschland herangeschoben war, machte das deutsche Volk zu einem Anhängsel von Oesterreich. So sagt Bryce sehr wahr. Die Habsburger stiegen alsbald unter Maximilian und Karl V. zu einer solchen Größe auf, daß sie die alten Ideen vom römischen Universalreich, doch auf weit andern reellen Grundlagen der Macht, wieder aufnahmen. Maximilian vermochte den chimärischen Gedanken zu fassen, sich zum Papste zu machen, die weltliche und die geistliche Gewalt in seiner Hand zu vereinigen, und Reich und Kirche zu reformiren. Sein Enkel Karl V. sah sich durch das Erbe der Niederlande und von ganz Spanien und Neapel, wie endlich durch die Eroberung von Mailand, zum Gebieter eines Cäsarenreichs geworden, wie es nicht einmal Karl der Große in solcher Ausdehnung und mit so furchtbarer Waffenstärke besessen hatte. Da er auch die Kaiserkrone trug, da er Frankreich, den ewigen Nebenbuler Deutschlands, der von der Reichsbeute groß ward, in seine Gränzen zurückgeworfen hatte, so erzeugte sich in der Geschichte des Abendlandes wiederum

ein Moment gleich jenem zur Zeit Karls des Großen, wo sich ein Imperialreich, und zwar unter dem eisernen Gesetz des absoluten Cäsarentums, bilden und die in langen Kämpfen der Geschichte errungenen Güter nationaler Selbständigkeit und Freiheit verschlingen konnte. Es fehlte nur noch dies daß sich Karl V. auch das Papsttum unterwarf, und die beabsichtigte Reform nach seinem Sinne ins Werk setzte; dann würde er die Einheit zwischen Kirche und Reich wiederhergestellt, und als ein neuer Constantin eine neue Reichskirche geschaffen haben.

Aber der germanische Geist war bei diesen riesigen Entwürfen nicht in Rechnung gebracht; die Reformation, seine große weltbefreiende That, zersprengte zu rechter Zeit den Cäsaropapismus dieses Weltgebieters. Sie war das Resultat eines jahrhundertelangen Processes im Reich und in der Kirche selbst; ihre Vorläufer waren sowol die alten germanischen Kaiser, welche gegen die Absolutie und weltliche Macht der Päpste, als die evangelischen Häretiker, die gegen das Dogma, die Hierarchie und die geistliche Alleingewalt des Papstes gekämpft hatten. Das römische System, der lateinische Gedanke der Centralisation, wurde durch das Princip der sittlichen Freiheit überwunden, und das Weltbürgertum, welches sich in der römisch-katholischen Kirche und dem mit ihr verbundenen Reich bisher ausgedrückt hatte, in die freie Cultur des Geistes verlegt.

Die Revolution aller Zustände des Abendlandes würde unabsehbar geworden sein, wenn Karl V. sich an die Spitze der reformatorischen Bewegung gestellt hätte. Aber der Besitz des Kaisertums, Neapels, Mailands und des bigotten Spaniens machten ihn zum Feinde der Reformation,

und diese selbst wurde durch ihr eigenes decentralisirendes Princip zur Feindin der Reichsidee und der von ihr untrennbaren Reichskirche. Sie zersprengte das Imperium; sie ward monarchisch, weil sie des Schutzes der Fürsten bedurfte um dem Kaiser und dem Papst Widerstand leisten zu können. Der Sieg des Kurfürsten Moritz von Sachsen entschied diese Wendung; er machte dem Reiche Karls ein Ende. Die Anerkennung der Augsburger Confession hob das alte römische Reichsprincip und die Reichskirche für immer auf. In die Gränzen derselben waren die Germanen zum zweitenmal, jetzt als Ketzer, eingebrochen.

Ein furchtbarer Kampf von hundert Jahren um das Dasein der reformirten Kirche, neben der von ihr getrennten römisch-katholischen, war nötig ehe das Werk Luthers und seiner Genossen Bestand gewann. Dieser schreckliche Existenzkrieg zerspaltete Deutschland und machte es politisch ohnmächtig. Die Losreißung unsers Vaterlands von dem Princip Roms kostete ihm in der That eine größere Anstrengung, und erschöpfte es tiefer, als jene uralte Verbindung mit Rom und Italien es gethan hatte, auf Grund deren unsere eigenste Nationalkraft jahrhundertelang einem religiös-politischen Dogma, auf fremder Erde, in den Dienst gegeben ward. Aber die Opfer, welche Deutschland seit den Reformationskriegen bis auf den westfälischen Frieden gebracht hat, kommen nicht in Betracht gegen die Errungenschaft der Freiheit des Glaubens und des Wissens, die das Princip der modernen Civilisation geworden ist, und unaufhaltsam die ganze Neubildung der europäischen Gesellschaft herbeigeführt hat. Die große Gefahr die aus der ursprünglich monarchischen Richtung der Reformation

erwuchs, nämlich Kirche und Staat, geistliche und weltliche Gewalt wieder in einem protestantischen Papst, dem Fürsten (nach dem Grundsatz cujus regio ejus religio) zu vereinigen, ward durch die germanische Individualität an sich, wie durch die territoriale Unabhängigkeit der deutschen Fürsten beseitigt. Statt einer allgemeinen reformirten Kirche gab es nur Kirchen, aber auch in dieser Zersplitterung war der reformatorische Geist mächtig genug der großen Reaction des Katholicismus, wenn auch mit Einbuße von einigen Provinzen, Stand zu halten. Der Grundsatz der Gewissensfreiheit ist am heutigen Tage überall siegreich. Er ist sogar in Italien, in der unmittelbaren Nähe des Papstes, zu einem Recht geworden, welches gar nicht mehr zerstört werden kann. Es ist dies das neue Bürgerrecht des abendländischen Geistes. Die alte an das Reich oder an den Staat gebundene Kirche geht unter; sie fällt in die Gesellschaft zurück, wo auch sie erst wahrhaft frei werden kann.

Die Reformation hatte also das mittelaltrige Reichsprincip aufgehoben, und der westfälische Friede, welcher die Parität der Confessionen im Reich anerkannte, die Trennung desselben von Rom anerkannt. Nach dem mittelaltrigen System stellten Kirche und Reich nur einen Organismus dar, und war der Kaiser der Advocat jener, welcher über ihre Einheit und Unteilbarkeit zu wachen hatte, und dessen wichtigstes Amt darin bestehen sollte die Ketzer zu vertilgen. Jetzt aber saßen protestantische Fürsten neben katholischen im Reichstag; jetzt wählten ketzerische Kurstimmen neben römisch-katholischen den Kaiser. Die Krone blieb fortdauernd eine Wahlkrone. Warum sollte

nicht auch ein protestantischer Reichsfürst zum Kaiser gewählt werden können? Aber ein solcher Plan, von den Protestanten gehegt, kam nicht zur Ausführung. Das Kaisertum blieb im Stamme der Habsburger thatsächlich erblich, sowol aus Tradition als wegen der großen Hausmacht dieser Dynastie. Oesterreich herrschte fortdauernd in Deutschland; fortdauernd verfolgte der Kaiser nur österreichische Zwecke. Dies ward von den deutschen Stämmen mit tiefem Unwillen erkannt. Schon um die Zeit des westfälischen Friedens drang der berühmte Jurist Chemnitz (Hippolytus a Lapide) darauf, die Krone des Reichs den Habsburgern zu entreißen, da ihre römische Kaiserdespotie und ihr österreichischer Haus-Egoismus der alleinige Grund für die Ohnmacht Deutschlands sei. „Exstirpatio domus austriacae" ist der bedeutungsvolle Ruf, welcher aus dem Munde der Protestanten schon kurz vor 1648 vernommen wurde. Indem sie alles römische Wesen von der deutschen, nur in sich selbst und durch sich selbst einzurichtenden Nation ausstoßen wollten, griffen sie folgerichtig auch die lateinische Reichsidee an, welche sich noch in dem mit Rom eng verbundenen Habsburg verkörpert darstellte. Sie setzten es demnach im westfälischen Frieden unter der eifrigen Zustimmung Frankreichs durch, daß die Territorialfürsten Deutschlands zu Souveränen erklärt wurden.

Dieser Friede bestätigte die Vernichtung des alten Reichs, denn dasselbe verwandelte sich seither in einen Bund vieler unabhängiger Staaten von vielen absoluten kleinen Fürsten, deren titulares Oberhaupt der Kaiser blieb, fortan nur eine Schattengestalt, da seine ehemaligen

Rechte auf die Aristokratie des Reichstags übergegangen waren. Macht besaß er nur, nicht als Kaiser, sondern als Besitzer seiner habsburgischen Kronländer, deren Erhaltung und Vergrößerung naturgemäß sein einziges Ziel blieb.

Das jetzt nicht mehr römische, sondern deutsche Reich führte seit dem westfälischen Frieden ein Dasein, dessen Geschichte das traurigste aller Gemälde darbietet. In seine Gränzen waren nach und nach die Nachbarstaaten erobernd eingedrungen; Frankreich hatte mit räuberischer List und Gewalt sich bis an den Rhein gedrängt, Schweden und Dänemark die Nordmarken in Besitz genommen, Polen lagerte bis zur Oder, das österreichische Habsburg drückte mit dem Gewicht seiner undeutschen Ländermasse als ein eigenes für sich selbst bestehendes Reich auf den Südosten, wo es Bayern an sich zu ziehen trachtete. Das übrige und eigentliche Deutschland war nur ein Chaos von zersplitterten Stämmen und Territorialherrschaften, von geistlichen und weltlichen Feudaldespotien und absolut regierten Fürstentümern, worin der nationale Gedanke noch tiefer versunken war als in dem minder zerrissenen Italien. Das Reich selbst war unheilbar; die Reformen eines so hochherzigen Kaisers wie Joseph II. war mußten scheitern.

Für die nationale und politische Befreiung Deutschlands aus so heillosen Zuständen bot sich indeß im Nordosten ein unverhoffter Anhalt dar. Die Geschichte der Entstehung und des Wachstums der preußischen Monarchie ist während der langen Ohnmacht des deutschen Reichs das einzige wichtige Ereigniß in ihm. Es ist die Zukunft

Deutschlands, die in diesem edeln Keim verschlossen lag. Der preußische Staat wurde die Vormacht des Protestantismus im europäischen Festlande. Seine eigenste Aufgabe war: der Schutz Deutschlands gegen die römischen Angriffe, gegen Frankreich, das vom Osten drohende Slaventum und das vom Norden hereinragende Skandinavien. Es hat diese Aufgabe seit dem großen Kurfürsten gewissenhaft gelöst.

Die Erhebung Preußens zum Königtum im Jahre 1701 bezeichnet eine neue Epoche in der Geschichte Deutschlands. Seither war diesem jungen Staat die Bahn vorgeschrieben welche er zu gehen hatte; sie führte mit Notwendigkeit dazu daß er die Herrschaft in Norddeutschland erlangte, und sich gegen das habsburgische Oesterreich als Nebenbuler zum Kampf um die deutsche Hegemonie wendete. Die Entstehung, ja das Dasein der preußischen Monarchie war an sich ein dem Reiche feindliches Princip. Es wurde dadurch ein Dualismus erzeugt sowol religiöser als politischer Natur, und ihn hatte die Reformation erschaffen; die Vereinigung der preußischen Monarchie war deren eigene Wirkung. Der Kampf der Dynastie Hohenzollern gegen die Dynastie Habsburg, des preußischen Königtums gegen Oesterreich und das Reich, wurde der Angelpunkt für die Geschichte Deutschlands, dessen Gestaltung seither von dem Erfolg desselben abhängig blieb. Friedrich der Große stellte dieses Resultat bereits fest, nachdem er Kaiser und Reich besiegt und die preußische Monarchie unzerstörlich gemacht hatte. Diese ruhte in kleineren Verhältnissen, ganz wie das habsburgische Kaisertum, ursprünglich auf einer halbslavischen Hausmacht; aber sie verdeutschte die=

selbe nicht allein sehr schnell und verzehrte sie, was der habsburgischen Dynastie mit ihren Erbländern nie gelang, sondern sie ward selbst zu einem Auszug und Abbild, einem Mikrokosmus von Deutschland, da sie sich nach und nach aus urdeutschen Stämmen und Reichsprovinzen zusammensetzte, worin mit weiser Duldung alle drei Confessionen friedlich neben einander das gleiche Bürgerrecht genossen. Das Aufwachsen Preußens, dieses jungen Sprößlings aus dem Rumpf eines modernden Prachtbaumes, des Reichs, ist nur eine wundervolle Evolution und Metamorphose von diesem selbst. Wenn sie ganz vollendet sein wird, dann wird auch Preußen vergehen, das heißt in dem umgeformten Deutschland glorreich aufgehen. Der deutsche Nationalgeist mit seiner Hoffnung auf die Zukunft, mit seiner tiefsten Arbeit in Literatur und Wissenschaft, wies seit Friedrich dem Großen auf Preußen als den Nordpol des Vaterlandes, obgleich diese Macht selbst, ganz wie Habsburg-Oesterreich um die deutsch nationale Entwicklung scheinbar unbekümmert, nur egoistische Vergrößerungsplane zu verfolgen schien. Erst die Befreiungskriege machten die deutsche Mission Preußens sonnenklar.

Diese Kriege retteten die Nationaliät Deutschlands, nicht den Fortbestand des deutschen Reichs, welches bereits eingegangen war. Sie zerstörten das neue romanische Weltreich, das sich auf seinen Trümmern erhoben hatte.

Die weltbürgerliche Reichsidee, bekämpft durch die Reformation, die Trennung Deutschlands von Rom, den westfälischen Frieden und dessen Staatensystem, hatte sich aus der französischen Revolution mit wunderbarer Gewalt

wieder erhoben und sich im napoleonischen Cäsarismus neu gestaltet. Der geniale Eroberer, ein Lateiner von Stamm, ergriff das römische Princip der Weltmonarchie wieder auf seinem Tron, wo er sich als den Nachfolger des fränkischen Karl des Großen wie aller früheren Kaiser erklärte. Mit einem großen geschichtlichen Zuge bemächtigte er sich einer uralten Idee, und vergeistigte durch sie sein zusammengerafftes Reich, welches ohne dieselbe nur eine Masse gewaltsamer Eroberungen gewesen wäre, wie sie ein Attila oder Dschingis-Chan gemacht hatte. Nach seiner kolossalen Phantasie — er gleicht durch sie wie durch manche andere Züge dem Cola di Rienzo, nur in größeren Verhältnissen — sollte das römische Weltreich erneuert werden, und die Reichskrone, welche so lange bei der deutschen Nation gewesen war, zu den Franken zurückkehren. Es ward dies als eine Translatio oder Restitutio Imperii ad Francos vorgestellt. Mit diesem Gedanken Napoleons stand im engsten Zusammenhang die Wiederherstellung der katholischen Kirche, welche die Revolution gestürzt hatte. Er schloß mit ihr das Concordat. Er rief den Papst zu seiner feierlichen Salbung und Krönung, wie einst der Franke Pipin den Papst gerufen hatte, ihm im Namen der Kirche die Anerkennung seiner Usurpation zu geben.

So stand in Europa wieder ein durch den Papst „göttlich" gekrönter Weltkaiser da, der seinen Bezug auf Rom und Italien nahm, wie die alten germanischen Imperatoren. Er krönte sich mit der eisernen Krone der Lombarden. Seinen Sohn nannte er König von Rom. Es war auch nur eine logische Methode in dieser Re-

naissance des Kaisertraums, daß Napoleon in der Folge mit dem Papst in Streit geriet, wie seine Vorgänger im Reich, und daß er, wie sie, das Dominium temporale, den Kirchenstaat einzog. Das that er bekanntlich mit der ausdrücklichen Erklärung: daß er alle Privilegien welche die früheren Kaiser, seine Vorgänger, den Päpsten ausgestellt hatten, widerrufe. Ein ähnliches Edict hatte einst Cola di Rienzo erlassen, als er alle von den Kaisern seit Constantin gemachten Schenkungen für nichtig erklärte und für zurückgefallen an das Volk und den Senat von Rom.

Bryce macht die Bemerkung, daß das deutsche Reich mit seinem Kaiser sich dem Usurpator Napoleon gegenüber in derselben Lage sehen konnte, in welcher das byzantinische Reich sich befand, als Karl der Große die Krone Constantins usurpirte. Aber Wien oder Regensburg setzte dem Eroberer und seinen Ansprüchen auf die Weltmonarchie weniger Widerstand entgegen, als einst Byzanz es gethan hatte. Nachdem durch die Stiftung des Rheinbundes die süddeutschen Staaten aus dem Reiche geschieden waren, und Napoleon als ihren Protector anerkannt hatten, legte der Kaiser Franz II. die Krone Constantins, Karls des Großen, und Karls V. für immer nieder, und er ward zum Kaiser seiner Erbländer, oder Oesterreichs. Ist hier nicht eine seltsame Ironie wiederholter geschichtlicher Erscheinungen zu erkennen? War nicht dieses ruhmvolle Oesterreich, die Vormauer Europas gegen die Türken, wirklich wie ein zweites Ostrom zu betrachten? Erlitt es nicht dasselbe Schicksal der Erstarrung wie das byzantinische Reich?

Als die Abdicationsacte des deutschen Kaisers vom 6. Aug. 1806 erschien, brachte sie in der ungeheuern Aufregung der revolutionirten Welt, so sagt Bryce mit Verwunderung, kaum eine größere Wirkung hervor als das Erlöschen des alten Römerreichs zur Zeit des Eroberers Odoaker sie hervorgebracht hatte. Gleichwol mußte jeder Patriot und mußte jeder nachdenkende Mensch von dem Bewußtsein tief erschüttert werden, daß die älteste Institution des Abendlandes ausgegangen war. Denn dieses Reich datirte von Julius Cäsar her. Es hatte, wie kein anderes Institut außer der Kirche, 1800 Jahre Bestand gehabt. Es war seit Karl dem Großen, mit nur augenblicklichen Unterbrechungen, in der deutschen Nation tausendjährig gewesen. Die größesten Erinnerungen der Geschichte des Abendlandes waren mit ihm unauflöslich verbunden; die wichtigsten Weltcharaktere, Ereignisse, Schicksale und Gestaltungen der Völker waren von ihm unzertrennlich. Die erhabenste Idee, die von der weltbürgerlichen Einheit der Menschheit — ein Ziel wonach diese unablässig streben muß —, war das eigenste Culturprincip dieses Reichs gewesen. Mußte nicht durch das Ausgehen desselben eine Lücke im europäischen Organismus fühlbar werden? —

Ich habe, seit langen Jahren mit der Behandlung desselben Themas beschäftigt, soweit dies in der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter notwendig einen der leitenden Grundgedanken bilden muß, das treffliche Buch des Herrn Bryce mit wahrer Freude als Gelegenheit für die zusammengedrängte Betrachtung der Reichsidee benutzt, und der Scharfsinn wie die ausgezeichnete Klarheit des Verfassers, der in Rom selbst mir seine Ideen mitgeteilt,

hatte mich oftmals überrascht. Nicht ein Deutscher würde diesen Gegenstand einsichtiger behandelt haben. Sein Buch vermehrt die lange Reihe von staatsrechtlichen Abhandlungen über die Reichsidee, welche mit dem Libellus de Imperatoria Postestate im 9. Jahrhundert beginnen und so bis auf unsere Gegenwart sich fortsetzen. Männer der Wissenschaft kennen die Sammlung solcher Natur von Schardius und von Goldast.

Am Schlusse seines Buchs sagt Bryce folgendes zur Verherrlichung des alten Reichs, mit einer Beredsamkeit, in welcher der Pulsschlag der Ideen Dante's und Petrarca's noch fühlbar ist:

„Das Werk des mittelaltrigen Reichs war selbstzerstörend; es ernährte, scheinbar sie bekämpfend, die Nationen welche seinen Platz einzunehmen bestimmt waren. Es zähmte die nordischen Barbarenvölker und bezwang sie in einen Körper der Civilisation. Es bewahrte die Künste und die Literatur des Altertums. In Zeiten der Gewalt und der Unterdrückung stellte es vor seinen Untertanen die Pflicht rationellen Gehorsams gegen eine Autorität auf, deren Parole „Friede und Religion“ war. Unter der tiefsten Erbitterung des Nationalhasses hielt es die Idee einer großen europäischen Völkergemeinde aufrecht. Während es dies that, schaffte es in Wirklichkeit das Bedürfniß einer centralen und despotischen Macht ab, wie sie es selber war. Es befähigte die Menschen für den richtigen Gebrauch nationaler Unabhängigkeit; es lehrte sie sich zu dem Begriff jener spontanen Thätigkeit und Freiheit zu erheben, welche über dem Gesetz, doch nicht wider dasselbe ist, und wofür die nationale Unabhängigkeit selbst, wenn

sie ein Segen sein soll, nur das Mittel sein darf.“ — „Seit Augustus bis zu Karl V. glaubte die ganze civilisirte Welt an seine Existenz als einen Grundzug der ewigen Ordnung der Dinge, und christliche Theologen sprachen es nicht minder klar als heidnische Poeten aus: daß sein Fall auch der Untergang der Welt sei. Jedoch das Reich ist dahin, und die Welt dauert, und nimmt kaum von der Wandlung Notiz. Das ist nur ein geringer Teil von dem was über ein unerschöpfliches Thema gesagt werden kann, dessen Tiefe kaum auszudrücken ist. Denn was hier das nötigste und zugleich das unmögliche ist, wäre dieses: das Reich als ein Ganzes zu übersehen, als eine einzelne Institution, in welcher die Geschichte von 18 Jahrhunderten ihr Centrum hat, und dessen äußere Form dieselbe bleibt, während ihr Geist und Wesen sich beständig verwandelt. — Wer war fähig das Papsttum darzustellen? Diejenigen (wenn es solche gibt) die in ihm nichts anderes als einen gigantischen Upas-Baum voll Trug und Aberglauben sehen, sind kaum entfernter von der Erkenntniß des Mysterium seines Lebens als die conventionellen Politiker, die in runden Phrasen sein Wachstum erklären, es als ein mechanisches Kunstwerk analysiren, seine bewegenden Kräfte ermessen, und schließlich eine Uebersicht von seinen Resultaten, den guten wie den bösen, geben. So ist auch das Heilige Reich über alle Beschreibung oder Erklärung erhaben. Wir wissen nur wenig von ihm, wenn wir die Ideen kennen, welche Julius Cäsar hegte als er den Grund entwarf auf welchem Augustus baute, oder jene von Karl, als er seinen Weltbau wieder erschuf, oder von Barbarossa und seinem Enkel,

als sie sich bemühten seinen Ruin aufzuhalten. Nachfolgende Geschlechter werden nur wenig mehr davon wissen, wenn sie das Mittelalter aus weiterer Ferne als wir betrachten, die wir noch mitten in der Reaction gegen alles mittelaltrige Wesen leben. Sie werden dann neue Formen des politischen Lebens sehen und begreifen, deren Natur wir höchstens ahnen können. Indem sie mehr sehen als wir, werden sie auch manches weniger deutlich sehen als wir. Das Reich, welches uns am Horizont der Vergangenheit noch als eine große Gestalt erscheint, wird vor ihrem Blick tiefer und tiefer versinken, je weiter sie dem Zukünftigen entgegengehen. Jedoch seine Wichtigkeit in der allgemeinen Geschichte kann es nimmer verlieren. Denn in ihm war alles Leben der alten Welt versammelt; aus ihm ist alles Leben der neuen Welt emporgestiegen."

Ich knüpfe hier noch zum Schluß an das Jahr 1806 wieder an, in welchem das Reich, als die habsburgisch-deutsche Form der Idee des Imperium, überhaupt erlosch. Seitdem lebte die Menschheit sechzig denkwürdige Jahre unter Entwicklungskämpfen, die auf den Trümmern dieses abendländischen Reichs Gestaltungen in der europäischen Gesellschaft erzeugten von solcher Natur, daß sie das Mittelalter bis in seine letzten Reste aufzulösen und eine neue Weltform herbeizuführen scheinen. Ist jenes dem abendländischen Geist angehörende Princip, dessen Ausdruck Reich und Kirche waren, in dieser Zeit erloschen? Oder welche sichtbare und für den Blick erkenntliche Gestalt hat es angenommen?

Zunächst ist folgendes deutlich. Die Reichsidee ging

nicht im Jahre 1806 unter, denn Napoleon bemächtigte sich ihrer, verpflanzte sie von Deutschland, ihrem legitim gewordenen Sitze, nach Frankreich, und gründete eine neue imperiale Weltmonarchie. Er wollte ihr, als der Cäsar dessen Vasallen die Könige des Abendlandes waren, gleiche Gesetze und Einrichtungen gemeinsamer Civilisation geben. Wie ein antiker Imperator drang er in den barbarischen Osten vor um die Gränzen des Reichs zu erweitern, und er würde die kaiserlichen Adler in Byzanz aufgepflanzt haben wie er sie in Rom aufgepflanzt hatte, wenn die Natur der Dinge es ihm erlaubt hätte. Seine wunderbare Geschichte, nur äußerlich und aus nur einem Gesichtspunkt aufgefaßt, erscheint als die Renaissance jenes kolossalen römischen Weltraums und jenes dem Abendland inhärenten Begriffs, von dem dieses nur loskommen wird, wenn es ihn in einer freien Culturform überwindet. Der große Traum zerging an der scharfen Luft, die das Abendland seit der deutschen Reformation in unbezwinglichen Strömungen der Freiheit durchzieht, und die mittelaltrige Reaction der Geister zurückdrängt. Die Reformation hat die Bewegung des persönlichen Gedankens frei gemacht; die französische Revolution die politische Selbstthätigkeit der Nation als ihre Lebenskraft befreit. Beide arbeiten mitsammen an der freien Cultur sich in ihr demokratisch gestaltender und versöhnender Völker, welche keine militärische Despotie mehr in Europa ertragen. Der Fall Napoleon's machte die Unmöglichkeit eines Centralreichs offenbar. Die Welt wird eher republicanisch als kosakisch werden, um an ein berühmtes Wort dieses großen Menschen zu erinnern.

Als das napoleonische Cäsarentum zusammenstürzte, war der Augenblick gekommen die politische Reformation durch ein Völkerconcil durchzuführen. Es war ein Zustand ähnlich jenem, welchen Europa sah als das Institut des Papsttums unterzugehen drohte, und das Concil zu Constanz zusammentrat. Wie sich damals fruchtlos die Concilien fortsetzten, so setzten sich jetzt ebenso fruchtlos die Congresse fort. Das Diplomatenconcil in Wien vermochte die politische Form Europas so wenig zu Stande zu bringen, als jenes zu Constanz die kirchliche zu geben im Stande gewesen war. So geschah es daß die Geschichte der letzten funfzig Jahre eigentlich nichts anderes ist, als die Reaction der Völker gegen die Wiener Verträge und die Zerstörung des unnatürlichen Baues, welchen diese geschaffen hatten. Das Reich wurde damals nicht hergestellt, aber der Begriff von ihm, nicht als einer Centralgewalt in Europa, sondern als einer internationalen die Völker durch „Frieden und Religion" zusammenhaltenden Macht, blieb wie ein Bedürfniß zurück und ward auf den Bund der Mächte übertragen. Das heilige römische Reich verwandelte sich in die heilige Allianz, welcher, so unheilvoll sie auch in Bezug auf die freie Entwicklung des Staatslebens gewesen ist, doch ursprünglich ein humanes weltbürgerliches Princip zum Grunde lag.

Unter der Führerschaft der heiligen Allianz und ihrer Congresse begannen sodann die Decennien schmachvoller und kleinlicher Reaction gegen die Freiheiten, welche Europa in heißen Kämpfen sich errungen hatte. Diese Reaction scheiterte; die Völker sprachen sich nach und nach mündig. Ihr unverrückbares Ziel war die innere Ver-

fassung nach dem Princip politischer Selbstthätigkeit, und nach außen ihre nationale Unabhängigkeit durch die Wiedervereinigung des unnatürlich und gewaltsam von ihnen Getrennten. Die napoleonische Erschütterung hatte die Völker aus ihrer Apathie aufgerüttelt, und aus ihrer Unterdrückung waren die Nationen mit starkem Bewußtsein zu den Befreiungskriegen aufgestanden. Zugleich hatte Napoleon, die morschen Systeme des mittelalterlichen Staates umwerfend, Europa durchzogen, und die demokratische Saat der französischen Revolution über alle Länder ausgesäet. Sie ging reichlich auf. Die Revolution dauerte fort, das heißt das Abendland geriet durch die allgemeine Umwälzung in eine tiefe Bewegung, die sich in immer weiteren Kreisen nach Süden wie Osten verbreitete. Sie hatte zu ihrer Voraussetzung die Verwirklichung der Grundsätze der Reformation und der französischen Revolution. Die Theorie des künstlichen Gleichgewichts der Mächte, wodurch in Europa der Friede erhalten werden sollte, fiel, weil dieses System auf der unnatürlichen Verzerrung und Verstümmelung der Nationen beruhte, und machte dem Bedürfniß der nationalen Zusammengehörigkeit Platz. Die Teilung Polens war der letzte große Frevel der Kabinetspolitik. Der Kampf des Nationalismus gegen den Politismus ward in unseren Tagen entscheidend, und zum Teil bereits siegreich durchgeführt. Die Herstellung der Nationalität bedingte zugleich deren Einheit und Unteilbarkeit.

In dieser europäischen Bewegung haben, nach den Voraussetzungen der Geschichte, zwei Nationen von neuem entscheidende Wichtigkeit erlangt: Italien und Deutschland

diese alten feindlichen Geschwister, die das weltbürgerliche Ideal von tausend Jahren in Zwietracht verbunden gehalten hatte. In dem einen hatte die Kirche mit dem Papst, in dem andern das Reich mit dem Kaiser seinen Sitz gefunden; sie hatten sich schweigend und thatsächlich diese beiden Weltcharaktere oder Weltpole zugeteilt. Sie hatten mit Naturnotwendigkeit das gleiche Schicksal kosmopolitischer Größe und nationaler Schwäche erlitten. Durch das Papsttum war das eine, durch das Kaisertum das andere national ohnmächtig geworden. In das eine ragte beständig das Reich als eine fremde (deutsche) Macht, in das andere beständig die Kirche als eine fremde (römische) Macht herein. Selbst noch als das Reich ausgegangen und die französische Universalmonarchie gefallen war, setzte sich der mittelaltrige Bezug beider Länder fort, denn Oesterreich blieb im Besitz von Venedig und der Lombardei, für dessen Dauer es ganz Deutschland nach alter Weise und bis auf die jüngsten Tage zu verpflichten suchte. So setzte sich die Reichsgewalt factisch fort, während Oesterreich zugleich durch seine Secundogenituren in Mittelitalien herrschende Macht gewann, und durch seine innige Verbindung mit Rom die mittelaltrige Advocatur der Kirche und den bestimmenden Einfluß auf die römische Curie erhielt. Noch in den jüngsten Zeiten schloß es das berüchtigte Concordat mit Rom.

In beiden Ländern, in Italien und Deutschland, zeigt der Kampf um das nationale Ziel ganz ähnliche Erscheinungen. Piemont und Preußen, in demselben Anfang des 18. Jahrhunderts Königreiche geworden, gleichen einander in ihrer nördlichen Stellung, in ihrem nationalen

Beruf, selbst in der klugen Stetigkeit ihres Aufstrebens aus kleinen Anfängen. Sie gleichen einander bis auf die beiden leitenden Staatsmänner der jüngsten Zeit. Nur sind die Dimensionen und die Kräfte weit verschieden. Nationale Unabhängigkeit und Einheit war das Ziel Italiens, welches Piemont unter dem Banner der Freiheit in den Kampf zu führen unternahm. Der Feind war hier Oesterreich mit dem Rest alter Reichsgewalt, der Fremdherrschaft, dort die seit der Restauration von 1815 wieder mit einem politischen Staat ausgestattete Kirche, die natürliche Verbündete der Reichsidee, die natürliche Feindin der Einheit Italiens, wie der ganzen modernen Civilisation. Der Sieg wurde wunderbar schnell errungen durch den Nationaltrieb, die Hülfe Frankreichs und jenes nach ähnlichem Ziele strebenden Preußens, endlich durch den moralischen Proceß in der öffentlichen Meinung Europas, welche die italienische Nation frei sprach.

Die Regierung Napoleons III., ohne dessen Willen und Handlung Italien nicht frei geworden wäre, wird einst ein sehr merkwürdiges Capitel in der Geschichte unseres Jahrhunderts bilden wegen der Vereinigung von Ideen und Trieben der Zeit die durch ihn dargestellt ward, wegen des Zusammenwirkens von Widersprüchen welche in ihm sichtbar sind, und durch die politische Reformation, zu deren Durchführung, nachdem sie im Wiener Congreß verunglückt war, er mit und ohne seine Absicht den Anstoß gegeben hat. Als sein Programm erschien die Aufhebung der Verträge von 1815, der Umsturz des diplomatischen Europa. Dies machte ihn vorweg zum Verbündeten der Nationalitäten. Aber er restaurirte das französische Kaisertum seines Oheims,

welcher die Nationen unterjocht hatte. Dies machte ihn zweideutig nach jeder Richtung. Er zersprengte die heilige Allianz und den Bund der Mächte. Er alliirte sich mit England. Diese eine Verbindung sicherte ihm den Tron, welchen dasselbe England im Verein mit dem Nationalgeist des Festlandes umgestürzt hatte als sein Oheim darauf saß. Solche diplomatische Kunstgriffe würden indeß nicht ausgereicht haben Napoleon III. zum Manne der Gegenwart zu machen, wenn er sich nicht der nationalen Triebe der Zeit bemächtigte, in deren Losbruch er selbst im Revolutionsjahr 1848 seine Laufbahn begann. Die Hand die er auf das reifgewordene Italien legte, gab ihm eine europäische Stellung. Auf den Stadtmauern Roms, welche die Krieger Oudinots erstiegen, und auf den Schultern des katholischen Clerus war Napoleon III. zum Tron emporgekommen. Er besetzte Rom und damit die wichtigste Frage des Jahrhunderts, die nämlich von der Existenz der mittelaltrigen Kirche als politischer Macht, an welche jetzt die Reihe kam, nachdem das Reich, durch welches sie gegründet und erhalten war, das Ende gefunden hatte. Napoleon wurde der Protector und Advocat der Kirche, und nahm so die internationale schiedsrichterliche Stellung ein, welche vor ihm nur die germanischen Kaiser inne gehabt hatten. In der That erschien die Reichsidee einen Augenblick lang in seiner furchtverbreitenden Macht wieder. Man glaubte sogar daß er die lateinische Völkergruppe als Imperator um sich vereinigen würde. Aber der unbezwingliche Nationalgeist trieb ihn selbst unbewußt in eine andere Bahn. Alles ward zweideutig an diesem Manne, sein Schwert zweischneidig und ihn selbst

verwundend. Die Bombe Orsini's beschleunigte die widerspruchsvolle Handlung. Napoleon, der Protector Roms, mußte auch zum Protector der italienischen Nation werden, welche gegen Venedig wie gegen Rom anstrebte. Der italienische Nationalgeist überlistete ihn, und entriß ihm stückweise sein ursprüngliches Programm. Das Project der guelfischen Conföderation, worin das halb herausgeschlagene Oesterreich sitzen und der Papst den Vorsitz führen sollte, fiel vor dem Einheitsdrang, welcher Italien wie in einem Krystallisationsproceß sich zusammenschließen machte. Die Provinzen der Kirche fielen mit Napoleons Zustimmung: die September-Convention brachte den Papst auf den Isolirstul, und machte die politische Stellung der Kirche zu einer rein italienischen Territorialangelegenheit. Dann folgte die Emancipation des kaum entstandenen Italiens von Frankreich durch das Bündniß mit Preußen, dessen überraschendes Resultat der Rückzug Oesterreichs und der Fall Venedigs war, welches Napoleon, zum letztenmal in der Eigenschaft eines internationalen Schiedsrichters, an Italien überlieferte. Der Abzug der Franzosen von Rom im December 1866 bezeichnete zum Schluß den Rücktritt Napoleons aus seiner imperialen Stellung, und dadurch die volle Befreiung des einigen Italiens.

Hier ist eine große Wendung im Schicksale Europa's angedeutet, welche erst die Folgezeit klar herausheben wird. Sie erscheint uns Menschen der Gegenwart für jetzt als letzter Fall der römischen Reichsidee und der Reichskirche. Indem Napoleon den Papst preisgab, indem Italien sich im Widerspruch zum Papsttum als einige Nation aufstellte und Rom fortan von sich abhängig machte, ward jenem

römischen Princip der Todesstoß gegeben. Es ist dieses Princip ohne die Weltstellung des souveränen Papsttums und der herrschenden Kirche gar nicht denkbar. Die Schwächung des Papsttums ist auch die der Legitimität und Autorität überhaupt. Der alte Kampf der beiden Gegensätze im Abendlande, des lateinischen und des germanischen Geistes ist, so scheint es, durch die Nationaleinheit Italiens auf Kosten der Kirche, und durch die große Schlacht von Sadowa auf Kosten von Habsburg-Oesterreich und der französischen Machtstellung entschieden worden. Der germanische Geist der Reformation hat auf den Feldern Böhmens einen neuen und folgenschweren Sieg über das Mittelalter errungen, und dadurch die verlorne Macht, voraussichtlich, wieder an Deutschland zurückgebracht. Das Reich wird dort sich erneuern in dem jetzt zum Imperium aufsteigenden protestantischen Hause der Hohenzollern. Es wird keine erobernde Cäsarenherrschaft nach altem System sein sondern ein nationaler Bund, welcher im Herzen Europa's den Frieden, die Freiheit und die Culturarbeit des Abendlandes behüten und stärken wird. Die Kirche darf in diesem rein deutschen Staat als indifferent, weil nicht mehr politisch, sondern social und frei, erscheinen. Im Laufe der Zeit dürfte dann dieses mächtige deutsche Reich alle germanischen Elemente des Festlandes in einem Bund um sich versammeln, während sich die lateinische und die slavische Völkerfamilie in gleichen Bündnissen vereinigen. Diese dreifache Gruppirung der abendländischen Völker ist ein erkennbares Ziel der Geschichte. Ihre gleichmäßige Stärke und die Befriedigung aller nationalen Bedürfnisse, bei der Vermittlung einer

allgemeinen Freiheit und Civilisation, welche durch tausend internationale Straßen und Canäle in Umlauf erhalten wird, kann die Gefahren des Uebergewichts auf der einen und der andern Seite verhüten.

* * *

Als diese Blätter geschrieben wurden, ahnte ich nimmer, welche wunderbare Entwicklung die Geschichte unseres Vaterlandes in kürzester Zeit haben sollte. Die frevelhafte Kriegserklärung Napoleons III., hervorgegangen aus dem noch ganz barbarischen Götzencultus der militärischen Macht in Frankreich, hat Wirkungen hervorgebracht, die ohne Gleichen in den Annalen der Völker sind. Die Intelligenz und die Kraft der beleidigten deutschen Nation zerbrach die gefürchtete Gewalt des kaiserlichen Frankreich wie ein morsches Rohr. Der französische Kaiser, seine Marschälle und Generale, und sein ganzes großes Heer, einst der Schrecken der Welt, wurden wie durch Zauber in die Gefangenschaft nach Deutschland hinweggeführt. Das angemaßte Imperium Frankreichs zerfiel von der electrischen Berührung des deutschen Nationalgeistes in Staub. Das weltliche Papsttum Roms, die tausendjährige Stiftung der einst römischen Reichskirche und Reichsgewalt, zerfiel von der Erschütterung durch die deutsche Kraft einer Mumie gleich in Staub. Der lateinische Cäsar und der lateinische Papstkönig stürzten in einer Stunde; und im Angesicht des belagerten Paris ersteht in der Weihnachtszeit des Jahres 1870, 1070 Jahre nach Karl des Großen, das Kaisertum als ein rein deutsches und nationales Reich wieder in der protestantischen Hohen-

zollern-Dynastie. Der Ausgang des Reichs im Jahre 1806 erscheint daher heute nur wie ein Interregnum, das längste, welches die deutsche Geschichte kennt. Wir beginnen die deutsche politische Reformation. Mit tiefem Erstaunen betrachtet wol jeder Zeitgenosse die Unzerstörlichkeit und Dauer der Reichsidee und ihre Verwandlung durch das moderne Princip der Gewissensfreiheit und der Nationalität. —

Rom, Weihnachten 1870.



Das

Schloss der Orsini in Bracciano.

1870.



Bald hinter der Poststation La Storta zweigt sich von der Via Cassia links die Clandia ab, und auf dieser Straße fährt man noch drei starke Stunden bis zum See von Bracciano. Die Landschaft ist öde aber malerisch. Vulcanische Tufhügel durchziehen sie, und hie und da zeigen sich blühende Wiesenflächen und Triften, mit Wirtschaften und zahlreichen Rinderheerden.

Der Charakter der tuscischen Campagna Roms ist von dem Latiums sehr unterschieden. Im Lateinischen ist alles lachender und sonniger, alles formvoller und auch belebter. Die Berge der Volsker und der Apenninen senden ihre Zweige aus, und sie haben die schöne Gliederung der Kalkformation. Uralte Städte, meist Bistümer, erheben sich zahlreich auf grünen von Castanien und Olivenbäumen oder von der Weinrebe umrankten Höhen, und geben der lateinischen Landschaft ein vorwiegend geschichtliches Gepräge. Sie ist von Monumenten des Altertums wie des Mittelalters erfüllt. In Tuscien dagegen herrscht ein vulcanisch durchrissenes Hochland vor mit weiten Einöden von ernster und melancholischer Natur, die geheimnißvoll erscheint. Das geschichtliche Leben ist hier meist spurlos geworden. Unterirdische Gräber und Nekropolen eines rätselhaft ge=

bliebenen Volks sind die Schätze und Monumente Etruriens. Die Geschichte des Landes erscheint wie abgebrochen, und wo sie sich fortgesetzt hat, entbehrt sie doch der macht- und lebenvollen Bedeutung. Der vollkommene Untergang einer Stadt wie Veji war, und die gänzliche Verlassenheit ihres Bodens für alle Zeit, erschien mir immer bezeichnend für dieses geschichtliche Absterben des römischen Etruriens.

Einsame Baronaltürme ohne Namen oder kleine Orte unhistorischen Charakters stehen hie und da schwermütig auf Tufhügeln. Im Mittelalter beginnt die geschichtliche Erinnerung in diesen culturlosen Wildnissen erst mit dem 11. Jahrhundert, wo germanische Feudalgeschlechter fränkischen oder langobardischen Ursprungs hier Gebieter werden, wie die Grafen von Galera und die Stadtpräfecten vom Hause Vico. Auch der Machteinfluß der Kirche hat hier wenige Spuren eingedrückt; denn gerade im Patrimonium S. Peters ist sie erst spät zur Herrschaft gelangt.

Hinter dem Fluß Arone, dem Ausläufer des Sees von Bracciano, liegen zwei größere Meiereien, S. Maria di Celsano und Casale di Galera, und dort mag man vom Wagen steigen um die nahen Trümmer des Castells Galera zu besuchen. Sie sind das seltsame Seitenstück zu der märchenhaften Stadt Ninfa in Latium am Anfange der pontinischen Sümpfe, wo sie in ihr reizendes Grab von Epheu und Blumen versunken liegt. Denn auch Galera, einst der Sitz trotziger und wilder Herren, welche oftmals die Stadt Rom bedrängten, ist heute versunken und zerstört, mit Straßen, Kirchen und Grafenburg im eigentlichen Sinne des Worts von Epheuranken zugedeckt. Und doch liegt Galera nicht wie Ninfa in der sumpfigen

Tiefe, sondern fest und hoch auf einem schroffen Tuffelsen über einer bewaldeten Schlucht, durch welche sich der Arone in schäumenden Cascaden hervorstürzt.

Auf dem verfallenen Tor sieht man noch das Wappen der Orsini, die Rose mit den Querbalken. Hinter den mächtigen Stadtmauern steigt man aufwärts in den zerstörten Ort, und verwundert bahnt man sich oben den Weg durch das dichte Epheugewilder, welches die zerfallenen Straßen versperrt hat. Es sind noch manche Häuser mit gothischen Fenstern aufrecht, doch das meiste Material ist fortgeschleppt worden, oder es bildet jetzt vom Pflanzenwuchs umbuschte Schutthaufen. Galera ist durch seine Reste von Architektur nicht so merkwürdig wie Ninfa; nur die Trümmer der Burg und der Hauptkirche zeigen eine ältere Epoche, die andern sind sehr modern. Denn erst im Jahre 1809 wurde der Ort verlassen, sei es wegen Wassermangels oder, was wahrscheinlicher ist, aus Verarmung der Bevölkerung. Daß eine Stadt, nicht durch plötzliche Naturgewalt zerstört, sondern durch innern Verfall schwindsüchtig, in unserm Jahrhundert aussterben konnte, ist wahrhaft befremdend. Beweist das nicht schlagend das mangelnde Lebensprincip dieses etrurischen Landes überhaupt? Galera (in der Gegend wo nach den alten Itinerarien die Station ad Careias lag) wird erst geschichtlich im Jahre 780, als der Papst Hadrian I. eine Colonie dieses Namens am Fluß Arone gründete, um das verödete Vejenter-Land wieder zu bebauen. Diese Colonie gedieh, aber sie entzog sich unter uns unbekannten Verhältnissen der Kirche; denn am Anfange des 11. Jahrhunderts erschienen dort als Herren die Comites von

Galera, wütende Feinde des Papsttums und eifrige Anhänger der deutschen Reichsgewalt.

Gerard, Sohn Rainers — und schon diese Namen beweisen das germanische Geschlecht —, war dort Graf, und eines der Häupter des kaiserlich gesinnten Adels in Rom und dem Stadtgebiet, enge verbunden mit den Grafen von Tusculum vom Stamme Alberichs und mit den Crescentiern von Monticelli in der Sabina. Diese Herren erhoben im Jahre 1058 gewaltsam einen Papst in Rom, Benedict X. Aber Hildebrand, der nachmalige Gregor VII., schon damals das Haupt der päpstlichen und nationalrömischen Partei, führte im Dienste des kaum gewählten Papstes Nikolaus II. eine Schar raubgieriger Normannen aus Apulien nach Rom und gegen die feindlichen Grafen. Galera, wohin sich Benedict X. geflüchtet hatte, und andere Castelle wurden erstürmt.

Die Macht der Comites von Galera, welche das etrurische Land bis über den See hinaus nach Sutri hin beherrschten, wurde augenblicklich gebrochen, aber ihr Geschlecht behauptete sich trotzdem in Galera noch lange Zeit. Es verschwand vielleicht erst in der Mitte des 13. Säculum, wo Matteo Rosso vom Haus Orsini, ein berühmter Senator der römischen Republik, als Herr von Galera erscheint. Seither blieben die Orsini Besitzer dieses Castells, bis sie es im Jahre 1670 dem Papst verkauften.

Der grimmigste Feind dieser Landschaft, und zugleich das stärkste Hinderniß für die Cultur bei mangelnder Arbeitskraft, ist heute die Malaria. Eine weiche verräterische Luft weht über die unbebauten Ebenen und die von

der Asphodelosblume bedeckten vulcanischen Hügel ohne Baumvegetation. Sollten wol gar die Würgengel des Fiebers aus dem See selbst emporsteigen? Wer wird es glauben, wenn auf dem Höhenzuge von Bracciano dieser purpurblaue Wasserspiegel endlich sichtbar wird? In Wahrheit, dies ist das entzückende Bild sonnig lachenden Glücks und zaubervoller Einsamkeit — eine Landsee-Idylle von ganz besonderer Art, groß und erhaben genug, und doch nicht so umfangreich daß sie aufhörte ein vollkommen und schön umgränztes Gemälde zu sein.

Der herrliche See, im Altertum Lacus Sabatinus, ursprünglich ein vulcanischer Krater, liegt hingegossen zwischen sanften Gebirgszügen und anmutigen Ufern. Er hat einen Umfang von 21 bis 22 Millien; sein Flächenraum ist also vollkommen so groß wie die Stadt Rom, mit welcher er durch die Acqua Paola, die erneuerte sabatinische Wasserleitung Trajans, in directer Verbindung steht. Denn das Wasser, welches durch die Porta di S. Pancrazio nach Trastevere hineinkommt, und sich aus der Fontaine Pauls V. mit so prachtvollem flußähnlichem Schwall ergießt, stammt zu einem Teil aus diesem See, den die Mauern Aurelians gerade umspannen würden.

Nach Norden umfaßt ihn ein kleines bewaldetes Gebirge, aus dem als ein schwarzer vulcanischer Pic höchstens 2000 Fuß hoch der Monte di Rocca Romana aufragt. Dieser Kegel ist in der etrurischen Landschaft überall sichtbar, wie in der lateinischen der Monte Cavo über dem See von Albano. Unter ihm liegt am Ufer der Ort Trevignano. Zur Linken erhebt sich der Höhenzug von

Bracciano, und auf ihm stellt sich, etwa eine Millie vom Seespiegel entfernt, als die herrschende Gestalt der ganzen Landschaft die riesige Burg der Orsini dar, ein prachtvolles Fünfeck mit fünf runden crenelirten Türmen. Ihre schwarzgraue Farbe entspricht der vulcanischen Natur ringsumher, deren geschichtliches Erzeugniß dieses Schloß zu sein scheint. Zur Rechten endlich ragt in den See eine hohe Landzunge mit einem dunkeln betürmten Ort. Das ist Anguillara, ehemals der Sitz der Grafen dieses Namens von einem Nebenzweige der Orsini. Dort strömt der Arone aus dem See, dessen Emissar er ist.

Nur in diesen drei Ortschaften hat sich das geschichtliche Leben um den See gelagert. Man sieht sie dort beständig vor sich; sie nehmen in gleicher Entfernung von einander die Seiten eines Dreiecks ein, und nur sie unterbrechen die reizende Stille dieser Ufer durch die Vorstellung von menschlicher Cultur, ohne doch den Zauber der Verlassenheit zu stören. Denn was bedeuten Bracciano, Trevignano, Anguillara? Wer hat je ihre Namen gehört, außer denen die mit der Specialgeschichte Roms vertraut sind? Wenn nicht jenes Schloß der Orsini, die versteinerte Chronik schrecklicher Feudalzeiten, seine schwarzen Türme über dem blauen See erhöbe, so würde man diese drei Orte an seinen Ufern für Fischerdörfer halten können. Und doch so stille ist gerade der See, daß auch nicht ein Nachen auf ihm sichtbar ist. Nur Rinderheerden zeigen sich am Ufer, oder Rudel gleich verwilderter Pferde, bis an den Leib im Wasser, und berittene Hirten mit der Lanze, wie im pontinischen Sumpf.

Ich fand Bracciano freundlicher als ich von einer

Vasallenstadt erwartet hatte; ein Ort von etwa 2000 Einwohnern, mit breiten Straßen und guten Häusern, modern gebaut, wie etwa Marino, wo das Schloß Colonna steht, welches ehemals auch den Orsini gehörte. So wohnlich ist freilich nur der neue Stadtteil, denn der alte aus der echten Baronalzeit liegt als ein schwarzer Häuserklumpen aus Tufstein eng um die Burg zusammengedrängt. Diese Burg aber steigt so gigantisch empor, daß sie ganz Bracciano mit ihrem Schatten zu bedecken scheint, und daß nichts mehr neben ihr in Betrachtung kommt.

Wie königlich muß die Macht eines Hauses gewesen sein welches in einer weltverlorenen Landschaft sich dieses Prachtschloß erbaute, eine uneinnehmbare Festung und einen Luxuspalast zugleich! Seitdem die Burg der Orsini in Campagnano in Trümmer fiel, ist diese hier eines der merkwürdigsten Monumente der römischen Renaissance, ein Baronalschloß ersten Ranges. In ganz Latium gleicht ihm keins. Das Schloß von Spoleto, vom Cardinal Albornoz angelegt, von Nikolaus V. ausgebaut, ist noch majestätischer, aber es ist kein Baronalbau, ebenso wenig wie es die schönen Burgen von Ostia, Narni, Civita Castellana und Subiaco sind.

Der Anblick dieser stolzen Burg ruft dem Wanderer zu allererst die Geschichte des Geschlechts der Orsini in Erinnerung, welche neben jener ihrer Erbfeinde Colonna fast ein halbes Jahrtausend hindurch die Annalen Roms mit den Thaten und Namen seiner zahllosen Mitglieder erfüllt hat, unter denen es Päpste, Cardinäle und Feldherren von großem Ruhme gab. Denn beide Häuser, die Guelfen und die Ghibellinen Roms, dauerten länger als

Dynastien von Kaisern und Königen, und sie dauern noch heute in ihren Resten fort, gleich den Schlössern die sie ehemals besaßen.

Der Stammvater der Orsini, mit dem römischen Namen Ursus, verliert sich in das Dunkel der Sage. Ob er Germane war, ist unbekannt. Seine Nachkommen nannte man die Filii Ursi, denn so heißt der ursprüngliche Stammname der Orsini stets in den ältesten Geschichten. Historisch traten sie im 12. Jahrhundert auf. Cölestin III. (1191—1198) gehörte zu ihrem Hause. Im 13. Jahrhundert gewannen sie, zur Zeit der Hohenstaufenkämpfe, größere Macht, auch durch den Senator Matheus Rubeus, den unermüdlichen Feind des Kaisers Friedrich II., das gebietende Oberhaupt der capitolischen Republik, dann durch den Papst Nikolaus III. (1277—1280), der ein Sohn eben dieses Senators war.

Die Orsini, so fruchtbar als Geschlecht wie die Colonna, teilten sich mit der Zeit in viele Familienzweige. Sie nannten sich nach ihren Besitzungen die Orsini von Monte Giordano und von Campo di Fiore in Rom, die Grafen und Herren von Nola in Campanien, von Tagliacozzo in den Abruzzen, von Gravina und Manupello, von Monte Rotondo, Vicovaro, S. Angelo, Pitigliano, Anguillara, Bracciano. Das Register ihrer ehemaligen Castelle und Güter, welche das Archiv des Hauses in Rom bewahrt, umfaßt einen ganzen Band. Sie waren so mächtig im Königreich Neapel wie im römischen Landgebiet. Die Colonna, gleichfalls im Neapolitanischen mit großen Lehen ausgestattet und wegen der Marsengrafschaften von Tagliacozzo, Alba und Celano im wütenden

Kriege mit ihren Erbfeinden, besaßen den Kern ihrer Herrschaft in Latium. Die Orsini dagegen beherrschten das sabinische Gebiet am Anio von Vicovaro bis nach Nerola und Monterotondo, und das etrurische Land von Sutri abwärts bis über den See nach Galera und zum Meeresstrande des alten Cäre. In dieses tuscische Land waren sie schon im 13. Jahrhundert eingedrungen, wo sie sich Galera aneigneten.

Wann sie nach Bracciano kamen ist ungewiß. Dieser Ort entstand in unbekannter Zeit, wie man glaubt aus einem Fundus der Gens Braccia. Nibby, der uns die geschichtliche Kenntniß des Ager Romanus im Mittelalter aus Documenten erst zugänglich gemacht hat, fand die erste Erwähnung des Castrum Brasani in einer Klosterurkunde vom Jahre 1320. Ich kann dies vervollständigen, denn ich fand eine fast hundert Jahre ältere im Archiv Orsini, ein Instrument vom 10. März 1234, worin Jofredus Amator und Landulf, Sohn des Präfecten Gottifred, als Herren dieses Castells erscheinen: Domini de Brachiano et de Sancta Pupa. Demnach gehörte Bracciano zu jener Zeit der in Etrurien mächtigen Familie der Präfectanen oder der Präfecten vom Hause Vico. Dieses germanische Geschlecht hatte die Stadtpräfectur Roms seit dem 12. Jahrhundert bei sich erblich gemacht. Sie waren gewaltthätige Dynasten, Ghibellinen und Feinde der Päpste; selbst Viterbo und Orvieto rissen sie an sich. Erst im Jahr 1435 ging sie unter, wo der furchtbare Johann Vitelleschi den letzten Präfectanen Jacob von Vico im Schloß zu Soriano enthaupten ließ.

Die Güter des Präfectenhauses zog die Kirche ein,

doch einige erkaufte Eversus, der räuberische Graf von Anguillara, dessen Orsinisches Geschlecht schon längst am See von Bracciano festen Fuß gefaßt hatte. Auch die Stadtpräfectur kam im Jahr 1435 an die Orsini, nämlich an Francesco, den ersten Grafen von Gravina, einen Ahn jener Linie, welche von allen Zweigen des ganzen Geschlechts allein noch dauert und in Rom fortlebt.

Bracciano selbst besaßen die Orsini schon im 14. Jahrhundert; denn Martin V. Colonna sah sich genötigt den Brüdern Francesco, Carlo und Orsino Orsini jenes Castell als Vicariat im Jahr 1419 zu bestätigen.

Seither herrschten hier am See die beiden Linien, jene schon ältere von Anguillara und diese von Bracciano, welche viele andere etrurische Castelle besaß.

Das Haus von Bracciano glänzte im 15. Jahrhundert durch zwei berühmte Kriegscapitäne, durch Napoleon und seinen Sohn Virginius. Napoleon — dieser Taufname war seit alten Zeiten bei den Orsini in Gebrauch — baute das Schloß in Bracciano, sein noch dauerndes Monument. Er starb als einer der mächtigsten Feudalherren seiner Zeit zu Vicovaro im Jahre 1480.

Virginius erbte seine Güter und seinen Ruhm. Er vereinigte mit jenen auch Anguillara und Cervetri durch Kauf nach dem Sturze des Hauses von Eversus. Er war Großconnetable des Königreichs Neapel, wo er sich mit der Dynastie Aragon enge verbunden hatte. Er selbst nannte sich de Aragona. Im Dienste des Königs Alfonso II. und dann Ferdinand's II. sollte er den Marsch Karls VIII. von Frankreich durch Etrurien aufhalten, als dieser Monarch heranzog Neapel zu erobern. Aber die

Söhne des Virginius, Johann Jordan und Karl, übergaben ihm auf Befehl ihres Vaters vertragsgemäß ihre Schlösser, und dieser Abfall der Orsini aus Not öffnete dem Eroberer den Zugang zu Rom. Karl VIII. zog in Bracciano ein, wo er im Schlosse des Virginius Wohnung nahm. Er blieb dort vom 19. bis zum 31. Dec. 1494, dann rückte er mit seinem Heer gegen Rom. In Galera empfingen ihn die unterwürfigen Abgesandten der Stadt und die des Papstes Alexander VI.

In die Stürme jenes Kriegszuges, welcher das Schicksal Italiens entscheiden sollte, wurde auch Virginius, noch immer im Dienst Aragons, hineingerissen. Karl VIII. ließ ihn in Neapel gefangen nehmen und führte ihn dann auf seinem Rückzuge mit sich fort. Der Orsini entrann in der berühmten Schlacht am Taro, um dann bald darauf die Fahne zu wechseln. Er trat in die Dienste Montpensiers, des Statthalters Karls VIII. in Neapel. Als nun hier nach dem Untergang der französischen Armee die Aragonen wieder den Tron bestiegen, wurde er im August 1496 trotz der Capitulation festgenommen und in einem Kerker eingesperrt. So befahl es der Papst Alexander VI., welcher in Folge der neapolitanischen Restauration den Plan durchführen wollte die römischen Barone auszurotten.

Der Krieg mit den Orsini nahm indeß einen unerwarteten Ausgang: er wurde zu einem glänzenden Triumf dieses mit dem Verderben bedrohten Hauses. Während Virginius im Gefängniß zu Neapel schmachtete, wo er bald an Gift starb, verteidigten sein Schloß Bracciano mit Heldenmut der junge Alviano und sein Weib Bar-

tolomea, die Schwester von jenem. Die Stürme der Belagerer unter dem Herzog Guidobald von Urbino und dem Sohne des Papstes Johann von Gandia wurden abgeschlagen. Andere Orsini brachten Entsatz, und das päpstliche Heer erlitt im Januar 1497 eine blutige Niederlage bei Soriano. Der Papst mußte Frieden schließen. Die Orsini blieben Herren von Bracciano wie von allen andern Gütern im Patrimonium.

Noch einmal gerieten sie in große Bedrängniß durch Cäsar Borgia; aber auch er vermochte das feste Schloß Bracciano nicht zu erobern, und endlich befreite der Tod Alexanders die Orsini aus ihrer Verlegenheit.

Noch zwei Jahrhunderte lang dauerten sie in Bracciano, während die zweite Linie Anguillara schon im Jahr 1548 ausstarb. Pius IV. erhob Bracciano im Jahr 1560 zum Ducat, und dies zu Gunsten des Urenkels von Virginius, eines Mannes in welchem die gewaltige Natur seines Geschlechts noch zum letztenmale zur Erscheinung kam. Paul Jordan Orsini war ein Mensch von ganz unzähmbarer Leidenschaft, ähnlich seinem Zeitgenossen Sampiero. Er kämpfte mit Ruhm in Lepanto. Seine Gemalin war Isabella die Tochter Cosimo's I. von Toscana. Sie lebte meist von ihm getrennt. Unglaubliche Dinge sagte man ihr nach. Eines Tages erwürgte sie Paul Jordan mit eigenen Händen in seinem Schloß Cerreto im Valdarno, im Jahr 1576. In Rom verliebte er sich bis zur Raserei in die schöne Vittoria Accoramboni, das Weib Peretti's, eines Nepoten Sixtus' V., der noch Cardinal war. Er ließ Peretti eines Nachts am Quirinal ermorden (im Juni 1583), und drei Tage nach der That

floh Vittoria mit ihrer Mutter in den Palast Orsini zu dem Mörder ihres Mannes. Gregor XIII. verbot ihre Vermälung mit ihm und sperrte sie in die Engelsburg, wo sie bis zum Tode des Papstes im April 1585 verblieb. Am Tage da Sixtus V. gewählt ward, vermälte sich Paul Jordan mit Vittoria. Der Papst verbannte den Mörder seines Neffen, und der Orsini starb bald darauf im Exil. Seine Verwandten haßten Vittoria, schon um ihrer Ansprüche auf einen Teil des Vermögens willen. In Padua, wohin sie sich hatte begeben müssen, erdolchten sie eines Tags, im December 1585, maskirte Männer, die in ihr Gemach gedrungen waren; dies geschah im Auftrage Lodovico's Orsini, des Herrn von Monterotondo.

Den Zweig Bracciano setzte Virginius, der Sohn Paul Jordans und Isabella's, fort, und ihn beschloß im Jahre 1698 als der letzte dieses berühmten Hauses der Herzog Flavio Orsini. Schon zwei Jahre vorher hatte Don Livio Odescalchi, Nepot Innocenz' XI., Bracciano erkauft. Von den Odescalchi kaufte das Herzogtum am Anfange dieses Jahrhunderts der Rothschild Roms, Torlonia, doch unter der Bedingung des Rückkaufs, und dieser geschah vor wenigen Jahren, so daß der Fürst Odescalchi heute wieder Herzog von Bracciano ist.

Wir betreten nun das Schloß selbst. Eine, wie es scheint dreifache Mauer von großer Stärke aus Basaltstücken aufgebaut, umgab ursprünglich die Burg nebst Gräben, die jetzt ausgefüllt sind. Zwei Eingänge führen in sie, einer von der Stadtseite, der andere von der Seite des Sees, gewölbte und befestigte Tore. Der Stil des Gebäudes trägt den Charakter der Frührenaissance. Die

Wandflächen, die mit Peperin eingefaßten Fenster und die Zinnen erinnern durchaus an den venetianischen Palast in Rom dessen Bau derselben Zeit angehört. Wie dort, war auch im Schlosse der Orsini der größere Hof ursprünglich von einem Säulenporticus umgeben, und dieser ist später vermauert worden. Nur ein freies, auf Säulen von Tuf ruhendes Treppenhaus, welches zum obern Stockwerk führt, ist stehen geblieben. Es zeigt wie das Portal der alten Schloßcapelle dicht daneben, den Uebergang der Gothik in die Renaissance.

Die fünf Rundtürme geben dem ganzen Bau einen imposanten Abschluß. Sie scheinen ihn wie mächtige Säulen zu stützen oder zusammenzuhalten. Ein mit Zinnen bekrönter Gang verbindet sie alle hoch oben mit einander. Draußen an den Toren wie im Hofe sieht man noch die steinernen Wappen der Orsini aus der Zeit des Baues ihrer Burg.

Eine ältliche Frau führte uns zwei Stunden lang im Innern umher, nachdem sie sich als Deutsche zu erkennen gegeben hatte, die seit dreißig Jahren im Dienst des Hauses Odescalchi stehe, und nun ihre Tage in der Burgeinsamkeit ruhig und zufrieden beschließe. Wir durchschritten hohe gewölbte Säle und Reihen von Zimmern welche mit Roccoco- oder modernen Möbeln, namentlich vielen Schränken von Pariser Holzarbeit, erfüllt sind. Diese Räume erscheinen düster und unwohnlich, nur der Blick auf den See aus den tiefen Fenstern ist schön. Die Bedürfnisse unserer Civilisation überhaupt sind von denen jener Baronalepoche gerade so weit entfernt, wie die Villa Doria Pamfili oder Albani von diesem Orsini-Schloß. In ihm

konnte sich nur ein Baronalgeschlecht heimisch und wol fühlen, welches hinter dicken Lavamauern seine barbarischen Privilegien und Leidenschaften verschanzt hielt, während der Schwarm untertäniger Vasallen und frohnender Dienstmannen den Winken des Gebieters über ihr Eigentum und ihr Leben gehorsamte. Nur ehrgeizige Gedanken an Herrschaft, Macht und Krieg konnten hinter diesen Mauern atmen, aber die Stimme der Grazie und Muse ließ sich hier schwerlich vernehmen. Anders war es freilich im fürstlichen Schlosse zu Urbino, dem schönsten Monument der Renaissance Italiens und aus derselben Epoche. Ich erinnerte mich daran in Bracciano; dort stellte der geniale Federigo von Montefeltre, der Vater jenes Guidobald welcher dieses Schloß von Bracciano belagerte, seine berühmte Bibliothek und viele Statuen auf, und machte es zu einer der geistvollsten Akademien seiner Zeit.

In den Sälen der Orsini-Burg hängen wie fast überall in Baronalschlössern viele Familienbilder, doch meist aus dem 17. Jahrhundert. Die Porträte des Hauses Orsini würden, wenn man sie besäße und zusammenstellte, ganze Gallerien ausfüllen, und in der langen Reihe der Frauenbildnisse würde jedes berühmte Herrenhaus Italiens vertreten sein. Unsere Führerin wußte keines zu benennen, was ich bedauerte. Vielleicht würde sich das Bildniß der Isabella Orsini dort vorgefunden haben. Ihr Schlafzimmer wurde uns natürlich gezeigt, obwol diese unselige Prinzessin kaum oder nur flüchtig in diesem Schloß erschienen sein mag.

Einige Zimmerdecken sind mit Figuren von Stucco decorirt, doch überladen und geschmacklos, andere hat

Torlonia ausmalen lassen, dessen Wappen hier oft genug angebracht ist. Das Wappen eines Emporkömmlings der Geldaristokratie erscheint neben jenem das uralten Geschlechts der Orsini als Ironie der modernen Zeit auf das vergangene legitime Baronentum. Wie viele Ahnen, wie viele Kämpfe und Mühen, welche lange Geschichte von Kriegen, Friedensschlüssen und Verträgen, von Verbrechen und Tugenden mußten nicht erst vorausgehen bis ein Orsini dieses Schloß baute, und ein anderer den Herzogstitel Braccianos erlangte. All' das hatte der Bankier Torlonia nicht mehr nötig. Er war über Nacht reich geworden, und eines Tages konnte er jene ganze langweilige Geschichte einfach mit ein paar Wechseln abmachen, sein Wappen, vier goldene Sterne mit vier dicken Goldstrahlenbüscheln, neben die Rose Orsini stellen, und unter den hundert bestaubten Ahnenbildern des Schlosses lächelnd als Herzog umhergehen. Denn ist die Welt nicht ein käuflicher Krammarkt und Trödel?

Unsere wackere Cicerona führte uns auf die Zinnen der Burg und oben auf die Plattform eines jeden Turms; die Türme sind stumpf, und mit einem Estrich bedeckt auf dem man hinter den Zinnen stehen kann. Sie zeigte uns dort die trostlose Stelle wo einst der Graf oder Herzog über seine Vasallen und Kriegsgefangenen zu Gerichte saß, auch Marterkammern und vergitterte Kerker und anderes dergleichen infernalisch baronale Rüstzeug der guten alten Zeit der Torturen und der peinlichen Halsgerichtsordnung, wo es noch keine Parlamentsdebatten über die Abschaffung der Todesstrafe gab.

Wir blickten lieber von jenem erhabenen Standpunkt

auf den entzückenden Seespiegel nieder, wo drüben auch das luftige Haupt des Soracte sichtbar wird. Dann verließen wir das Orsini-Schloß, wanderten unter den hohen Eichen des Capuzinerklosters und durchstreiften Bracciano selbst.

Es gibt hier ein Gasthaus La Piva, wo man sehr gut aufgehoben ist. Der Verkehr ist gering. Nur im Sommer belebt er sich bisweilen durch solche Gäste, welche die nahe am See gelegenen vulcanischen Bäder von Stigliano und Vicarello besuchen wollen, deren Heilkraft schon im Altertum berühmt war.

Die Braccianer scheinen keine Industrie zu haben, außer daß nahe Eisenwerke Arbeiter beschäftigen. Wir bemerkten etrurisch geformte Krüge, mit welchen auf dem Kopfe Frauen und Mädchen zur Fontaine gingen. Diese Gefäße aus Thon werden indeß nicht hier, sondern in Vetralla angefertigt, einem der Castelle des alten Präfectenlandes.

Ich erinnerte mich daß es einst in Bracciano eine Druckerei gab, aus welcher seltsamer Weise im Jahre 1624 der erste Druck der Vita di Cola di Rienzo, dieses sehr schätzbaren Products römischer Geschichtsschreibung im 14. Jahrhundert, hervorgegangen ist. Wie diese Druckerei nach dem verlassenen Bracciano kam ist mir unbekannt. Heute gibt es hier von solcher Anstalt keine Spur.

Es war unsere Absicht am Morgen des folgenden Tages längs des Sees nach Anguillara zu wandern; wir stiegen demnach den Schloßberg hinab, und auf wilden Pfaden zum Ufer nieder. Anguillara reizte mich der

Geschichte seiner Grafen wegen, von denen viele im 14. Jahrhundert berühmte Senatoren Roms gewesen sind.

Dort war einst Ursus Graf, der musenfreundliche und gebildete Gönner Petrarca's, den er in seinem Schlosse Capranica gastfrei aufnahm, dem er dann als Senator Roms die Dichterkrone auf dem Capitol aufsetzte. Petrarca war ohne Zweifel von Capranica auch nach Anguillara gegangen, und hatte diesen reizenden See mit Augen gesehen, an dessen Ufer die Nachtigall den Poeten herbeizurufen scheint. Hundert Jahre darauf war Graf von Anguillara der schreckliche Eversus, zur Zeit Eugens IV. und Pius' II. ein gewaltiger, weit und breit gefürchteter Dynast Etruriens. Nach seinem Tode ließ Paul II. seine elf Burgen erobern, und seinen Sohn Francesco in die Engelsburg fortführen. So kam diese Linie damals zu Falle, doch ging Anguillara später an Virginius Orsini und dessen Bastard Karl über. An Eversus erinnert noch heute in Trastevere der Rest seines Palastes: ein hoher Turm, auf dessen Gipfel in der Weihnachtzeit die Krippe dargestellt zu werden pflegt, und sein Wappen an der Außenwand des lateranischen Hospitals, für welches dieser Frevler eine fromme Stiftung gemacht hatte.

Das Wappen der Grafen von Anguillara hat zwei gekreuzte Schlangen oder Aale; wenigstens hielt ich diese Striche für Aale, und glaubte auch den Namen Anguillara von den Anguille des Sees abgeleitet. Aber in Bracciano überzeugte ich mich von meinem Irrtum: man sagte mir daß der See reich an Hechten und Karpfen (regine), doch nicht an Aalen sei; und endlich belehrte mich die Lage

Anguillara's selbst, daß der wirkliche Name Angularia sein müsse, denn in Wahrheit steht dieses Castell auf einem Vorgebirge, welches im See eine Ecke macht.

Ueber manche sumpfige Strecken mußten wir am Ufer in der Richtung auf Anguillara fortgehen, und endlich drohte uns eine große Heerde von Rindern mit prächtigen Stieren den Weg vollends abzuschneiden. Wir riefen einen Hirten herbei, der uns eine Strecke weit mit seiner Lanze beschützte und den Stieren Commandoworte zurief. Der Mann (er war aus der Mark Spoleto und hütete um Lohn) brachte uns an einen Ort, wo er seinen einsamen Tron aufgeschlagen hatte. Es war dies eine Hölung am Ufer, die ein Baum überschattete. Wir setzten uns daselbst nieder, und betrachteten mit Entzücken den blauen See vor uns, aus welchem hie und da Fische emporschnellten, und die idyllischen Heerden von Rindern und Pferden, die weit und breit das Ufer belebten. Sie suchten das Wasser um sich daran zu kühlen; aber bisweilen gerieten sie in Bewegung und rannten brüllend am Ufer hin, wenn die böse Sumpffliege, die Bremse der Io, sie peinigte.

Wir gaben die Wanderung nach Anguillara ungern auf; denn so nahe der Ort wegen der Durchsichtigkeit der Lüfte erschien, so entfernt lag er doch von uns, und außerdem hätten wir uns weiterhin den Weg durch Moore und den Buschwald von Mondragone bahnen müssen, welcher dort bis zum See hinabzureichen scheint. Wir kehrten nach Bracciano zurück über einsame Uferhöhen, wo im Gebüsch der Schluchten die tuscische

Nachtigall so reizend singt wie nur immer ihre lateinische Schwester am See von Nemi. Wahrhaft befriedigt und erfrischt machten wir uns Nachmittags wieder nach Rom auf. Diese Fahrt dauerte nur fünf Stunden.

Der

Krieg der Freischaaren um Rom.

1867.



I.

Im Herbst 1866 war Italien so tief aufgeregt, wie im Jahre 1859. Oesterreich, der letzte Repräsentant der deutschen Reichsgewalt, hatte auch den Rest seiner italienischen Besitzungen an die Nation zurückgeben müssen. Der 19. October, an welchem die Oesterreicher sich nach Triest einschifften und die Italiener in Venedig einzogen, war einer der glücklichsten Tage in der Geschichte Italiens; er bezeichnete die thatsächliche Rückkehr der Nation in ihre Selbständigkeit, nach den mehr als dreihundertjährigen Leiden der Fremdherrschaft.

Diesen überraschenden Erfolg hatten die Italiener den Waffenthaten Preußens verdankt. Der mächtige Bundesgenosse, dem sie selbst gewissenhaft Treue hielten in Augenblicken, wo die Versuchung ihn zu verlassen an sie herantrat, bewirkte es, daß sie aus Niederlagen ihres Landheeres, wie ihrer Flotte, dennoch als Sieger hervorgingen.

Nach der Uebergabe Venedigs stellte Italien endlich wieder ein nationales Ganze dar, denn seine Einheit wurde nur noch durch Rom unterbrochen. Nur hier standen noch fremde Truppen, die Occupationsarmee Napoleons. Aber die Lage des weltlichen Papsttums, welches nur

dieser französische Gewalthaber aufrecht hielt, mußte jetzt eine andere werden. Oesterreich hatte Rom bisher am Po gedeckt; das furchtbare Festungsviereck war die stärkste Schanze für den Vatican selbst gewesen. Nun war dasselbe gefallen und dadurch das Band gegenseitiger Bedürfnisse zerschnitten, welches das Papsttum und die Dynastie Habsburg so lange Zeit verbunden hielt. Oesterreich gab seine unselige italienische Politik auf, und mit ihr notwendiger Weise auch seine Verpflichtung gegen Rom. Italien selbst, vom österreichischen Druck befreit, stärkte die Bundesgenossenschaft Preußens, welches sich eben als die größeste Macht des Festlandes erhoben, Napoleon und Frankreich von ihrer Höhe herabgesetzt hatte, und in Deutschland dieselben nationalen Ziele verfolgte, wie die ehemals savoyische Monarchie in dem erneuerten Italien.

Man hörte im Herbst 1866 die Prophezeiung, daß der Zusammensturz des weltlichen Papsttums die unausbleibliche Folge jener Ereignisse sein müsse. Der Zeitpunkt an welchem der Convention vom 15. September 1864 gemäß die französische Occupation Roms aufhören sollte, nahte heran.

Man fragte sich, ob Napoleon diese Convention buchstäblich ausführen, das heißt seine Truppen zurückziehen werde, und wenn dies geschah, was dann mit dem Papsttum sich ereignen solle. Konnten die päpstlichen Truppen, wenige Regimenter von Einheimischen, von Fremdlingen, von Zuaven ausreichen, Rom oder die Provinzen in Ruhe zu halten, von denen man annahm, daß sie von einem Netze geheimer Verschwörungen umsponnen seien, und daß sie sich auf das erste Zeichen des mazzinistischen

Centralcomités in Florenz zum Aufstande erheben würden? Zum Schutz des Papstes hatte Napoleon die Bildung der Legion von Antibes gestattet. Dieses Corps von 1200 Mann, meistens Franzosen, unter dem Befehle des Obersten d'Argy, war schon im September 1866 in Civita Vecchia gelandet und in Rom eingerückt, sodann aber nach Viterbo in Garnison gegangen.

Der Ueberfall Palermo's durch die Banden Bentivegna's am 16. September, und deren Herrschaft in der Hauptstadt Siciliens sechs Tage hindurch, machte den tiefsten Eindruck in Rom; denn konnte hier noch dem Abzuge der Franzosen nicht Aehnliches vor sich gehen? Die Aufregung wurde in den Octobertagen sehr groß. Man hörte von massenhaften Desertionen in der Legion von Antibes. Man verbreitete Gerüchte von einem Memorandum Napoleons an den Papst, worin er mit Hinweisung auf die Excesse in Palermo den Vorschlag mache, nach dem Abzuge der Franzosen italienische Besatzung in Rom aufzunehmen. Man erfand absichtlich andere Reden von directen Unterhandlungen des Papstes mit Victor Emanuel, ja von einer Aussöhnung mit Italien.

Am 29. October hielt der Papst eine Rede an die Cardinäle, und diese schlug jede Hoffnung auf einen Vergleich mit Italien nieder. Pius IX. protestirte gegen alle Acte der italienischen Regierung; er wollte auch nach dem Prager Frieden nichts von Rechten der italienischen Nation wissen; er betrachtete die Italiener noch immer nur als gottlose Rebellen; er kündigte endlich seinen Entschluß an, im Notfalle Rom zu verlassen.

Es gab hier eine fanatische Partei, welche den Papst

dazu drängte, ins Exil zu gehen. Die Jesuiten wünschten seine Flucht eben so sehr wie die demokratische Actionspartei. Diese hoffte Rom zum Herde der Revolution zu machen, und die Republik auf dem Capitol auszurufen. Jene wünschten nichts sehnlicher, als durch das Exil des Papstes Italien in Anarchie zu stürzen, die katholischen Leidenschaften der Welt aufzuregen, und endlich die Intervention der Mächte und wo möglich die Wiederherstellung des Kirchenstaats, wie in dem Glücksjahre 1815, zu veranlassen. Nur die Gemäßigten, und diese bildeten die Mehrheit, riefen mit einem Munde: daß der Papst in Rom bleiben solle. Trotz jener heftigen Ansprache und aller andern im kirchlichen Systeme tiefbegründeten Hindernisse hofften sie noch auf die Möglichkeit eines Vergleichs mit demselben Papst, welchen man doch eben erst gewaltsam auf den Rest seines Kirchenstaats herabgebracht hatte, und dessen Sitz Rom die italienische Nation als ihre Hauptstadt beanspruchte. Verlangte man nicht eine Selbstaufopferung von diesem Papst, von der die praktische Geschichte keines Staats und keines Herrschers, welcher Natur immer sie sein mögen, je ein Beispiel aufgestellt hat? Die weltliche Papstgewalt ist ein unevangelisches Princip, aber sie ist ein historischer Zustand von schon tausendjähriger Dauer, und für die Stellung des Papsttums selbst offenbar von solcher Bedeutung, daß dies weltliche Dominium nur durch eine Reform der europäischen Verhältnisse beseitigt werden kann. Daß diese begonnen hat, ist ebenso offenbar; aber ehe sie vollzogen ist, wird jeder Papst seine weltliche Macht zurückzufordern nicht aufhören.

Die italienische Regierung schien damals aufrichtig zu

Unterhandlungen geneigt; sie erklärte, daß sie die Artikel der Septemberconvention gewissenhaft achten, nach Abzug der Franzosen weder selbst einen Angriff auf das römische Gebiet thun, noch einen solchen dulden werde. Sie zog Truppen an den Gränzen zusammen, um diese zu überwachen, das heißt, um das Einschleichen von Freischaarenbanden ins Römische zu verhindern. Zugleich war die französische Regierung bemüht, die Differenz wegen der päpstlichen Schuld auszugleichen; sie übernahm die Zahlung der Schuldrückstände für die von Italien annectirten Provinzen des Kirchenstaats im Betrage von zwölf Millionen an den Papst. Sie überließ es der italienischen Regierung, mit der Actionspartei fertig zu werden, von welcher man wol wußte, daß sie den Septembervertrag in derselben Stunde zu durchbrechen sich vorgenommen hatte, in welcher er unterzeichnet worden war. Es kam jetzt darauf an, ob die italienische Regierung den Willen und auch die Macht besaß den Ungestüm der Demokraten niederzuhalten, deren Ziel kein Geheimniß war. Nach dem Abzuge der Franzosen wollten sie den Umsturz des Papsttums und die Vereinigung Roms mit Italien als dessen Hauptstadt dadurch erreichen, daß sie die Revolution in das päpstliche Land warfen, und die italienische Regierung nötigten, den Septembervertrag zu brechen, und in Rom einzurücken, sei es mit dem Willen Napoleons, wenn er eine vollendete Thatsache zum zweiten Mal anerkannte, oder ohne ihn, wenn er intervenirte, indem dann die italienische Armee der französischen zuvorkam.

Während der nahende Abzug der Franzosen die päpstliche Curie aufregte und mit dem Zweifel bedrängte, ob

der Papst, der Revolution gegenüber schutzlos, die Stadt verlassen, oder ausharren solle, wurde unter den Nationalen die Frage besprochen: was das römische Volk selbst in dieser neuen Lage der Dinge thun solle. Man gab im November eine Schrift aus, mit dem Titel Il Senato di Roma ed il Papa, und schickte sie heimlich an alle Gesandte, an die Cardinäle und die römischen Großen. Alte Ideen municipaler Selbständigkeit wachten wieder auf; die Schatten des Cola di Rienzo, des Laurentius Valla und des Stefano Porcaro redeten wieder zum Volke der Römer. Aber es ist zweifelhaft ob diese Schatten von Römern selbst und in Rom citirt, oder in einem florentiner Cabinet heraufbeschworen und dann nach Rom hinübergeschickt waren. Die Schrift suchte aus der Geschichte des Mittelalters nachzuweisen, daß die Stadt Rom nie in eigentlichem Untertanenverhältniß zum Papst gewesen sei, daß sie noch immer ihr Selbstbestimmungsrecht bewahre, daß daher nach dem Abzuge der Franzosen der Senat und die municipale Gewalt des Volks auf dem Capitol herzustellen und durch Gemeindebeschluß Victor Emanuel zur Krönung mit der Krone Italiens auf dies Capitol zu berufen sei.

Der Schluß der merkwürdigen Schrift lautet:

„Die Zeit der Gewalttätigkeiten ist vorüber; die französischen Truppen welche Rom siebzehn Jahre lang besetzt gehalten, sind im Begriffe das italienische Land zu verlassen; die römischen Milizen des Papstes wanken in ihrer Treue; schwach durch Zahl und Disciplin fühlen sie die Schmach einer Fahne zu dienen, welche nicht die des Vaterlandes ist; die Miettruppen sind gering und treulos, und sie

fürchten den Zorn des Volks, welches nicht erträgt, die Ausübung eines heiligen Rechts von einer Schaar von Abenteurern sich bestritten zu sehen. Das römische Volk will am Leben Italiens Anteil haben; die römische Jugend hat schon mit einigen Patriziern ihre Stimme abgegeben, indem sie sich unter die Fahne des Königs reihte. Alle Bürger endlich wollen den Frieden, die Ordnung, die Freiheit, und sie sind nicht Willens von der Gnade gieriger Condottieri oder toller Ultramontanen abzuhängen. Der Clerus selbst, das heißt jener römische, einfache, gebildete und tugendhafte Clerus, der nicht mit der Curie und dem Fremden hulte, sehnt sich seine Stimme mit denen von Mailand und Venedig zu vereinigen. Mit einem Wort: die moralische Revolution ist vollendet. Wenn die Gemüter noch ruhig sind, wenn noch kein ernster Vorgang ihre heißen Wünsche kund thut, so geschieht es, weil man den ersehnten Abzug der Franzosen von Rom nicht durch eine unvorsichtige Bewegung stören will.

„Sobald aber dieser eingetreten ist, muß die ganze Bürgerschaft mit der Ruhe und Würde, welche der Ausübung eines unveräußerlichen Rechts eigen sind, ihre Commune und ihre gesetzmäßige politische Vertretung wiederherstellen; diese muß sie verteidigen, und die öffentliche Ordnung durch die städtische Miliz aufrechthalten, hierauf aber der Welt ihren Willen kund thun. Das römische Volk, wieder Herr seiner selbst, muß über sein eigenes Geschick zu seinem und des Vaterlandes Bestem verfügen, und von dem Recht Gebrauch machen, welches die politische Maxime seiner Vorfahren und das System seines Senats gewesen ist, und welches heute Europa auf alle civilisirten

Völker ausgedehnt hat; von den Römern selbst aber hat es sogar den Ausdruck dafür «das plebiscitum» entlehnt. Das römische Volk wird sich daher von der einen Seite zum Könige Italiens wenden und ihm sagen: «Sire, kommt zu uns, die Wünsche unserer Väter zu erfüllen; kommt Euch mit dem Lorbeer zu krönen, welchen Dante, Macchiavelli und Gioberti Euch verheißen haben, und den Ihr durch Eure und des Heeres Tapferkeit, wie durch das Blut so vieler Märtyrer errungen habt. Kommt die Sehnsucht so vieler Jahrhunderte wahr zu machen, indem Ihr Euch mit jener eisernen Krone auf dem Capitol krönt, die Ihr am Po erobert habt. Wir Römer werden glücklich sein, wenn wir von heute ab dazu berufen sind, diese Krone zusammen mit allen italienischen Völkern als Symbol der bürgerlichen Freiheit in der nationalen Unabhängigkeit zu verteidigen.»

„Von der andern Seite soll sich das römische Volk zum Vatican wenden, und so zum Papste reden: «Heiliger Vater, die italienische Revolution hat ihren Lauf beendigt und ihr Ziel erreicht. Sie steht jetzt still vor der ehrwürdigen Basilika der Apostel, um zu erklären, daß sie nichts mehr zu erobern, daß sie ihre Aufgabe verwirklicht hat, daß ihre Absicht nicht ist, die Grundlagen der Religion Christi zu erschüttern, welche die Religion von ganz Italien ist, dessen Primas Ihr seid, sondern daß es vielmehr ihre Aufgabe ist, ihr jene Freiheit wieder zu geben, welche sie stets vergebens von den Monarchen zurückforderte, die ihr Recht einzig und allein auf das Schwert begründeten. Unter dem Schutze der Gesetze, im Schatten einer Fahne auf welcher geschrieben steht: Freiheit der

Kirche und des Staats, könnet Ihr Euer heiliges Amt frei verwalten, nicht mehr umgeben von fremden Waffen, sondern kräftig beschützt von der Achtung und der Verehrung, von uns, stets Euern treuen Söhnen, wenn auch nicht mehr Euern Untertanen.»"

Die Schrift trug als Datum Roma, il giorno de' Morti, die Unterschrift Stefano Porcari, und auf dem Titel als Druckort Romae, ex aedibus Maximis 1866. Sie machte großes Aufsehen; alle Blätter redeten von ihr: sie verbreitete sich auch in Paris.

Bald darauf erschien das Rundschreiben Ricasoli's vom 15. November, an alle Präfecten Italiens, worin das florentinische Cabinet erklärte, daß es die Septemberconvention gewissenhaft einhalten werde, daß die päpstliche Regierung im Weltlichen, eine Anomalie inmitten der Civilisation unseres Jahrhunderts, nunmehr in dieselbe Linie mit andern fürstlichen Herrschaften gestellt sei, das heißt, daß man den Papst einfach, Rom gegenüber, allein lasse; wo er sein Verhältniß zu den Römern, oder wo diese das ihre zu ihm selbst zu ordnen hätten. Im Grunde kam dies Circular auf dasselbe hinaus, was jene Schrift des Stefano Porcari gesagt hatte.

Die tief erbitterten Päpstlichen erkannten in dem Erlasse Ricasoli's die Aufforderung zur Revolution. Sie drangen immer heftiger in den Papst, ins Exil zu gehen. Nach ihrer Idee sollte er Rom verlassen, von seinen Truppen umgeben in Civita Vecchia residiren und sich dort behaupten, dem Beispiele von Päpsten des Mittelalters folgend, welche in Viterbo oder andern Landstädten sich so lange verschanzt gehalten, bis sie eine Umwälzung

nach Rom zurückrief. Im Hafen von Civita Vecchia, so sagten dem Papst diese jesuitischen Ratgeber, würden sich zu seinem Schutze die Flotten der Mächte sammeln; und in der That ankerten dort im November ein paar Kriegsschiffe Frankreichs, Spaniens und Oesterreichs. So wollte man Civita Vecchia zu dem letzten Ptolemais des Papsttums machen. Aber Pius IX. bebte vor dem Gedanken zurück, Rom zu verlassen. Sollte dieser Greis noch einmal am Ende seines Lebens die Bitterkeit des Exils und der Flucht auf sich nehmen? Dem Kaiser Napoleon, welcher den General Fleury nach Florenz schickte, lag viel daran, den Papst im Vatican festzuhalten; dort war er schwach; im Exil konnte er stark oder gefährlich werden, indem er das katholische Frankreich in Bewegung brachte, wo der gesammte Episcopat im Dienste des bedrängten Papsttums eine geschlossene Phalanx bildete. Es ging das Gerücht, daß die Kaiserin Eugenie selbst nach Rom kommen werde. Da sich diese Dame nicht als Mathilde von Canossa in die Bresche stellen konnte, welche der französische General Montebello zu verlassen im Begriffe war, so konnte sie (so sagte man) nur als Abgesandte ihres Gemales kommen, um den Papst anzuflehen, die Vergleichsartikel anzunehmen, die man in Florenz entwarf, und ihn im Vatican festzuhalten.

II.

Die französischen Truppen waren allmälig aus ihren Garnisonen in der Campagna abgezogen; sie rückten in Rom ein, um von hier nach Civita Vecchia zur Einschiffung abzugehen. Es ging die Rede, daß der Papst am 4. December eben dahin reisen solle, um die neuen Hafenbauten zu besichtigen oder um zu prüfen, ob er in Civita Vecchia unter dem Schutze seiner Truppen seinen Sitz nehmen könne. Viele sagten, er wolle sich einschiffen.

Ein Flugblatt wurde ausgestreut: „Fra Giusto an die Römer.“ Es hieß darin, daß Rom von der Vorsehung bestellt sei, die neue Civilisation mit der alten, die Freiheit mit dem Glauben zu versöhnen und die Menschheit durch ein Werk der socialen und religiösen Wiedergeburt zu befreien, welches ewig gültig sein solle, wie das römische Recht und das Evangelium. Die römische Freiheit, gereinigt von dem Materialismus des Heidentums und geheiligt durch die christliche Emancipation, werde der Grundstein der religiösen Autorität sein, und diese selbst, von den materiellen Formen des Fürstentums befreit, in der ganzen Reinheit ihres geistigen Wesens neu hervortreten. Mit würdevoller Ruhe werden die Römer Victor Emanuel aufnehmen, welcher nur hier, in den Mauern

Roms, die Freiheit der Nation vollenden könne. Der römische Idealist ermahnte seine Mitbürger, sich von allen extremen Parteien fern zu halten. Er sagte am Schluß: „Die Drohung der Flucht, welche menschliche Bosheit dem Papst in den Mund gelegt hat, entspricht nicht der Güte seines Herzens und sie beleidigt die heilige Pflicht seines apostolischen Amts. Christus hat es feierlich erklärt: daß die Flucht die That des Löhners, aber nicht des Hirten sei, dem die Heerde angehört. Pius IX. ist sich seiner Pflichten zu tief bewußt, um feige zu entfliehen, oder zu erlauben, daß die Straßen dieser heiligen Stadt unter seinen, des Statthalters des Friedensgottes Augen mit dem Blute seiner Kinder besudelt werden. Wenn aber die Arglist seiner Räte ihn wirklich aus Rom mit sich reißen, wenn die Wildheit seiner Generale und seiner Söldlinge das Blut der Römer vergießen sollte, dann werden die Welt und Gott, Richter dieser Feigheit und dieser Frevel, den vollen Triumf der Geschicke Italiens nur beschleunigen und jede legitime Verteidigung von Eurer Seite rechtfertigen."

Die Franzosen begannen von Rom abzurücken. Am 6. December verabschiedete sich der commandirende General Montebello mit seinen Officieren im Vatican. Die Scene war feierlich; der Papst erschien milde und ernst. Die Abschiedsrede des Generals, oder vielmehr seines Kaisers und die Antwort des Papstes sind von historischem Wert, da sie die Lage und die Stimmung des Augenblickes ausdrücken.[1]

---

[1] Ich gebe sie nach der Abschrift eines französischen Officiers, welcher Zeuge dieser Abschiedsscene war.

Der General sagte:

„Heiliger Vater, indem ich komme, Eurer Heiligkeit zum letztenmal unsere ehrfürchtige Huldigung darzubringen und um Ihren Segen zu flehen, kann ich meine tiefe Bewegung nicht bemeistern. Es gibt Verhältnisse, unter denen die vom Abschied untrennbare Traurigkeit sich in wirklichen Schmerz verwandelt. Doch ein Gedanke tröstet mich: wenn der Kaiser, seinen Verpflichtungen getreu, seine Truppen von Rom zurückzieht, so zieht er doch nicht seinen Schutz vom heiligen Stule zurück. Unserer siebenzehn Jahre langen Occupation folgt eine moralische Protection, die nicht minder imposant und wirkungsvoll sein wird, ein Zügel nämlich für die einen, und eine Ermutigung für die andern.

„Möchte die Zeit, welche in der Hand des mächtigen und erbarmenden Gottes die Leidenschaften beruhigt und die Schmerzen stillt, und noch mehr aufbaut als zerstört, möchte allen die Zeit diesen Geist der Versöhnung einflößen, welcher allein die Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeit herbeiführen und dem Oberpriester der Religion die Unabhängigkeit und Sicherheit gewähren kann, deren er bedarf, um seine geistliche Thätigkeit in Freiheit bis zu den Enden der Welt auszudehnen.

„Dies sind die Wünsche, die Huldigungen meiner Ehrfurcht und der Ausdruck meiner tiefen Dankbarkeit, welche ich demutsvoll zu den Füßen Ew. Heiligkeit niederlege."

Der Papst antwortete in französischer Sprache:

„Ich bin gekommen, meine teuern Söhne, euch vor eurem Abzuge Lebewol zu sagen.

„Als eure Fahne Frankreich verließ, mit der Mission

die Rechte des heiligen Stules zu schützen, war sie von den Wünschen und Segnungen aller katholischen Herzen begleitet worden. Sie kehrt nach Frankreich zurück, und ich wünsche, daß sie dort in gleicher Weise empfangen werde. Aber ich weiß nicht, ob dies geschehen wird. Man schreibt mir, daß die Herzen der Katholiken aufgeregt sind, indem sie an die schwierige Lage denken, worin sich der Vicar Christi, das Haupt der katholischen Religion befindet.

„Wie ich schon euern Waffenbrüdern es gesagt habe: man darf sich keiner Illusion hingeben; die Revolution wird bis hierher kommen.

„Sie haben es gesagt und versichert, sie haben es proclamirt; ihr habt es gehört, und habt es gelesen. Man hat einer hohen Person Italiens das Wort in den Mund gelegt: Italien ist gemacht, aber noch nicht vollendet. Vielleicht hätte er sagen können, daß es noch nicht vollkommen zu nichte gemacht sei. Denn noch bleibt ein Fetzen von Land übrig, wo noch die Ruhe, die Gerechtigkeit, die Ordnung und die Religion herrschen.

„Sie können vielleicht ihre Fahne auf dem Capitol aufpflanzen, aber ich weiß, daß der tarpejische Felsen nahe am Capitol ist.

„Sie können leicht eine Zeitlang Herren bleiben und alles umstürzen. Was ist da zu thun? Was ist davon zu sagen?

„Es sind fünf oder sechs Jahre her, daß ich mit einem Repräsentanten von Frankreich redete. Vor seiner Abreise fragte er mich, ob ich etwas an den Kaiser zu sagen hätte; ich weiß nicht genau, doch ich erinnere mich, daß ich ihm etwa dieses sagte: Ich will Ihnen einen kleinen Vorgang aus der Kirchengeschichte erzählen. S. Augu-

stin war Bischof von Hippo, einer Stadt, welche Sie kennen, denn sie gehört zu Ihren Besitzungen in Afrika, als diese Stadt von einer Barbaren-Armee belagert ward. Er sah alle Schrecknisse über die Einwohner hereinbrechen, wenn diese Armee in die Stadt eindrang, und er rief zu Gott: ich will sterben ehe ich Zeuge dieser Gräuel werde. Dies sagen Sie von meiner Seite dem Kaiser. Der Gesandte sagte mir: Beruhigen Sie sich, heiliger Vater, diese Barbaren werden hier nicht eindringen.

„Er war kein Prophet; er war ein redlicher Ehrenmann.

„Ein anderer — er nimmt jetzt einen hohen Posten ein — sagte mir: Rom kann nicht die Hauptstadt eines Königreiches sein; es fehlt ihm alles dazu, während es alles besitzt, um die Hauptstadt der katholischen Welt zu sein. Diese Worte sind gut und tröstlich, ohne Zweifel, aber ich wiederhole es: die Revolution kann kommen; ich habe keine Hülfe auf Erden.

„Aber ich bin ruhig und gefaßt, und ich vertraue auf eine große Macht, die mir die nötigen Kräfte geben wird; dies ist Gott, der mich aufrecht hält.

„Geht, meine Söhne, mit meinem Segen und meiner Liebe, und bringet sie euren Familien und euren Freunden. Wenn Ihr euren Kaiser sehet, den Kaiser von Frankreich, so sagt ihm, daß ich täglich für ihn bete. Man sagt mir, daß seine Gesundheit nicht gut sei: ich bete für seine Gesundheit; man schreibt mir, daß seine Seele nicht ruhig sei: ich bete für seine Ruhe.

„Der Kaiser ist das Haupt einer achtunggebietenden

Nation, welche den Titel der «allerchristlichen» trägt; das ist ein schöner Titel, aber man muß etwas thun, um ihn zu verdienen; dieser Titel muß etwas mehr als der bloße Ausdruck des Herzens sein.

„Man muß beten, und diese Gebete mit Demut, Vertrauen und Standhaftigkeit begleiten; mit diesem Gottvertrauen achtet sich der Chef einer Nation selbst, macht er sich stark und kann er erreichen, was er wünscht.

„Ich ereifre mich nicht; ihr seht, ich bin ruhig. Ich sehe, daß die Welt nicht ruhig ist; ich vertraue auf den Schutz und die Gnade Gottes, und gebe euch so meinen Segen. Er begleite euch auf euerm Lebenswege!"

Die Rede des greisen Papstes machte tiefen Eindruck. Viele französische Officiere waren streng päpstlich gesinnt, viele haßten Italien; andere verabscheuten dessen Bündniß mit Preußen, welches das Werk der Befreiung Italiens Napoleon gleichsam aus den Händen genommen hatte, nun an Stelle Frankreichs in die Intimität jenes Landes getreten war, und vielleicht mit ihm vereinigt seine Waffen wider Frankreich kehren konnte. Viele empfanden den Rückzug aus Rom als eine moralische Niederlage, als die Preisgabe jener wahrhaft imperialen und weltgebietenden Stellung, welche Frankreich bisher eingenommen hatte. Die französischen Soldaten strömten massenhaft nach dem Vatican, vom Papst geweihte Rosenkränze in ihre Heimat mitzunehmen.

Der Abzug der Regimenter ging seit dem 7. December in der Stille vor sich. Man hörte sie bei Tagesgrauen durch die Stadt ziehen. Sie ließen zum Lebewol die kriegerischen Klänge ihres Marsches Partant pour la Syrie

erschallen, welche Rom aus dem Schlummer weckten. Dies war ihr einziger Abschiedsgruß. So anspruchsvoll sie einst nach Rom gekommen waren, so anspruchslos und unbemerkt schieden sie.

Römische Wachen bezogen alle Tore, das Capitol und die Hauptwache auf dem Platz Colonna. Die Physiognomie der Stadt wurde ganz verändert. Die Römer, seit siebzehn Jahren an den Anblick jener prächtigen Regimenter Frankreichs gewöhnt, staunten die päpstlichen Bleisoldaten verwundert an, die an deren Stelle getreten waren. Jetzt wurde Rom grabesstill. Man fühlte das Ablösen eines geschichtlichen Zustandes, und wie das Papsttum in tiefer Einsamkeit auf einer öden Scene zurückblieb.

Am 11. December, um 8 Uhr des Morgens, übergaben die Franzosen auch den letzten Posten, das Castell S. Angelo. Ein Zuavenlieutenant rückte mit einer halben Compagnie an das Gitter des Castells, dahinter die französischen Wachen unter Gewehr standen. Man parlamentirte. Ein päpstlicher General erschien. Die französische Fahne wurde niedergelassen, die päpstliche aufgezogen. Man präsentirte das Gewehr; die Franzosen zogen ab, die Zuaven ein.

Das Banner der Kirche flatterte wieder auf dem Grabmale Hadrians, neben dem bronzenen Erzengel Michael. Dieser Engel, der mit ausgebreiteten Flügeln über Rom schwebt, sein mächtiges Schwert in die Scheide steckend, ist das schönste Symbol für die Kirche, die der Welt den Frieden geben soll: es ist eine jener in der Mythe verkörperten Ideen, welche die Menschheit in ihrem sehnsüchtigen Schmerz zu dichten pflegt. Gibt

es in der Symbolik aller Zeiten etwas, was so tiefsinnig wäre, wie dieser über dem tragischen Grabmal römischer Kaiser, ja über dem ewigen Rom schwebende Engel, der sein Schwert in die Scheide steckt, Erlösung aus Todesnot und Frieden zu verkündigen? Am 11. December 1866 erschien er dort in einer neuen symbolischen Bedeutung. War es das unevangelische Schwert der weltlichen Gewalt der Päpste, deren Reich nicht von dieser Welt sein soll, welches der Erzengel jetzt und für immer in die Scheide steckte? Dieses Schwert, gegen welches einst Arnold von Brescia, Dante, unsre Heinriche und die Hohenstaufen gekämpft haben? Oder bedeutete es nur den schützenden Degen, welchen Frankreich einsteckte, indem es jetzt den Papst verließ?

Die Entfernung der Franzosen ließ eine fühlbare Lücke zurück. Siebzehn lange Jahre machten diese französischen Soldaten nicht zu Bürgern, doch zu Bewohnern Roms, und ihre glänzend kriegerische Erscheinung war ein auffallender Zug in dem täglichen Leben der Stadt gewesen. Der Haß, mit dem sie das Volk anfangs empfangen hatte, war in der Gewohnheit untergegangen, wozu ihr musterhaftes Benehmen nicht wenig beigetragen. Von allen Occupationen eines Landes durch fremde Truppen war diese französische Roms die erträglichste. Sie hatte auch keine Eroberung sondern nur den Schutz des Papsttums ausgedrückt. Sie kostete dem Lande nichts, sie bereicherte es. Jährlich brachten die Franzosen 12 Millionen Francs in Rom in Umlauf. Der Verlust dieser Einnahme konnte empfindlich werden, aber in normalen Verhältnissen würde das Papsttum den Abzug einer fremden Occupationsarmee

nur mit Freude begrüßt haben. Denn die päpstliche Regierung war erst jetzt wieder selbständig geworden, nachdem siebzehn Jahre lang das französische Militärcommando neben ihr eine zweite Regierung gebildet hatte, mit deren Forderungen die päpstlichen Behörden nicht selten in einen demütigenden Widerspruch geraten mußten.

Am 14. December 1866 schifften sich auch die letzten französischen Truppen in Civita Vecchia ein, so daß an diesem Tage in der That in ganz Italien kein fremdes Banner mehr wehte. Das war ein vollkommen neuer Zustand in der Geschichte des Landes, und hier seit dem Jahre 1494 nicht mehr erlebt worden. Indem Frankreich, durch das nationale Recht Italiens und die öffentliche Meinung Europas gezwungen, seine Stellung in Rom aufgab, nachdem es Oesterreich genötigt hatte, sich aus Italien zurückzuziehen, war mit dieser großen Thatsache ein neues völkerrechtliches Princip zur Geltung gekommen.

An demselben Tage gab das geheime römische National-Comité ein festliches und würdevolles Flugblatt aus, dieses Inhalts:

„Römer! Endlich hat der letzte französische Soldat Rom, der letzte Fremdling Italien verlassen. Von den Alpen bis zum Meer entfaltet kein fremdes Banner mehr auf italischer Erde Gewaltherrschaft oder ungerechte Protection. Dies Schauspiel ist schmerzlich für unsre eingeschüchterten Unterdrücker, tröstlich für uns selbst, die wir nach achtzehn Jahren die Stirne wieder erheben, und Rom als Herrin ihrer eigenen Geschicke sehen. Dieser große Tag sei der Erinnerung und dem Herzen jedes Römers tief eingedrückt, welcher die Liebe zu seinem bis-

her entwürdigten Vaterlande fühlt. Dieser Tag, der 14. December 1866, eröffnet eine ganze Aera, die nämlich, welche neben dem vom verhaßten Despotismus gereinigten und freien Priestertum der Religion auch Rom selbst frei und blühend sehen wird.

„Uns, ihr Römer, gehört das große Werk. Eine späte Gerechtigkeit legt das Geschick des Landes wieder in unsre Hände zurück, denen es so lange entzogen war. Die Stunde ist feierlich und entscheidend. Die ganze Welt, bewegt und nach verschiedenen Richtungen hingedrängt, blickt auf Rom. Wir, stark durch die Gewalt eines unveräußerlichen Rechts, entschlossen es auszuüben ohne im geringsten die Rechte der geistlichen Gewalt zu verletzen, wollen für das große Ereigniß Herz und Kopf, und wenn es notthut den Arm bereit halten. Keine eiteln Reden, keine unverständigen Bewegungen, oder vereinzelten und unzeitigen Handlungen! Aus unsern Reihen bleibe ein jeder, der für dieses ernste Bedürfniß letzter und schwerer Entschlüsse keinen andern Tribut darzubringen weiß. Das Vaterland ist reich an Mut und bürgerlicher Tugend; der entscheidende Augenblick wird dies zeigen. Es bedarf keiner nichtigen und regellosen Kundgebungen. Denn sie wären es eben, was unsre Feinde am sehnlichsten wünschen, jene die auf Verwirrungen rechnen, von neuer fremder Invasion träumen, und zahlreich und voll Arglist uns umgeben, ausspähen und uns nachstellen. Zweifelt nicht: auf ihnen ruht unermüdlich der Blick derer, die unser Loos bewachen. Aber gegen sie bedarf es im höchsten Maße der Einheit und Ordnung, der starken, entschlossenen und ruhigen Haltung während der Uebergangszeit,

die uns jetzt von der Erfüllung unserer Wünsche trennt. Sammeln wir uns, reichen wir uns alle die Hände, schließen wir eine feste Kette um den Namen und den Ruhm von Rom. Im Namen des Vaterlandes, kein Teil unserer Kräfte darf in diesen feierlichen Augenblicken verloren gehen. So geeinigt und fest an einander geschlossen, wollen wir die geeignete Zeit erwarten. Der Sieg ist gewiß. Die Tage des priesterlichen Despotismus sind schon unerbittlich gezählt. Euer Comité wird Euch wo es notthut mit Rat und That nicht fehlen.

Rom, 14. December 1866. Das Römische National-Comité."

III.

Die Erwartung, daß dem Abzuge der Franzosen die Erhebung wenn nicht Roms, so doch der Landstädte und namentlich Viterbo's folgen werde, verwirklichte sich nicht; denn nirgend wurde die Ruhe gestört. Ihre überraschende Erhaltung war die Wirkung sowol der guten Manneszucht der päpstlichen Armee, welche sich neu organisirt hatte, als der Befehle, die von Florenz aus an das National-Comité von Rom gelangten. Die italienische Regierung hatte, um einen Beweis des guten Willens zu geben, die Rückkehr aller vertriebenen oder in Haft gehaltenen Bischöfe auf ihre Sitze gestattet. Sie hatte Tonello nach Rom geschickt, nicht allein um wegen des Eides der Bischöfe und des königlichen Exequatur ein Abkommen zu treffen, sondern um jenes große Finanzproject in Vorschlag zu bringen, wonach das geistliche Vermögen in Italien (man schätzte es auf zwei Milliarden Francs) in eine mobile Rente verwandelt werden, und die Kirche sich gleichsam ihre Freiheit vom Staate erkaufen sollte. Diese Unterhandlungen beschäftigten, auch wenn sie keinen Erfolg hatten, die öffentliche Aufmerksamkeit, und sie stärkten die Absicht derer, welche noch auf eine Versöhnung hofften. Die römische Frage war durch den Rückzug der französischen

Besatzung der Sphäre europäischer Angelegenheiten entrückt und zu einer italienischen herabgesetzt worden. Das Papsttum fand sich von Italien rings umschlossen, der italienischen Nation und ihren Forderungen allein gegenüber, und dieser Zustand erschien so unhaltbar, daß viele der Ansicht waren, die Not würde endlich die Brücke zwischen Rom und Italien auferbauen.

Die italienische Partei in der Stadt hatte sich in dem römischen National-Comité organisirt, und dies empfing seine Richtung von der florentiner Regierung, als deren Organ es galt. Seine Grundsätze waren: die Versöhnung mit dem der weltlichen Gewalt entkleideten Papsttum; die Annexion Roms an Italien durch Volksabstimmung, die Erklärung Roms zur Hauptstadt unter der savoyischen Dynastie. Es drang auf Erhaltung der Ruhe, und auf passiven Widerstand.

Ihm stellte sich jedoch seit dem Ende 1866 die mazzinistische Partei entgegen, und diese wollte den Umsturz des Papsttums und die Aufrichtung der Republik in Rom, nach welcher, wie diese Radicalen träumten, die allgemeine sociale Umwälzung Europas oder der Menschheit erfolgen würde. Beide Parteien begannen einander feindlich zu bekämpfen, und auch dieser Zwiespalt war eine Ursache mehr für die Fortdauer eines ruhigen Zustandes in der Stadt. Wegen der beruhigenden Absicht des National-Comités gaben die Mazzinisten diesem den Spottnamen la Malva. Beide Parteien ließen Flugblätter und ihre heimlichen Zeitungen drucken, die nationale die Roma dei Romani, die mazzinistische die Sveglia (den Wecker). Das geheime Leben und Treiben dieser unterirdischen

Regierungen Roms, der revolutionären Roma subterranea, entzog sich dem Blicke der Polizei, welche ihre Häupter, ihre Locale und geheimen Pressen nicht entdeckte. Vielleicht wurden jene Zeitungen nicht einmal in Rom selbst, sondern draußen gedruckt.

Die Mazzinisten und die ihrer Secte zum Teil angehörigen römischen Emigranten hielten lebhafte Zusammenkünfte im Neapolitanischen und vor allem in Umbrien. Ihre Logen breiteten sich über ganz Italien aus, und sie machten in den Städten Propaganda für den Plan einer bewaffneten Invasion des Kirchenstaats. Schon im Januar sammelte man ein Waffendepot in Terni, wohin man die römischen Emigranten aus der Lombardei rief. Heimlich sollten die Waffen ins Römische, namentlich nach Viterbo eingeführt werden. Schon am 19. Januar meldete dies Moustier, der französische Minister des Auswärtigen, dem Botschafter des Kaisers in Florenz, damit er die italienische Regierung auf solche Umtriebe aufmerksam mache.

Nachts am 10. Februar 1867 gab die mazzinistische Secte ihr erstes Lebenszeichen; man warf an vielen Orten Petarden, deren Knall die Stadt erschreckte. Es war der Jahrestag der Proclamation der römischen Republik von 1849. Sonst fielen keine Excesse vor; nur den Besuch der Theater und des Carnevals hatte das National-Comité untersagt, und wol niemals sah man einen traurigeren Carneval, als den des Jahres 1867. Draußen, selbst vor den Toren Roms, mehrte sich das Brigantenwesen auf schreckliche Weise. Alle Straßen wurden unsicher; bis die päpstliche Regierung mit einem energischen Gesetz und mit wirksamen militärischen Maßregeln auftrat.

Die Aufregung in Italien wuchs. Nach der Verwerfung des Finanzprojects Scialoja's durch die Partei der Demokraten und radicalen Feinde jeder kirchlichen Freiheit war die italienische Kammer aufgelöst worden; die Neuwahlen spalteten sodann das ganze Land und drohten es in Revolution zu stürzen. Seit der Verlegung der Hauptstadt waren die Grundlagen der italienischen Regierung überhaupt erschüttert worden; die Monarchie schwankte trotz des Erwerbes von Venedig; ihre Mißachtung hatte der traurige Krieg des Jahres 1866 vermehrt. Unredlichkeit in der ganzen Verwaltung, schneller Wechsel der Ministerien, Finanzbedrängniß, innere Zerspaltung brachten einen an Anarchie gränzenden Zustand hervor in welchem sich die Regierung demoralisirte. Die Actionspartei forderte immer ungestümer den Bruch der Septemberconvention; sie organisirte sich nicht allein in geheimen Verbindungen, sondern bildete offen Vereine für eine Invasion des Kirchenstaats. Comités zu diesem Zweck entstanden in Florenz in Genua und Bologna, und anderswo, ohne daß die Regierung ihnen in den Weg trat. Garibaldi hatte sich wieder an die Mazzinisten angeschlossen und machte ihren Plan zu dem seinigen. Er kam während der Wahlkämpfe für die neue Kammer am 23. Februar von Caprera nach Florenz, um der demokratischen Partei zum Siege zu verhelfen. Seither reiste er als Agitator durch die Städte Italiens, überall seine Reden haltend und das Volk zum Kriege auf Leben und Tod wider das Priestertum aufreizend, aus dessen Händen jetzt Rom zu befreien sei.

Am 22. März eröffnete der König das neue Parlament, welches im Ganzen die Zusammensetzung des vorauf-

gegangenen hatte, mit einer Rede, worin er von Rom schwieg. Am Anfange des April trat Urban Rattazzi wieder an die Spitze des Ministerium, und gerade unter diesem Mann hoffte die Revolutionspartei durchzusetzen was ihr unter dem Regiment Ricasoli's nicht gelingen konnte, obwol sie sich mit Ingrimm dessen erinnerte, daß Rattazzi es war, der auf Befehl Napoleons das Trauerspiel von Aspromonte durchgeführt hatte.

Schon hatte sich neben der Regierung des Staats eine andere demokratische gebildet, diejenige der garibaldi'schen Actionspartei, mit dem offen ausgesprochenen Zweck einer römischen Invasion. Garibaldi wurde zu deren Haupt gewählt, und zwar durch ein mazzinistisches Comité, welches unter dem Namen Centro dell' Insorrezione di Roma von Rom aus Sendschreiben erließ, obwol sein Dasein in dieser Stadt selbst zweifelhaft war. Dieses Comité rief am 1. April die Römer auf, sich zu erheben, und die Regierung der Priester zu stürzen; es versicherte, daß gleichzeitig andre Städte im Kirchenstaat aufstehen würden, da alles vorbereitet sei; es proclamirte Garibaldi als Führer des Aufstandes, weil er noch immer seit 1849 der vom römischen Volk ernannte, rechtmäßige römische General geblieben sei. Er habe dies Mandat von neuem angenommen. Zur Bestätigung dessen wurde ein Brief Garibaldi's an das Centrum der Insurrection abgedruckt, datirt S. Fiorano am 22. März, worin er erklärte, daß er stolz auf den Titel „römischer General" und bereit sei, dem Rufe zu folgen und die Römer ernannt habe, welche den Ausschuß der römischen Emigration in Florenz bilden sollten.

Gegen diesen Aufruf der Radicalen erließ das römische National-Comité der Gemäßigten einen Protest am 9. April, die Römer ermahnend, sich nicht zu Unsinnigkeiten verleiten zu lassen, sondern die rechte Zeit des Handelns abzuwarten. In der That wurde die Ruhe nicht gestört; auch am 12. April, wo man den Jahrestag der Rückkehr des Papstes aus dem Exil und zugleich den seiner Rettung beim Zusammensturz des Saals in S. Agnese wie gewöhnlich durch Illumination feierte, fiel keine Störung vor.

Aber die drohenden Anzeichen eines Bandeneinfalls, welchen jener Brief Garibaldi's volle Bestätigung gab, beunruhigten die römische Regierung; der Cardinal Antonelli übergab am 16. April dem französischen Botschafter Grafen Sartiges in Rom eine Note, worin er seine Befürchtungen aussprach. Das französische Cabinet forderte das florentiner zur Ueberwachung der revolutionären Vereine auf, gemäß des Septembervertrages, und es erhielt die Versicherung Rattazzi's, daß dies geschehe, daß nichts zu fürchten sei, weil die Revolutions-Comités schwach und mittellos seien. Bei Gelegenheit einer Interpellation im Parlament erklärte Rattazzi, daß er in der römischen Frage die Linie einhalten werde, die durch den Septembervertrag gezogen sei.

Die französische Regierung wurde indeß von dem immer größeren Umsichgreifen der radicalen Partei unterrichtet. Sie erhielt Meldung von einem Waffentransport, der in Viterbo eingeführt sei, und von dem Plane Garibaldi's, Fahrzeuge in Genua auszurüsten und an der römischen Küste zu landen, während Emigrantenschwärme die

neapolitanische Gränze überschreiten, in Rom selbst aber die Agenten der Revolution einen Aufstand bewirken sollten. In Wirklichkeit verkündigte sich Garibaldi offen als Haupt der Invasion; er ließ am Ende des April den Ministern von England, Preußen und Rußland in Florenz eine Circularnote zukommen, worin er gegen die Souveränetät des Papstes protestirte, daran erinnerte, daß die constituirende Versammlung im Jahre 1849 ihn selbst zum Governator Roms ernannt habe, und behauptete, daß diese ihm übertragene Gewalt noch rechtskräftig sei und nur durch eine neue Repräsentativversammlung des römischen Volks aufgehoben werden könne.

Im Mai wurde die Bewegung an den römischen Gränzen, wie die Thätigkeit der Revolutions-Comités in ganz Italien, lebhafter. Auf die Noten Frankreichs erwiderte Rattazzi stets beruhigend, daß Garibaldi krank in Signa sich befinde, nicht willens sei das tollkühne Unternehmen zu wagen, und daß die Regierung alles thue, dasselbe zu vereiteln. Man darf annehmen, daß dies damals wirklich ihr Wille war, wenn sie auch die revolutionäre Aufregung zu benutzen gedachte, um eine Veränderung des Septembervertrags zu erreichen. In der That gab Rattazzi Befehl, die römischen Emigranten von den Gränzen und von Bologna zu entfernen, wo sich ein Hauptcentrum des Aufstandes befand. Zugleich erlaubte der Cardinal Antonelli die Verständigung der päpstlichen Behörden mit den italienischen Truppenbefehlshabern zur Ueberwachung der Gränzen. Als im Juni eine erste Freischaarenbande von 200 Mann diese bei Terni zu überschreiten suchte, wurde sie auf Befehl der italienischen

Regierung angehalten. Sechzig Freiwillige verhaftete man, die übrigen zerstreuten sich. Dies machte einen beruhigenden Eindruck. Die römische Invasion wurde vertagt, nicht allein deshalb, weil die Mittel ihrer Ausrüstung nicht hinreichten, sondern weil die Sicherung des Friedens zwischen Frankreich und Preußen die politischen Verhältnisse veränderte. Die italienische Demokratie hatte auf den Krieg jener Mächte in Folge der Luxemburger Frage gerechnet, aber durch den Londoner Tractat vom 11. Mai war diese drohende Gefahr beigelegt worden.

Die Erhaltung des Friedens rettete damals die weltliche Gewalt des Papstes vor dem Zusammensturz, welchen die Verwicklung Frankreichs in einen deutschen Krieg unfehlbar würde zur Folge gehabt haben. Jetzt konnten die großen clerikalen Feste, das Centenarium Petri ohne Störung gefeiert werden. Dies Jubiläum des Apostelfürsten, dessen Nachfolger sich die Päpste nennen, sollte mitten in der Aufregung Italiens und unter den Drohungen der Invasion des Kirchenstaats darthun, daß Rom die Stadt der Kirche und das Haupt der katholischen Welt sei. Seit dem Anfange des Juni brachten die Bahnzüge täglich Schaaren von Priestern nach der Stadt. Sie kamen aus allen Teilen der Welt; sie reisten auf allen Eisenbahnen unbelästigt durch ganz Italien. 490 Bischöfe und Prälaten, mehr als 10000 Priester versammelten sich in Rom, wo niemals vor dem Zeitalter der Eisenbahnen ähnliches gesehen war. Gasthäuser, Wohnungen und Straßen waren von Clerikern erfüllt. Rom schien statt der gefürchteten Invasion der Garibaldi'schen Rothemden eine andere von schwarzgekleideten Geistlichen,

den Verteidigern ihrer heiligen Stadt, erfahren zu haben.

Unter diesen Massen des Clerus hoben sich die Nationalitäten deutlich heraus; doch bildeten Franzosen, Italiener und Spanier die Hauptelemente, wie überhaupt deutlich ward, daß der Katholicismus wesentlich romanisch sei. Die Deutschen verloren sich in der Menge von jenen. Anwesend waren die Erzbischöfe von Mainz, von Köln, von Posen, von Salzburg, Prag und Olmütz; der von Wien fehlte. Man sah alle clerikalen Costüme der Christenheit. Man staunte die prachtvoll gekleideten und feierlich einherwandelnden Patriarchen des Orients an, deren Erscheinung den Zusammenhang des christlichen Cultus mit Asien und dem alten Testament so deutlich machte. Man sah selbst Chinesen und Mohren unter den Geistlichen.

Niemals, auch nicht in den glanzvollsten Zeiten des Papsttums unter Leo X., hatte man in Rom Processionen sehen können, wie jene am Feste von Corpus Domini und am S. Peterstage des Jahres 1867. Sie waren die prachtvollste Heerschau, die je ein Papst über seinen Clerus gehalten hat.

Die große Procession am S. Petersfest, welche aus dem Dom über den Platz und in jenen zurückzog, dauerte zwei volle Stunden. Man trug die 20 Fuß hohen Standarten der neu creirten Heiligen mit den Abbildern ihres Todes oder ihrer Wunder einher, und unter diesen Heiligen (mehr als 200 Märtirer der japanischen Mission waren beatificirt worden) erregte keiner größeres Aufsehen, als Pedro Arbues, der furchtbare Inquisitor Spaniens, dessen Erhebung in den Himmel der Seligen im Auslande

vielfach als eine offenbare Kriegserklärung gegen die Gesetze der Humanität und Civilisation verurteilt worden war. Das Volk drang den Tag über, ohne Unterbrechung, in den Dom durch die eine Thüre, und aus ihm heraus durch die andere, was einem lautlos wogenden Strome glich.

Fünfhundert Sänger ließen aus dem innern Rund der Kuppel Michel Angelo's ihre Hymnen ertönen. Die Beleuchtung dieser von Gold schimmernden Rotunde am 29. Juni war zauberhaft, wie die des ganzen innern in Lichtglanz und Feuer gehüllten Doms. Er glich in der That einer Himmelssphäre, an welcher zahllose Sterne in wallendem Lichtnebel funkelten.

Man hatte die Cathedra Petri, worauf der Legende nach der Apostel selbst gesessen haben soll, aus jenem bronzenen Bischofsstule in der Tribune herausgenommen, worin sie Alexander VII. verschließen ließ, und sie in einer Capelle auf einem Altar zur Verehrung ausgestellt. So wurde sie nach zwei Jahrhunderten wieder sichtbar. Auf der Vorderseite dieses uralten hölzernen Stules sind elfenbeinerne Platten angebracht, welche die Arbeiten des Hercules darstellen. Man drängte sich herzu, um Tücher, Ringe und dergleichen an diesem Petrisessel zu reiben und ihnen dadurch die Kraft von Amuletten zu geben.

Acht Tage lang feierte Rom ein fortgesetztes Fest von Processionen, Erleuchtungen, akademischen und musikalischen Aufführungen geistlicher Natur. Die höchsten Productionen des Cultus wurden hier entfaltet, und zwar in derselben Zeit als die Arbeit und Intelligenz unseres Jahrhunderts ihr allgemeines Fest durch eine Weltausstellung in Paris beging.

Das apostolische Einheitsfest der Kirche in ihrem durch die Geschichte der Jahrhunderte geheiligten Mittelpunkte, Rom, sollte als eine großartige Massendemonstration des Clerus beweisen, daß im Räderwerk der hierarchischen Maschine noch kein Stift fehlte, daß zwischen Haupt und Gliedern eine unerschütterte Harmonie fortdauerte, daß dies mächtige System von seinem römischen Mittelpunkte aus nach wie vor mit dem leisesten Drucke regiert werde. Kaiser, Könige und Fürsten fanden sich freilich nicht in Rom ein, wie in Paris; aber doch waren Pilger aus vielen Ländern herbeigekommen. Die Vertreter des ältesten Legitimistenadels von Europa huldigten hier von neuem dem Papst. Sie kamen nicht ohne Geschenke.

Mehre Millionen aus Sammlungen in den Diöcesen der katholischen Christenheit, oder aus privaten Spenden, wurden im Vatican dargebracht. Man wollte 50 bis 70000 Fremde gezählt haben — zumal waren viele Italiener aus fast allen Provinzen des Königreichs gekommen. Dies zeigte, daß der Bruch zwischen dem italienischen Volke und der Kirche nicht so groß sei, als man wollte glauben machen. Die Ketten Petri binden noch, so lehrt das Centenarium, einen Teil der Menschheit, und nie sind andere Ketten länger von ihr getragen worden.

Die Anhänger des Papsttums waren in Begeisterung. Was bewiesen werden sollte, daß Rom nie die Haupstadt eines Königreichs sein könne: dies, so sagte man sich, sei auf das glänzendste dargethan. Diese Tausende von Priestern, die sich in jenen Tagen um den Papst versammelten, im stralenden Petersdom unter berauschenden

Cultusfesten sich mit einander verbrüderten, wurden auch von einem und demselben enthusiastischen Gefühl erfüllt. Mußten sie nicht in ihre Heimatsländer, zu ihren Völkern, Städten und Gemeinden ihre Begeisterung für das römische Papsttum mit sich nehmen, und dort verbreiten? Man sagte sich, daß mit dem Fest des Centenarium die große Gegenrevolution und der Triumf der Kirche über alle feindlichen Mächte der Welt beginnen werde. Dies verkündete Louis Veuillot mit Emphase im Univers. Niemand glaubte damals, daß auf solchen Enthusiasmus auch Augenblicke der Ernüchterung und der Mißstimmung des Episcopates selbst folgen könnten.

In seinen Anreden an die versammelten Bischöfe, am 26. Juni und 1. Juli kündigte Pius IX. das Concil an. Es war folgerichtig, daß der Papst in seinem schwersten Kampf mit dem, was die Kirche „Säculum", und wir den Weltgeist nennen, die ganze Hierarchie fester um sich vereinigte, und endlich daß er seiner eigenen Autorität innerhalb der Verfassung der Kirche die höchste Steigerung zu geben suchte. Der alte Plan die Infallibilität des Papstes zum Dogma zu machen trat durch die Organe der Jesuiten bestimmter hervor. Die Infallibilität ist die Vollendung des gregorianischen Papsttums. Ist sie vielleicht der Abschied dieser größesten Idealmacht der Menschheit aus der Geschichte? Wenn sie die Apotheose des Papsttums sein sollte, so weiß man, daß eine Apotheose nur um den höchsten Preis erkauft werden kann.

Um den Sieg wie im Sturm vorweg zu nehmen, hatte die Civilità Cattolica den Vorschlag gemacht, daß alle Priester und Gläubige beim Centenarium des Apostels

auf dessen Grabe das Gelübde niederlegen sollten, für den Grundsatz der Infallibilität mit Tod und Leben einzustehn. Bisher, so sagte sie mit cynischer Offenheit, hätten die Katholiken S. Peter nur materielle Opfer dargebracht, entweder ihr Vermögen oder ihr Blut; jetzt handle es sich darum, die Vernunft selbst dem Apostelfürsten zu opfern, indem jenes Gelübde abgelegt werde. Man hoffte so während des Rausches und Sturmes der Festfreude den gesammten Clerus in die Fesseln dieses Gelübdes zu schlagen, und so einen unermeßlichen „Bund der Ritter Petri“ über die Welt auszubreiten. Doch diese Absicht der Jesuiten wurde nicht durchgeführt.

Die versammelten Bischöfe machten in Beziehung auf das Dominium temporale keine neue Erklärung. Sie sagten in ihrer von Heynald abgefaßten Adresse an den Papst mit Begeisterung nur dies, daß sie wiederholten, was sie im Jahre 1862 ausgesprochen hatten, nämlich zu glauben, was der Papst glaubt, zu verwerfen, was der Papst verwirft. Und war nicht dies schon die Erklärung seiner Infallibilität?

Noch mitten in die Feste Roms fiel die Nachricht von der Hinrichtung des Erzherzogs Maximilian in Mexico. Sie brachte einen erschütternden Eindruck hervor. Viele im Clerus sprachen dabei die Genugthuung aus, daß der Tod dieses Unglücklichen das Medusenhaupt für die Ruhe Napoleons sei, der, wie er Maximilian verraten habe, auch den Papst verrate. Man erinnerte sich jetzt mit Verwunderung, wie prophetisch jene Verse gewesen waren, mit welchen die römische Satire den Erzherzog begrüßt hatte, als er im April 1864 nach Rom kam, um von

hier seine abenteuerliche Kaiserfahrt nach Mexico anzutreten:

Massimiliano non ti fidare,
Torna sollecito a Miramare.
Il trono fracido di Montezuma
È nappo gallico colmo di spuma.
Il Timeo Danaos chi non ricorda,
Sotto la clamide trova la corda.

IV.

Auf das glanzvolle Centenarium folgten alsbald Erscheinungen ganz anderer Art. Man muß in der Geschichte weit herumsuchen, um einen gleich schnellen und grellen Gegensatz aufzufinden, als der war, welchen Rom in der kurzen Zeit von nur drei Monaten erfuhr. Wenn wir uns vorstellen, daß es unter den Festpilgern irgend einen Asiaten oder Afrikaner gab, der mit den politischen Verhältnissen Europas und der Lage des Papsttums unbekannt geblieben war, so würde dieser Fremdling beim Anblick Roms am Ende des Juni etwa so geurteilt haben: „Rom, die uralte Hauptstadt der christlichen Welt, ist nicht allein die reichste und herrlichste, sondern auch die glücklichste der Erde. Alle Völker strömen noch immer mit Gaben und Tributen zu ihr hin und diese sind nicht durch die furchterweckenden Gebote des Herrschers, wie im alten Rom, oder in den Reichen Asiens und Aegyptens erpreßt, sondern die begeisterte Liebe der Menschen bringt sie freiwillig dar. Tausende von Pilgern eilen herbei, sich an der Gruft des Apostelfürsten in Andacht niederzuwerfen, und in seinem erhabenen Dom, dem nichts in der Welt zu vergleichen ist, religiösen Feierlichkeiten beizuwohnen, deren Pracht unbeschreiblich ist. Die Liebe der Mensch=

heit scheint dieses Rom mit Festen zu umkränzen; aber ihr wahrer Mittelpunkt ist ein ehrwürdiger Greis, auf dessen Wink die Bischöfe der Erde, und 10000 Priester herbeigekommen sind, um ihm zu sagen, daß sie glauben was er glaubt und verwerfen was er verwirft, und ihm, wie Tausende von andern Menschen die nicht Priester sind, fast göttliche Ehren zu erweisen."

Wenn nun derselbe Fremdling in dasselbe Rom nur nach drei Monaten zurückgekehrt wäre, so würde er seinen Sinnen nicht getraut und an eine Verwandlung durch Zauberei geglaubt haben. Denn er fand jetzt diese kurz zuvor von Festgewühl erfüllte, mit Gemälden, Teppichen und Blumenguirlanden gleichsam bedeckte Stadt wie von der Pest verödet, starrend von Verwilderung und von Furcht, Nachts vom Donner der Orsini-Bomben oder tückisch gelegter Pulverminen dröhnend, Tags durchzogen von atemlosen Soldaten, welche hie und da Schwärme von Gefangenen einbrachten. Er sah Kanonen auf den Plätzen; er sah die Gräben der Engelsburg mit Wasser gefüllt; er hörte, daß jener Greis, den er eben zum Himmel hatte emporheben sehen, jetzt im verödeten Vatican um Rettung aus seiner Not im Gebete liege, und daß er willens sei, in die Engelsburg zu flüchten und sich darin einzuschließen. Er sah die Tore Roms verrammelt und von innen mit Erde verschüttet, die Mauerbrüstungen mit Erdsäcken bedeckt, und man sagte ihm, daß zahllose Banden, verwildert, hungernd, mit jeglichem Gewehr bewaffnet, in rote Hemden gekleidet, von allen Seiten mit dem Wutgeschrei „Rom oder den Tod" im Anzuge seien, diese Hauptstadt der Christenheit zu erstürmen und

den heiligen Vater, ihren Herrn, zu fangen oder zu verjagen.

Die Kehrseite des Centenarium begann mit der Cholera, welche schon im Juni auftrat, im Juli stärker wurde. Am 6. August brach sie mit pestartiger Heftigkeit in Albano aus, wo viele römische Familien ihren Sommeraufenthalt genommen hatten. Dort starb auch am 8. August die Königin-Wittwe von Neapel, Maria Teresia, die Tochter des Erzherzogs Carl. Ein panischer Schreck überfiel Albano: Fremde und Einwohner zerstreuten sich in Flucht. Der Cardinal Altieri, als Bischof jenes Orts herbeigeeilt, die Bevölkerung durch seine Anwesenheit zu beruhigen, wurde das Opfer seines Muts. Die dort in Garnison liegenden Zuaven hielten fast allein die Ordnung aufrecht, und sie erwarben sich allgemeines Lob durch ihre selbstverleugnende Thätigkeit.

Auch im übrigen Italien wütete die Cholera, aber sie unterbrach kaum die Bewegung der Actionspartei, welche durch die Herausforderung der römischen Kirchenfeste erbittert ihre Absichten gewaltsam auszuführen beschlossen hatte. Die Stimmung Italiens wurde gerade durch die Haltung der französischen Regierung gereizt, die von der Ansicht auszugehen schien, daß die Occupation Roms noch in der Gestalt der Legion von Antibes fortdaure. Nicht allein war der General Dumont nach Rom gekommen, um diese durch Desertion halb aufgelöste Legion zu besichtigen, sondern die Veröffentlichung eines Briefes des Marschalls Niel an den Colonnell d'Argy bewies, daß diese Truppe im Dienste des Papstes durchaus als französisches Corps betrachtet werde. Dies veranlaßte am Ende des August

eine Note Rattazzi's, worin er das Pariser Cabinet ersuchte, die Verlegenheiten Italiens nicht noch dadurch zu vermehren, daß es die römische Frage wieder aufrege und die Septemberconvention in Gefahr bringe.

Die demokratische Presse brach in leidenschaftliche Angriffe aus, als sei jene Convention durch Frankreich gebrochen, Italien also in das Recht gesetzt, sie nicht mehr zu achten. Die Regierung, durch den Septembervertrag gefesselt, welcher doch den Verzicht auf Rom und die Anerkennung der Souveränetät des Papstes in sich schloß, und, was das Empfindlichste war, Italien fortdauernd mit der Wiederkehr der französischen Intervention bedrohte, fand sich mit sich selbst im Widerspruch, und sie war endlich zu schwach, dem Drucke der Revolutionspartei zu widerstehen, in einer Zeit, wo nach dem Mißglücken der Finanzprojecte ihre Verlegenheit auf das höchste gestiegen war.

Garibaldi durchzog wieder die Städte Italiens; er verkündigte offen den nahen Feldzug gegen Rom, wo sich am 13. Juli das National-Comité und das Centrum der Insurrection zur Giunta nazionale Romana vereinigt hatten. Man sammelte Geld und Waffen, selbst in England, wohin ein Sohn Garibaldi's gegangen war. Die Gränzen Umbriens begannen von Verdächtigen zu schwärmen. Am 26. August erschien der Agitator in Orvieto. Hier versammelte er das Volk, griff in seiner vom Geschrei Roma o morte begleiteten Declamation mit gleicher Heftigkeit die Regierung von Florenz wie den Kaiser Napoleon an, und erklärte endlich, daß Rom trotz der Septemberconvention durch das bewaffnete Volk erobert

werden müsse. Er ging sodann nach Rapallo, und kam am 8. September nach Genf zum Friedenscongreß, wo die Häupter der europäischen Demokratie sich eingefunden hatten, das Programm der zukünftigen Gesellschaft Europas zu entwerfen. Garibaldi, mit begeisterten Huldigungen begrüßt, ward zum Ehrenpräsidenten dieses Parlaments ernannt.

Die Reden, welche er vom Balcon des Hauses Fazy und bei der Eröffnung des Congresses hielt, waren so maßlos, daß sie selbst viele seiner Anhänger tadelten. Er nahm keine Rücksicht darauf, daß die Stadt Calvins und Rousseau's auch zahlreiche Katholiken zu Bürgern hatte, daß andere aristokratisch und conservativ gesinnt waren. Seine wilden Declamationen gegen Papsttum und Kirche riefen öffentliche Proteste der katholischen Bürgerschaft hervor; die Gemäßigten unter den Reformirten waren kaum minder erschreckt; Zwiespalt brach im Congresse aus, und Garibaldi verließ Genf am 11. September geräuschlos und ganz enttäuscht.

Er begab sich nach Genestrelle, entschlossen die römische Invasion auszuführen. Die Vorbereitungen, wie die strategischen Pläne für dies tollkühne Unternehmen waren seit seinem Aufenthalt in Orvieto lebhafter betrieben worden. Trupps von Freiwilligen wurden ausgerüstet, in Ancona und Foligno, in Bologna und Florenz, in den Abruzzen, in Neapel. Waffendepots waren an den Gränzen, oder heimlich im Kirchenstaat niedergelegt worden. Schwarmweise gingen Freiwillige nach den Gränzen ab, welche italienisches Linienmilitär besetzt hielt, um sie der Septemberconvention gemäß zu decken. Die Oeffentlichkeit, mit der

diese Zurüstungen zum Kriege gegen Rom unter den Augen der Regierung betrieben wurden, die Auslassungen der mazzinistischen Presse, die Proclamationen der National-Comités, die Briefe Garibaldi's, die Meldungen der Botschafter aus Rom und Florenz nötigten das französische Cabinet, den Minister Italiens immer dringender zum Einschreiten aufzufordern. Es gab ihm zu verstehen, daß die weitere Duldung dieses Treibens dem Könige die größesten Verlegenheiten bereiten werde, welche der Kaiser ihm und sich erspart zu sehen wünsche. Aber die Verlegenheit Napoleons war nicht minder groß. Er bedurfte der Bundesgenossenschaft Italiens bei einem noch immer drohenden Kriege mit Preußen; wenn er Italien von sich stieß, schloß sich dieses wieder an seinen Bundesgenossen von Sadowa an; wenn er den Septembervertrag umwerfen ließ, erlitt er eine neue Niederlage, und er erschien entweder als Mitschuldiger oder als der schimpflich Betrogene. Wenn er sich zur Intervention zu Gunsten des Papstes entschloß, beleidigte er die liberale Partei auch Frankreichs tief, rief er vielleicht einen Verzweiflungskrieg der Italiener hervor, oder er stürzte dies Land in Anarchie zurück, nachdem er sein eignes Werk von 1859 zertrümmert hatte.

Unterdeß verlangten dringende Depeschen von Paris das Einschreiten gegen die Actionspartei. Abgesandte Victor Emanuel's begaben sich wirklich zu Garibaldi, ihn im Namen des Königs zu bewegen, seine unzeitigen Pläne aufzugeben und sich nach Caprera zurückzuziehen. Er aber verließ Florenz, um über Arezzo nach Sinalunga zu gehen, und von dort weiter nach Orvieto und den Gränzen des Kirchenstaats aufzubrechen. Da wurde auf

Befehl der Regierung der General in Sinalunga am 23. September verhaftet und mit dem Eisenbahnzug nach der Festung Alessandria abgeführt. Diese überraschende Thatsache veränderte die Dinge mit einem Schlage; der Plan der Invasion fiel damit, so schien es, zu Boden.

Die Absicht Garibaldi's war folgende gewesen: zunächst einen Aufstand in Viterbo zu bewirken, wo seine Agenten ihn vorbereiten sollten. Aber nach seiner Festnahme bemächtigte sich die päpstliche Regierung ihrer wie der Briefschaften, die sie mit sich führten. Garibaldi'sche Abgesandte waren auch in Rom seit lange thätig, doch sie überzeugten sich, daß hier nichts zu machen sei. Auch in Rom nahm die Polizei massenhafte Verhaftungen vor. Man erfuhr hier durch ausgestreute Flugblätter, daß sich die römische National-Giunta am 22. September aufgelöst, daß an deren Stelle die sogenannten Sectionshäupter am 27. September eine neue gebildet hatten, „damit die Stadt in diesen schwierigen Zeiten nicht ohne Regierung sei".

Die Festnahme Garibaldi's vernahm man im Auslande mit Freude; man beglückwünschte die Regierung Italiens, daß sie endlich die Kraft gefunden, eines schmachvollen Zustandes Herr zu werden, worin es einem Volksführer erlaubt war, sich selbst über die Gesetze des Staats zu stellen, eine eigene Regierung in ihm zu bilden, eigene Pläne gewaltsam durchzuführen, Gut und Blut des Volks zu verschwenden, und dasselbe in beständiger Revolution zu erhalten, um dann endlich die Rückkehr fremder Intervention unfehlbar über sein Vaterland zu bringen; denn schon lag eine französische Flotte gerüstet vor Toulon. Das Ansehn Garibaldi's war seit lange gemindert worden;

seine vielen Declamationen, die massenhaften Briefe die er ausstreute, seine Schwärmereien (er taufte sogar kleine Kinder als Zukunftspriester), dies unablässige Donnern ohne den Blitz der That, und das ganze mazzinistische Treiben, zu dem er sich wieder hergab, hatten den Nimbus des kühnen Volksmannes verwischt, welcher in der Geschichte der Befreiung Italiens eine so heldenhafte Figur gewesen war. Man beklagte, daß er nicht vor Capua oder bei Aspromonte fiel, sein Leben als populärer Held rühmlich beschließend, statt sich selbst zu überleben. Seine Festnahme wurde auch von Liberalen in Rom gebilligt; sie hofften, daß dieser Vorgang diplomatische Schritte der italienischen Regierung zur Folge haben werde, dahin wirkend, daß sich Italien auch von der moralischen Intervention Frankreichs befreie und eine Aenderung des Septembervertrags erlange. Denn in der That war es nur Italien selbst, welches den Kirchenstaat verteidigen konnte, indem es den Freischaaren verbot, dort einzubrechen.

Aber die Actionspartei erhob sich mit Wut; sie verlangte die Freilassung ihres Führers, eines unverletzlichen Deputirten zum Nationalparlament. Unter dem Drucke von Tumulten in Florenz und andern Städten wurde Garibaldi von Alessandria nach Genua geführt, und ohne weitere Bedingung, wie er wenigstens selbst erklärte, frei gelassen, das heißt auf einem Kriegsschiff am 27. September nach Caprera zurückgebracht. War demnach seine Gefangennahme ernstlich gemeint gewesen? war sie nur ein abgekartetes Spiel, die Regierung Frankreichs zu beschwichtigen und den thatsächlichen Bruch der Septemberconvention zu verschleiern? War nur der Führer der Invasion

beseitigt, um diese selbst ihren Lauf nehmen zu lassen, damit dann statt jenes officiell verleugneten und bei Seite geschobenen Volkshauptes, wie nach Marsala und Capua, oder in den Marken, andere Führer im Namen Italiens auftreten konnten? Hatte die italienische Regierung wirklich nicht die Kraft, die an den Gränzen sich sammelnden Freischaaren zu zerstreuen und in ihre Heimat zu schicken? Zahlreiche Truppen jeder Waffengattung umschlossen längst die Gränzen des Kirchenstaats, wo sie einen festen Cordon bildeten; aber diese Kette wurde durch Versetzung und Zusammenziehung der Truppenkörper seltsamer Weise bald aufgelöst, und durch die Zwischenräume konnten ungehindert bewaffnete Banden in den Kirchenstaat dringen. Kaum war die Gefangennahme Garibaldi's im Auslande bekannt und dort die Ansicht laut geworden, daß die italienische Regierung das tollkühne Unternehmen vereitelt habe, so hörte man auch, daß eben dieses Unternehmen jetzt thatsächlich begonnen habe und die Invasion des Kirchenstaats nicht nur heimlich, sondern öffentlich und mit jeder Unterstützung italienischer Behörden vor sich gehe.

V.

Der Einfall der Freischaaren in den Kirchenstaat, welcher etwas mehr als fünf Wochen dauerte, wird einst eine merkwürdige höchst dramatische Episode der Geschichte der Stadt Rom und des Papsttums bilden. In der Geschichte Italiens wird er ein peinliches Blatt sein, nicht ehrenvoll für die damalige Regierung des Landes, deren Macchiavellismus und tiefe Ohnmacht er zugleich vor den Augen der Welt bloßgelegt hat. Wenn in der Folgezeit der schwierigste Widerspruch der Gegenwart eine gesetzmäßige Lösung durch die Freiheit gefunden hat, möchte ein späteres Geschlecht auf diese unsere Zeit mit gleicher Verwunderung zurückblicken, wie wir schon heute auf anarchische Erscheinungen des Mittelalters oder der Feudalepoche zurücksehen. In Wahrheit sah man auch im Jahre 1867 mit Erstaunen auf die Vorgänge im Herzen Italiens, wo das Wesen der fahrenden Soldbanden des Mittelalters wiedergekehrt schien, und wo jene trotzigen Condottieri der Vergangenheit wieder auftauchten, welche als vom Staat unabhängige Häuptlinge mit ihren Heeren kühn das Land durchzogen. Wer damals in Rom Augenzeuge der Ereignisse war, glaubte nicht in seinem Jahrhundert, sondern im Mittel=

alter zu leben, wohin Italien aus gesetzlichen Zuständen zurückgedrängt schien. Er sah Dinge und Gestalten, die er in den Chroniken jener Zeiten wörtlich wiederfand; er war versucht, diese Chroniken selbst aufzuschlagen, und mit den Ereignissen des Tages zu vergleichen. Garibaldi, der modernste Mensch seinem Zukunfts=Ideale nach, ist zugleich unter den Italienern der Gegenwart derjenige, der mit seiner Gestalt noch am tiefsten im Mittelalter befangen ist, und dies hergebrachte italienische Wesen erklärt einen Teil seiner Volkstümlichkeit. Er steht außer dem Staat, wie ein Condottiere des Mittelalters; so lebt er als Eremit und Agitator auf einer einsamen Inselscholle, außerhalb des Festlandes. Er erscheint in seinem Vater=lande nur, um der Regierung zum Trotz seine eigenen Ideen durch Volksbewegungen und Freischaaren durchzu=führen. Fra Monreale, Sforza d'Attendolo, Piccinino und Fortebraccio würden in ihm Ihresgleichen, einen kühnen Bandengeneral erkannt haben; zu ihrer Zeit würde er selbst eine Soldatenrepublik irgend wo in Italien gegründet oder einen Herzogstron sich erobert haben. Aber heute unterscheidet ihn dies von jenen Condottieren, daß er sein Schwert nur für die Freiheit seines Landes und Volkes führt. Er kämpft mit republikanischer Uneigennützigkeit für die Ideen der Gegenwart, oder vielmehr der Zukunft. Er will die Idole der absoluten Gewalt, der weltlichen sowol als der geistlichen Tyrannei umstürzen, aber an ihrer Stelle ein anderes Idol aufrichten, dessen Despo=tismus vielleicht nicht geringer sein dürfte. Er selbst treibt die Jugend seines Landes tausendfach in Elend und Tod, sie als Material für seine Pläne ver=

brauchend, ganz so rücksichtslos wie ein Tyrann des alten Systems.

Die in das europäische Weltgefüge tief verfaserte römische Frage erschien dem Kriegersinn eines Naturmenschen als ein gordischer Knoten, welcher mit dem Schwert zerhauen werden müsse. Er aber besaß nicht das Schwert Alexanders, und wenn dieses überhaupt nur das Symbol des mit der That eingreifenden Genies der Zeit ist (wie das Ei des Columbus), so konnte die öffentliche Meinung Europas nicht zugestehen, daß Garibaldi und seine Freischaaren, oder Mazzini und seine Partei, ihre wirklichen Vertreter seien.

Daß vor unsern Augen stürmisch zusammengeraffte Schaaren, kaum bewaffnet und ohne jede Disciplin, und welche jene alten Condottieri Italiens kaum in ihren Kriegstroß würden aufgenommen haben, wirklich den Gedanken hatten, Rom auf eigene Hand zu erobern, gleich dem Connetable von Bourbon, erscheint in Wahrheit jedem ruhigen Urteil wie ein phantastischer Traum. Und doch war diese Abenteuerlichkeit gerade in unserer Zeit möglich, und doch fehlte nur wenig daran, daß der Traum wirklich wurde. Einst wird dies eine Mythe in der Geschichte von Rom sein.

Den glühenden Patriotismus eines Kriegers von der Art Garibaldi's, und den tollkühnen Mut, mit welchem seine Banden zuletzt in den Tod gingen, wird auch derjenige anerkennen, welcher ihr Unternehmen als für ihr Vaterland verderblich von vornherein verdammt hat, oder der davor zurückbebte, das Princip amerikanischer Flibustier-Freiheit vom La Plata und von Chile her in den geordneten

Culturstaaten Europas zur Anwendung bringen zu sehen. Aber dies ist auch alles, was sich davon sagen läßt. Dagegen wird sich das unbestechbare Urteil auch des wärmsten Freundes der italienischen Nation und der Freiheit der Völker stets mit Geringschätzung gegen diejenigen wenden, welche dies falsche Spiel nach den Regeln des Fürsten Macchiavelli's schlecht spielten und verloren, um am Ende der Welt die Richtigkeit des Spruchs von Washington zu beweisen, daß die beste Politik stets die Wahrheit sei. Die Geschichte der Politik wurde im Jahre 1867 durch ein Schauspiel bereichert von solcher Art, daß man in ihren Annalen lange suchen muß, um ein ihm ähnliches aufzufinden, und wenn im Namen der Freiheit oftmals genug Verbrechen begangen worden sind, so hat man doch selten in ihrem Namen auch so gründliche Torheiten aufgeführt.

Das italienische Cabinet war aus Selbsttäuschung und Schwäche dahin gedrängt worden, den gefährlichen Plan der Invasion zu dulden, endlich selbst anzunehmen und zu fördern, wodurch es Italien in die schrecklichste Krisis stürzte, die Monarchie und die Einheit des Landes aufs Spiel setzte und endlich über die ganze Nation eine kaum erträgliche Demütigung brachte. In dieser zwischen kraftloser Diplomatie und heldenhaftem Ungestüm vereinbarten Rechnung wurden große Fehler begangen. Man hoffte auf eine römische Erhebung, und diese blieb aus. Sie fand nicht einmal in päpstlichen Grenzorten statt, geschweige denn in Viterbo und Rom, wo die Agenten der Action vergebliche Anstrengungen machten. Nur der thatsächliche Aufstand des Kirchenstaats konnte, wenn er als

freier Trieb des Volkswillens erschien, die Lage der Dinge verändern, die Intervention Italiens berechtigt erscheinen lassen, und jene Frankreichs ausschließen. Da er nicht vor sich ging, da die Bevölkerung im Kirchenstaat bewegungslos blieb, war es vergebens, eine über die Gränzen geworfene Invasion von Freischaaren zur Insurrection des Volks zu stempeln. Man rechnete auf die Kriegsuntüchtigkeit der päpstlichen Armee, und auf den Abfall ihrer italienischen Elemente; aber diese Söldner, Fremdlinge wie einheimische, schlugen sich mit unerwarteter Tapferkeit, und sie standen treu zu der Fahne, der sie geschworen hatten. Man rechnete auf Mißgriffe der päpstlichen Regierung, aber diese zeigte selten mehr Besonnenheit und Kraft, und, überfallen wie sie war, eine durchaus gesetzliche Haltung, welche im Gegensatz zu jener der italienischen Regierung einen doppelt guten Eindruck auf die Welt machte.

Man rechnete endlich auf die stillschweigende Billigung des französischen Protectors und seine Zustimmung zur Veränderung des Septembervertrags. Es gab Stimmen in England, welche behaupteten, daß diese Modification im Sommer wirklich genehmigt war, und daß Napoleon nur von ihr zurücktrat und sich zur Intervention entschloß, nachdem er von gewissen Anerbietungen Rattazzi's an Preußen gehört hatte. Wie dem auch sei, Napoleon durfte einen von ihm bestätigten Vertrag nicht von der Revolutionspartei umwerfen lassen, gegen welche er errichtet worden war; er intervenirte, weil sich der Kirchenstaat nicht erhob, zu Gunsten des Papstes und der Geistlichkeit, mit welcher er selbst es nie verderben wollte, erst zögernd, dann mit rücksichtslosem Ernst.

Nach dem Garibaldi'schen Kriegsplane sollte nun die Invasion in drei Richtungen vor sich gehen; von der Sabina und Umbrien, von Tuscien und von Latium sollten die Banden auf das große Ziel, Rom, vorrücken. Die erste Richtung ist die kürzeste und führt gerade auf Rom, weil hier die Gränze bei Correse und Scandriglia kaum zwei Eisenbahnstunden von der Stadt entfernt liegt. Menotti, der Sohn Garibaldi's, übernahm dort den Befehl über die von Umbrien herbeiströmenden Schaaren. In der zweiten Richtung war das nächste Ziel Viterbo, jetzt die zweite Stadt des Kirchenstaats, in einer reichen Landschaft gelegen, und von einem Volke bewohnt, welches stets für trotzig und neuerungssüchtig galt. Hier sollte Acerbi den Befehl führen. Auf der dritten Straße sollte Nicotera die Invasion in die Campagna werfen und über das Lateinergebirge gegen Rom ziehen. Diese beiden Bandenführer waren Deputirte des italienischen Parlaments. Außerdem sollten kleinere Schwärme zwischen diesen Hauptstraßen auf vielen Punkten einbrechen, um die päpstlichen Besatzungen hie und da anzugreifen, die ganze Armee des Papstes in Bewegung zu bringen und durch den kleinen Krieg aufzureiben.

Die Masse dieser Freischaaren bestand aus aufgerafften Menschen, von denen die meisten kaum je eine Flinte gehandhabt hatten. Ihre bunte Zusammensetzung und ihr Wesen würden das Entzücken eines Novellisten oder eines Salvator Rosa, aber den Zweifel jedes Kriegsmannes erregt haben. Kellner, Kutscher, Bediente, Schüler und Studenten, Schreiber und Landleute, Schuster, Schneider und Handwerker jeder Art, Arbeiter aus Fabriken, brod-

lose Leute mischten sich mit einander. In ihren Reihen sah man jedoch auch Männer und Jünglinge von feiner Bildung, Grafen und Signoren, selbst emancipirte Damen zu Pferd. Der Reiz solcher Unternehmungen ist in keinem Lande stärker als in Italien, dessen Natur sie so sehr erleichtert. Es ist gewiß richtig, daß in der Masse dieser Banden Not und Abenteuerlust ursprünglich die vorherrschenden Triebe waren, aber ebenso unrichtig, die Freischaaren überhaupt nur als Haufen von Gesindel zu betrachten. Die patriotische Begeisterung hatte sich aus den demokratischen Vereinen auch in den untersten Classen des Volks verbreitet, und diese armen Handwerker und Kellner kämpften am Ende bei Mentana mit Heldenmut. Außerdem waren anerkannte Patrioten und edle Männer unter ihnen, die von Liebe zu ihrem Vaterlande erfüllt ihm ihr Leben zu opfern beschlossen hatten. Nach und nach vermehrten sich diese; alle Stände, und alle Provinzen Italiens, auch die Stadt Rom fand darin ihre Vertreter, bis diese Banden durch wirkliche italienische Soldaten verstärkt wurden, die man heimlich aus der Armee entlassen, und in die Freischaaren eingereiht hatte.

Sie waren in Bataillone abgeteilt. Ihre Uniform sollte das rote Hemde sein, aber nicht alle besaßen ein solches; manche begnügten sich mit einem Stück roten Zeuges, welches sie an ihrer Kleidung anbrachten. Ein jeder steckte eine Feder, von einem Hahn oder Falken an seinen Hut. Ihre Waffen waren mangelhaft; viele hatten nur Lanzen, Dolchmesser und Säbel. Einige Bataillone trugen Gewehre, aber diese waren verbrauchte aus den Magazinen der Stadtmilizen. Die Einrichtung des Proviant-

und Munitionswesens dieser Armee war so primitiv, wie die ihrer Bewaffnung. Sie waren im Grunde auf die Contribution der Orte angewiesen, welche sie besetzten, und man weiß, daß die Castelle in den sabinischen, tuscischen und lateinischen Districten meist nur von Colonen bevölkert sind, welche in der bittersten Armut von dem Maiskorn ihrer Felder, von dem Ertrage ihrer Weinberge, Oliven und Castanien leben. In Wahrheit durfte man voraussagen, daß der patriotische Fanatismus Garibaldi's alle diese Tausende so jetzt, wie in den Tagen von Aspromonte, einem sichern Elend, dem Hunger und dem Tode entgegenschickte, wenn es ihm auch jetzt, wie damals nicht gelang, die italienische Nation mit sich fort zu reißen, oder doch den Kirchenstaat zum Aufstande zu bewegen.

Die Armee, welche der Papst diesen Freischaaren entgegenzustellen vermochte, bestand damals aus 12981 Mann mit 929 Pferden, wovon indeß nur 8000 wirklich kriegstüchtig waren. Ihre Hauptkörper bildeten der Stärke nach das Regiment der Zuaven mit 2237, die Gendarmenlegion von Einheimischen mit 2082, das Linienregiment von Einheimischen mit 1595, das Bataillon ausländischer Carabinieri mit 1233, die französische Legion von Antibes mit 1096, das Bataillon einheimischer Jäger mit 956 Mann, 442 Mann Cavallerie und endlich fünf Batterien Artillerie.

Diese Armee war demnach sowol aus Italienern des Kirchenstaats, als aus Fremden aller Nationen zusammengesetzt. Seit der größeren Bedrängniß des Papsttums, zumal als die Zeit des Abzugs der französischen Occupationstruppen heranrückte, war die Herstellung der päpst-

lichen Armee eine Angelegenheit des katholischen Eifers in allen Ländern der Welt geworden. Gemeinden in Belgien und Frankreich, selbst in Amerika errichteten Kassen, aus denen sie den Sold für die Krieger des Papstes bestritten, und sie schickten solche wolausgerüstet wie einen Tribut nach Rom. Die katholische Presse gab diesen Söldnern den emphatischen Namen der Kreuzritter Sanct Peters und sie jubelte, daß die fromme Leidenschaft der Kreuzzüge wieder erwacht sei. Die kleine Armee des Papstes stellte in der That einen Auszug der katholischen Christenheit dar; viele Sprachen und Nationalitäten waren in ihr vertreten; Schotten, Iren, Polen, Deutsche, Franzosen, Holländer, Belgier, Canadier, Mohren aus Afrika, Italiener, Spanier mischten sich in diesem kosmopolitischen Heer unter dem Banner des Erzengels Michael, und wenn viele wirklicher Glaubenseifer zu dieser heiligen Fahne trieb, so bewog andre zu diesem Dienst Abenteuerlust, Verzweiflung und eine dunkle Vergangenheit.

Das Elitencorps der S. Petersmiliz, die wahre Kreuzritter-Garde des bedrängten Papsttums bildeten die Zuaven. Lamoricière hatte dies Corps, eine Erinnerung an seine afrikanischen Feldzüge, in Rom gestiftet, als ihn dorthin der Papst im Jahre 1866 als Retter des Dominium temporale berief. Söhne aus den ältesten Legitimistenhäusern Frankreichs und Belgiens dienten darin als Führer, selbst als Gemeine zu Fuß. Ihr Oberst war Charette, ein Abkomme des berühmten Häuptlings der königlich gesinnten Vendée. Die Nationalität dieses Corps war vorherrschend französisch und belgisch, seine Sprache französisch. Ein halbtürkisches Costüm von blauer Farbe und theatra-

lischer Erscheinung erhöhte für viele junge Herren den Reiz, in ihm zu dienen. Die meisten dieser Zuavenofficiere und Gemeinen waren von katholischer Leidenschaft, von mittelalterlichen Idealen erfüllt; sie brannten vor Begier, die italienischen Rebellen, rotbehemdete Demokraten und Ketzer, im Kampf zu treffen, und alle die Unbilden zu rächen, welche ihr Abgott, der Papst, seit Jahren geduldet hatte.

Chef der päpstlichen Armee war der General Kanzler, ehemals Officier im Heere Badens, und seit lange in päpstlichen Diensten. Ein geschickter Rückzug seines Bataillons nach der Schlacht von Castelfidardo hatte die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, so daß er zu einer höheren Stellung gelangte und Prominister des Krieges wurde. Das römische Kriegsministerium war bisher von Prälaten, zuletzt von Merode, dem Schwager Montalemberts, verwaltet worden, und dies konnte der Einrichtung des Heeres nicht vorteilhaft sein. Als nun dasselbe in die Hände eines erfahrenen Militärs gelegt war, zeigte sich sofort die heilsame Wirkung dieser Veränderung. Der Besonnenheit und Thätigkeit des Generals gelang die Herstellung der päpstlichen Armee, und sicherlich hat das weltliche Papsttum seine Widerstandsfähigkeit gegen die Invasion zum größten Teile Kanzler zu verdanken gehabt.

Der Kirchenstaat war in militärische Zonen geteilt worden: in die von Viterbo, Civita Vecchia, Tivoli und der Sabina, und von der Campagna und Marittima (Velletri und Frosinone). Diese bildeten zusammen eine halbe Division unter dem Befehle des Generals de Courten;

die andere Halbdivision, ein paar tausend Mann stark, hielt Rom besetzt unter dem General Zappi. In den größeren Städten lagen Companien, in den kleineren oft nur Gendarmenposten in ihren Casernen. Die Besatzung der Campagna war durch Freiwillige aus dem Landvolk verstärkt worden, die sogenannten Ausiliari oder Squadriglieri, welche militärisch organisirte Corps in der malerischen Landestracht der Ciocciaren mit dem Bundschuh bildeten. Sie waren ursprünglich im Brigantenkrieg der Jahre 1866 und 1867 entstanden, wo sie gute Dienste in Latium geleistet hatten. Viele unter ihnen waren selbst Briganten gewesen. Ein Bataillon davon, 638 Mann stark, lag in Frosinone an den Gränzen Neapels; andere waren anderswo der Gendarmerie zugeteilt. Im Ganzen hatten sie eine Stärke von 1200 Mann.

Am Ende des September bot daher der Kirchenstaat das seltsamste Schauspiel dar: während er mit Aufbietung aller Kraft seine Armee in dem unheimlichen Rom, wie in dem Landgebiet zur Verteidigung bereit hielt, umstellten dessen Gränzen 10 bis 20000 Mann italienischer Truppen, in einer Haltung deren Absicht geheimnißvoll war. Sie sollten die Banden von den Gränzen abhalten, aber sie ließen sie hin- und herziehen, und sie selbst sangen patriotische Lieder mit dem Refrain Andremo a Roma Santa. Sie sahen das Gewehr am Fuß ruhig zu, wie Hunderte von Rothemden, in kleine Trupps aufgelöst, eben diese Gränzen umschwärmten, begierig in das päpstliche Land einzufallen, während ihr Führer, der ihnen die Richtung gab, dessen Namen ihr Feldgeschrei war, noch auf der Inselscholle Caprera festgebannt lag. Diese Insel umkreisten

sieben italienische Kriegsschiffe, wie einst englische Kriegsschiffe Elba und den größeren Mann umkreist hatten, welcher dort seine tollkühne Unternehmung gegen das Festland vorbereitete.

Am 29. September kam die Meldung nach Rom, daß die Invasion begonnen habe. In der Nacht des 28. hatten 40 Garibaldiner den Ort Grotte di S. Stefano in der Provinz Viterbo überfallen, den dortigen Gendarmenposten entwaffnet, die päpstlichen Wappen abgerissen und die italienische Fahne aufgepflanzt. Dann waren sie nach Bomarzo gezogen, wo das gleiche geschah. Seit diesem Tag wiederholten sich die Einfälle von Banden in den kleinen Gränzorten. Am 29. rückten solche in Bagnorea und Torre Alfina in derselben Provinz ein, worauf sie folgenden Tags den ersten größeren Ort Acquapendente überfielen. Drei Stunden lang verteidigte sich dort die Gendarmencaserne, dann capitulirte sie. Die Garibaldiner bemächtigten sich der öffentlichen Kassen, entsetzten den Magistrat und forderten Contributionen. Sie erklärten die Avantgarde des Generals Acerbi zu sein; ein Graf Pagliacci, Emigrant aus Viterbo, befehligte sie.

Auf die Nachricht vom Ueberfalle Acquapendente's rückte der Oberst Azzanesi, welcher in Viterbo lag, mit Truppen aus dieser Stadt; er stieß auf die Garibaldi'schen bei S. Lorenzo am 2. October, zerstreute sie in Flucht, nahm viele gefangen, und besetzte Acquapendente wieder. Die Schwärme der Flüchtigen sammelten sich hierauf in Bagnorea, dem alten Balneum Regis. Ein Corps von 95 Zuaven griff sie mit Ungestüm an, wurde aber mit Verlust zurückgewiesen, bis päpstliche Verstärkung von

Montefiascone eintraf. Bagnorea wurde am 5. October erstürmt; die Garibaldiner, welche dort 500 Mann stark Stellung genommen hatten, entwichen, nachdem sie 100 Todte und Verwundete und 178 Gefangene zurückgelassen hatten. Dies war der erste größere Zusammenstoß in diesem Guerrillakriege. Er zeigte, daß sich die päpstlichen Truppen, was man kaum erwartet hatte, mit Ernst und Tapferkeit schlugen und so kriegstüchtig, als ihre Gegner untauglich zum Kriege waren.

Täglich fanden Truppenausmärsche aus Rom statt, welches sich von Militär zu leeren schien. Denn täglich kamen Meldungen von vereinzelten Invasionen so im Tuscischen, wie in der Sabina, wohin Mannschaften geschickt werden mußten. Eine unheimliche Aufregung begann Rom zu ergreifen, sowol wegen dieser militärischen Bewegung, als weil die verschiedenartigsten Gerüchte von Gefechten, Siegen und Niederlagen, ja vom Aufstande in den Provinzen verbreitet wurden.

Die aus Bagnorea herausgeschlagenen Banden hatten sich nach Torre Alfina geworfen, einem kleinen Ort an der Gränze Toscana's von großer Festigkeit durch die Natur. Hier vereinigte wie in seinem Hauptquartier der Deputirte Acerbi seine Freischaaren, um so bald es möglich war gegen Viterbo vorzurücken. Zu gleicher Zeit setzten sich Banden in Nerola, Moricone, Montemaggiore und Montelibretti fest, kleinen, verwilderten Orten der Sabina. Sie stehen auf Felsen, zusammengedrängte schwarze Häuserklumpen, aus denen nur die Hauptkirche, hie und da ein zersplitterter Turm des Mittelalters, und ein graues castellartiges Baronalschloß hervorragt, den

Zeiten angehörig, als die Orsini einen großen Teil der Sabina beherrschten.

Der junge Menotti führte dort 600 Mann, mit denen er in die Campagna von Tivoli vorzugehen hoffte, wenn ihn andre Zuzüge würden verstärkt haben; denn ihm sollte ein verabredeter Ueberfall Subiaco's von den Abruzzen her Luft machen. Garibaldi hatte seinen Sohn durch ein Decret von Caprera aus zu seinem Leutnant oder Stellvertreter ernannt; es gab also eine Art von Garibaldi-Dynastie, und während der alte Löwe selbst murrend auf Caprera lag, sollten wenigstens seine Kinder, Menotti und Ricciotti, für ihn die Nationalsache auskämpfen. Als aber am 7. October der Oberst Charette gegen Menotti anrückte, wich dieser nach Fara zurück. Ueberall wurden die Garibaldi'schen verjagt, und nach kurzem Gewehrfeuer zerstreut; sie zogen sich über die Gränzen zurück, wo sie die italienischen Truppen aufnahmen oder doch ruhig gewähren ließen. Verstärkt kehrten sie dann wieder, um denselben Guerrillakrieg an dieser oder jener Stelle zu erneuern. Die päpstlichen Truppen schickten täglich Gefangene nach der Engelsburg; aber sie wurden durch endlose Hin- und Hermärsche bei nicht mehr zu ersetzenden Verlusten mehr und mehr ermüdet. Der Invasionskrieg begann wie ein Fieber in einem kranken Körper in den Gliedern des Kirchenstaats hin- und herzuziehen, und konnte nicht auch dessen Haupt, das schon ganz verdüsterte Rom, plötzlich davon ergriffen werden?

In Rom waren seit dem Beginn des September Garibaldi'sche Agenten unablässig thätig, einen Volksaufstand vorzubereiten. Alle Mittel der Ueberredung und Bestechung

wurden von ihnen angewendet, die Werkzeuge ihres Planes zu gewinnen. An versteckten Orten wurden Waffen, Bomben und Pulvervorräte niedergelegt. Das aufgelöste römische National-Comité der gemäßigten Richtung constituirte sich von neuem und zeigte dies durch eine Proclamation am 8. October an, worin gesagt wurde: „Römer, die Provinzen sind schon im Aufstande, und in kurzem wird die Insurrection allgemein sein. Wir müssen uns dieser Bewegung anschließen und sie mit aller Kraft unterstützen, denn der Sieg der Provinzen wird uns den Sieg über Rom erleichtern. Seien wir demnach alle bereit. Das Blut der Brüder, welches der päpstliche Zuave eben in den Provinzen vergießt, sei der Funke unsere Geister zu entflammen. Römer, die entscheidende Stunde naht. Im Namen des Vaterlandes einigen wir uns, und jeder gehorche den Befehlen allein, die vom Centrum ausgehen werden. Erinnert euch, daß Einheit und Disciplin die Kraft bilden. Jede vereinzelte, ungeregelte und unzeitige Bewegung kann verderblich werden. Vertraut jenem Comité, welches euch bereits Proben von Kraft, Klugheit und Willensstärke gegeben hat. Jetzt, wo der Augenblick der kräftigen Entschlüsse gekommen ist, wird es seine Pflicht zu thun wissen. Schließen wir uns voll Mut zusammen, handeln wir geregelt: und die Sache der Civilisation wird gewonnen sein."

Indeß zeigten die Thatsachen, daß alle jene pomphaften Berichte der Garibaldi'schen Zeitungen schamlos erlogen waren. Denn nirgend in den Provinzen fand eine Erhebung auch nur eines einzelnen Ortes statt. Konnten auch undisciplinirte Banden, welche die Castelle überfielen

und brandschatzten, um dann beim Erscheinen päpstlicher Truppencorps wieder die Flucht zu ergreifen, die Bevölkerung des Kirchenstaats verlocken, mit ihnen gemeine Sache zu machen und sich selbst ins Verderben zu stürzen? Stand etwa hinter diesen Banden Italien? Oder war in jedem Falle die Intervention Frankreichs, und ihre unausbleibliche Folge nicht mehr zu fürchten? Der Bürger, der Landmann wollte nichts vom Aufstande wissen. Die Invasion glich nur einem laufenden Feuer, welches die Gränzen umflackerte, hier erlosch und dort wieder aufloderte, und kein Resultat gewann. Sie erschien als ein vergrößerter Brigantenkrieg.

Am 11. October war die Stadt Subiaco überfallen worden; man hatte dort den Bischof und den obersten Magistrat unter Wache gestellt, das Schloß vergebens zur Uebergabe aufgefordert. Das Erscheinen weniger Zuaven reichte hin, die Garibaldi'schen auch aus Subiaco zu verjagen.

Am 13. October wurde Menotti aus der starken Stellung von Montelibretti vertrieben, wohin er zurückgekehrt war. Nirgend machten die Freischaaren einen wirklichen Fortschritt. Nicotera, welcher von der neapolitanischen Gränze in das Tal des Liris eindringen sollte, konnte sich erst am 13. October in Bewegung setzen, wo seine Banden Falvaterra überfielen. Aber sie wurden am 15. bei Vallecorsa geschlagen und so aus der Provinz Frosinone herausgeworfen. Die Engelsburg füllte sich mit Gefangenen. Der Papst befahl, sie reichlich zu nähren; er schickte diesen von Hunger und Mühsal abgezehrten Menschen Mäntel, sich vor dem Nachtfrost zu schützen. Er besuchte sie eines

Tages selbst und trat unter sie. Hier bin ich, so sagte er, den ihr als euern Feind betrachtet und dessen Tod ihr geschworen habt: und wen sehet ihr vor euch? einen alten und schwachen Mann. Sie fielen auf ihre Knie nieder; viele küßten den Saum seines Kleides. Er ist gut, so sagten die Römer damals von Pius IX.; aber zwei Seelen sind in ihm; die eine gehört Italien, die andre der Secte der Jesuiten an.

Die mazzinistische Presse erfand Berichte von der grausamen Behandlung dieser Gefangenen; sie sind unwahr; in Hospitälern wie im Kerker war sie menschlich und gut. Vielleicht war die einzige Qual der Gefangenen hie und da die zudringliche Predigt von Priestern und Beichtvätern, welche abgeschickt wurden, um mit ihnen religiöse Uebungen durchzumachen.

VI.

Indeß wurde die Gefahr für Rom mit jedem Tage größer. Die Invasion war die Fabel von den Köpfen der Hydra. Immer neue Banden tauchten auf, immer offener wurden sie von den italienischen Behörden unterstützt. Ihre Anwerbungen wurden in den Städten des Königreichs betrieben; ihre Waffen aus den Magazinen der Nationalgarde verabfolgt. Die Eisenbahnen standen zu ihrer Verfügung, und Hunderte von Rothemden wurden mit ihnen täglich nach den Gränzen befördert. In Rom selbst tauchten immer mehr fremde Gestalten auf; die Polizei nahm massenhafte Verhaftungen vor, ohne sich doch des geheimsten Gewebes der Verschwörung bemächtigen zu können. Die Stimmung der Stadt ward mit jedem Tage düsterer; der Verkehr stockte; das gemünzte Geld verschwand. Dunkle Gerüchte weissagten den nahen Ausbruch eines Tumults, und das ganz ermüdete Militär, durch Abzüge und Krankheiten vermindert, erlag unter der Last der Wachdienste und starken Patrouillen.

Am 17. October erließ der Papst eine Encyklika an den gesammten katholischen Klerus. Er schilderte darin den verzweifelten Zustand Roms, welches auf die Länge den es bedrängenden Feinden nicht gewachsen sei. Dies

Actenstück in dem ewig wiederholten Schwulst priesterlicher Declamationen begann durch einen seltsamen Zufall mit derselben Phrase: Levate in circuitu oculos vestros, mit welcher einst der große Feind des weltlichen Papsttums, der hohenstaufische Kaiser Friedrich II., seine Encyklika an die Christenheit gegen Gregor IX. begonnen hatte.[1] „Erhebet, ehrwürdige Brüder, eure Augen ringsumher, und ihr werdet die fluchwürdigen Frevel sehen und mit Uns beklagen, von welchen zumal das unselige Italien jetzt heimgesucht ist. Wol verehren wir in Demut die unerforschlichen Gerichte Gottes, dem es gefiel, daß wir in diesen trauervollen Zeiten leben sollen, in denen durch das Werk einiger Menschen und zumal derer, welche die Leiter der öffentlichen Dinge in dem unglücklichen Italien sind, die ehrwürdigen Gebote Gottes und die Gesetze der heiligen Kirche ganz und gar verachtet werden, und die Gottlosigkeit ungestraft ihr Haupt hoch erhebt und triumfirt. Daher kommen alle Ungerechtigkeiten, Uebel und Beschuldigungen, deren höchst trauervolle Zeugen wir sind. Daher kommen jene zahlreichen Banden (phalanges) von Menschen, welche in Gottlosigkeit wandelnd unter dem Banner des Satans dienen, auf dessen Stirne geschrieben steht „Lüge", und die mit dem Namen der Rebellion genannt ihren Mund in den Himmel legen und Gott lästern, alles Heilige besudeln und verachten, alle

[1] Levate, Venerabiles Fratres, in circuitu oculos vestros, et videbitis, ac una Nobiscum vehementer dolebitis abominationes pessimas, quibus nunc misera Italia praesertim funestatur . . . Datum Romae apud S. Petrum die 17. Octobris Anno 1867. Pont. Nost. A. XXII.

göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen treten, wie reißende Wölfe nach Beute gieren, Blut vergießen, die Seelen durch ihre Frevel verderben, den ungerechten Sold ihrer eigenen Bosheit suchen, fremdes Gut rauben, den Armen und Schwachen elend machen, die Zahl der Wittwen und Waisen mehren, für Geld den Ungerechten freisprechen, während sie dem Gerechten das Recht verweigern und ihn berauben, und in ihrer Herzensverderbtheit alle schändlichen Begierden zu erfüllen trachten, zum größesten Schaden der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt.

„Von diesem Geschlecht der Verlornen sind wir, ehrwürdige Brüder, in der Gegenwart umringt. Ja, diese Menschen wollen, ganz von teuflischem Geist beseelt, das Banner der Lüge in dieser unserer eigenen erlauchten Stadt aufpflanzen, an dem Stule Petri, dem Centrum der katholischen Wahrheit und Einheit. Die Lenker der subalpinen Regierung aber, welche Menschen solcher Art zurückhalten sollten, erröten nicht, sie auf jede Weise zu fördern, ihnen Waffen und alles Nötige darzureichen und den Zugang zu dieser Stadt zu erleichtern. Doch alle diese Personen, und nehmen sie einen noch so hohen Grad der Civilgewalt ein, mögen erbeben; denn durch ihre gottlose Handlungsweise verstricken sie sich in neue Fesseln der Kirchenstrafen und Censuren. Obwol wir in der Demut unseres Herzens nicht aufhören den gnadenreichen Gott inständigst anzuflehen, daß er geruhe alle diese elenden Menschen zur heilsamen Buße und auf den geraden Weg der Gerechtigkeit, der Religion und des Friedens zurückzuführen, so können wir doch nicht die schweren Gefahren verschweigen, denen wir in dieser Stunde der Finsterniß

ausgesetzt sind. Mit ganz ruhigem Gemüt erwarten wir, obschon durch ruchlosen Betrug, durch Verläumdung, Nachstellung und Lügen aufgereizt, jegliches Ereigniß, da wir alle unsere Hoffnung und unser Vertrauen auf den Gott unseres Heiles setzen, welcher unser Helfer, und die Festung in unsern Nöten ist, der nicht duldet, daß die auf ihn vertrauen zu Schanden werden, der die Nachstellungen der Gottlosen vereitelt und den Nacken der Frevler zerbricht. Indeß können wir nicht umhin, euch vor allen, ehrwürdige Brüder, und allen Getreuen die eurer Sorge anvertraut sind die traurige Lage und die große Bedrängniß kund zu geben, in der wir hauptsächlich durch das Werk der subalpinen Regierung uns gegenwärtig befinden. Denn obwol wir durch die Tüchtigkeit unseres getreuesten Heeres verteidigt sind, welches in rühmlichen Thaten eine fast heroische Tapferkeit bewiesen hat, so ist es doch offenbar, daß es der weit größeren Zahl der ungerechtesten Angreifer nicht lange widerstehen kann. Und obwol uns die kindliche Pietät nicht wenig tröstet, mit welcher uns unsere durch gottlose Usurpation auf diesen Rest verringerten Untertanen anhänglich sind, so müssen wir doch tiefen Schmerz empfinden, daß sie selbst die schweren Gefahren erleiden, die ihnen von den verwilderten Banden jener Ruchlosen drohen, welche sie mit allen Schreckmitteln schrecken, sie berauben, und auf jede Weise plagen"....

Der Papst schwieg von Frankreich; aber dies Schweigen war beredt, und vielleicht konnte es wirksamer sein, als ein directes Hülfegesuch an die katholischen Mächte und ein Aufruf ihrer Intervention. Aller Augen blickten längst auf Napoleon: auch er schwieg, und er schien wieder die

rätselhafte Sphinx der Zeit zu sein. Alle fragten, was er bei einer schon offenbaren Verletzung der Septemberconvention thun werde. Die Liberalen in Rom flüsterten: alles sei in Biarritz fertig gemacht, der Septembervertrag abgeändert; der Kaiser könne des Bündnisses mit Italien im unvermeidlichen Kriege wider das neue Deutschland nicht entbehren; der Preis dafür sei das weltliche Papsttum; in vier Wochen werde sein Fall vollzogen sein.

Aber am 17. October, demselben Tage, an welchem der Papst jene Encyklika erließ, gelangte folgendes Telegramm des Ministers des Auswärtigen in Paris an den französischen Bevollmächtigten in Rom, Herrn Armand: „Die päpstliche Regierung möge fortfahren, sich energisch zu verteidigen; der Beistand Frankreichs wird ihr nicht fehlen.“ Diese Depesche machte die römische Nationalpartei erstarren, die Päpstlichen aufjubeln. Napoleon schickte den General Prudon nach Rom, dem Papst zu erklären, daß die Intervention beschlossen sei, und der Cardinal Antonelli befahl dem Nuntius, dem Kaiser im Namen des Papstes zu danken.

Mit großer Zurückhaltung hatte das französische Cabinet bisher die Vorgänge in Italien beobachtet, und sie nur mit seinen Bemerkungen an die italienische Regierung begleitet. Diese hatte wiederholt erklärt, daß die Ueberwachung der Gränzen bei ihrer Ausdehnung und Natur unmöglich werde; bis sie endlich mit der Ansicht hervortrat, daß kein anderer Ausweg aus dieser Krisis sichtbar sei, als das Einschreiten Italiens selbst, das heißt die Besetzung eines Teiles des Kirchenstaats durch die italienische Armee. Nigra, der Bevollmächtigte des Königs am

französischen Hofe, war beauftragt worden, diesen Vorschlag zu machen und zugleich zu bemerken, daß eine zweite französische Expedition nach dem Kirchenstaat nicht allein der Septemberconvention zuwiderlaufe, sondern der gefährlichste aller Wege zur Lösung der römischen Frage sei. Wenn Italien einen Teil des Kirchenstaats besetze, so wolle es dadurch keineswegs die Rechte der päpstlichen Souveränetät angreifen; es wolle nur die gestörte Ordnung herstellen, und wünsche endlich eine Uebereinkunft mit Frankreich zu treffen, um die Unabhängigkeit des Papstes sicher zu stellen, zu welchem Zweck es bereit sei, einen Congreß der Mächte anzunehmen.

Das französische Cabinet erwiderte: daß es erfreut sei zu sehen, daß Italien die Souveränetät des Papstes anerkenne; daß es nichts wider einen Mächtecongreß habe, um auf ihm die schwierige Frage zu lösen; aber dürfe ein solcher abgehalten werden, wenn italienische Truppen das römische Gebiet besetzt hielten, und der Papst flüchtig im Exil irrte, wohin ihn jene Besetzung unzweifelhaft treiben würde? Der Abzug der Franzosen aus Rom sei die Folge der Septemberconvention und des Vertrauens des Kaisers gewesen, daß die italienische Regierung das päpstliche Gebiet vor jeder Invasion schützen werde. Wenn sie nun wirklich unfähig sei, dies zu thun, so gebe derselbe Vertrag dem Kaiser das Recht, thatsächlich für den Schutz des Kirchenstaats zu sorgen.

Der Vorschlag Rattazzi's, die Besetzung des päpstlichen Gebiets durch die Italiener zu genehmigen, wurde abgewiesen, und die entschiedene Erklärung Frankreichs zwang den Minister Italiens zu der Versicherung, daß

er entschlossen sei die Convention zu halten. Am 19. October schickte der Kaiser sein Ultimatum nach Florenz; sein dortiger Botschafter erhielt die Weisung, Rattazzi zu erklären, daß Napoleon von der Wahrhaftigkeit jenes Entschlusses Beweise haben wolle: durch die unverzügliche Unterdrückung der Anwerbungen, durch die Auflösung der Unterstützung-Comités, und durch eine königliche Proclamation, welche erkläre, daß alle Garibaldi'sche Freiwillige zu entwaffnen und zu interniren seien. An demselben Tage reiste der General de Failly von Paris nach Toulon ab, um den Oberbefehl über die Expeditionsarmee zu übernehmen, welche auf der bereit gehaltenen Flotte absegeln sollte, wenn die italienische Regierung dem Ultimatum nicht Folge leistete.

Das Ministerium Rattazzi befand sich in der größesten Verlegenheit; es hatte nicht allein Frankreich gegen sich, sondern auch die übrigen Mächte, welche entschlossen waren, der französischen Intervention kein Hinderniß in den Weg zu stellen. Preußen selbst, auf welches es rechnen mochte, konnte es nur erwünscht sein, wenn Napoleon sich in die italienischen Angelegenheiten wieder tief verwickelte, und durch die gehässige Intervention auch die letzten Sympathien Italiens verlor. Die Haltung des Kirchenstaats und Roms war es, woran Rattazzi scheiterte; denn hier erhob sich keine Bewegung, die ihm zu Hülfe kam. In dem Briefkasten des römischen Senats fand sich an jenem 19. October nur ein anonymes Schreiben, welches besagte, daß der Zustand Roms so bedrohlich sei, daß die Aufnahme italienischer Truppen in die Hauptstadt dadurch geboten werde. Der Senator möge diese Aufforderung

an den Papst bringen; Tausende von Bürgern, welche ihre Namen bei einem Notar niedergelegt, seien bereit zu erhärten, daß dies der Wille der Stadt Rom sei. In Abwesenheit des Senators, Marchese Cavaletti, nahmen die vier Conservatoren dies Schreiben an sich, und sie übersandten es dem Papst mit einer Verwahrung, daß sie, ohne die darin ausgesprochenen, der Würde der Regierung nicht gemäßen Gesinnungen zu teilen, es für gut hielten, Sr. Heiligkeit davon Kunde zu geben. Konnte ein anonymer Brief, dessen römischer Ursprung zweifelhaft war, und der in offenbarem Zusammenhange mit dem nach Paris gerichteten Vorschlage Rattazzi's stand, in Wirklichkeit für den Ausdruck des Senats und Volks der Stadt Rom gelten?

Am Abende des 19. October, des Tages der Krisis, reichte Rattazzi seine Entlassung ein, worauf der König den General Cialdini berief, ein neues Cabinet zu bilden. Cialdini war der Mann von Castelfidardo, aber auch von Aspromonte, ein entschiedener Feind des Freischaarenwesens, und deshalb Frankreich genehm. Die Aufregung in Florenz wurde groß: was auch in den Stürmen dieser Bewegung überwog, die Rückkehr der Regierung zur Septemberconvention und dadurch zum Gehorsam gegen Frankreich, oder der Fortschritt zur Revolution und zum Bruche mit Napoleon: es erschien gleich gefahrvoll. Während Cialdini sich fruchtlos bemühte, ein Ministerium zu bilden, leitete noch Rattazzi, hinter die Scene zurückgetreten, die Geschäfte, und in dieser Pause öffentlicher Regierungslosigkeit konnten sich Kräfte in Bewegung setzen, welche die Katastrophe herbeiführten.

Der französische Kaiser, stets zweideutig, stets schwankend, wünschte nicht zur Intervention gezwungen zu werden. Er war froh, als ihm am 20. October sein Bevollmächtigter in Rom telegrafirte, daß sich an diesem Tage keine Banden mehr auf dem römischen Gebiet befänden. In der That war es den Anstrengungen der Päpstlichen gelungen, jene über die Gränzen zurückzuwerfen. Die sogenannte römische Legion, mit welcher ein Emigrant, der aus der königlichen Armee entlassene Major Ghirelli, den Flecken Orte am 17. October überfallen hatte, war verjagt worden; die Freischaaren unter Menotti hatten nach einem heftigen Gefecht am 18. October mit großem Verlust Nerola räumen müssen; die Banden Nicotera's waren am 19. aus Vallecorsa in Latium verjagt worden. In Folge jenes Telegramms, welches diese Thatsachen meldete, gab Napoleon am 21. den Befehl, die Einschiffung der Truppen in Toulon einzustellen. Am 22. verkündigte dies der Moniteur in einem Artikel, welcher zugleich die Ueberzeugung aussprach, daß die Invasion des Kirchenstaats nunmehr ihr Ende erreicht habe, während die Haltung der italienischen Regierung die gewissenhafte Durchführung der Septemberconvention gewährleiste.

So war die Intervention abbestellt, und tiefe Bestürzung ergriff diejenigen, welche sehnlich auf sie gehofft hatten.

VII.

Garibaldi war unterdeß in einer für seine Ungeduld peinvollen Lage in Caprera geblieben. Die Briefe seiner Söhne und Agenten hatten ihm das Mißlingen der Invasion gemeldet, andere ihn von den Vorbereitungen der Intervention Napoleons benachrichtigt, deren Druck die italienische Regierung zu erliegen im Begriff sei. Schon einmal hatte er nach Livorno zu schiffen versucht, und war daran durch die ihn bewachenden Kriegsfahrzeuge verhindert worden. Er beschloß auf jede Weise seinen Plan durchzusetzen, sich an die Spitze der Freischaaren zu stellen und sie nach Rom zu führen, um das Papsttum zu stürzen, oder wenn er das nicht vermochte, seine Leiche zwischen diesem und Italien zu lassen.

Er entwich aus Caprera am 16. October auf seiner Barke, so glücklich wie Napoleon von Elba, den er nachzuahmen schien. Mit oder ohne Wissen der italienischen Kriegsschiffe gelangte er nach der Insel Maddalena, wo er von einer englischen Dame aufgenommen wurde, sodann nach dem nahen Sardinien. Verkleidet schiffte er sich dort ein, und landete am 19. October, jenem entscheidenden Tage, an der Maremma von Livorno, beim Turm von Vada. Oeffentlich kam er nach Florenz am 20. Niemand

hinderte ihn; denn Rattazzi war eben abgetreten, das neue Ministerium noch nicht gebildet, die Regierung in Anarchie.

Er hielt öffentlich Reden, und rief auf dem Platz Santa Maria Novella das Volk zum Kampf wider das Papsttum und alle diejenigen auf, welche der heiligen Nationalsache aus Schwäche oder verräterisch in den Weg träten. Man antwortete ihm mit stürmischem Beifallsgeschrei. Der französische Botschafter forderte alsbald die Festnahme Garibaldi's, ihn zu verhindern, daß er sich an die Gränze begebe, dort an die Spitze der Invasion stelle, die mühsam gewonnenen Erfolge der Diplomatie beider Regierungen zerstöre, und so alles wieder in Verwirrung zurückstürze. Man versicherte ihn, daß dies geschehen werde. Doch mit einem Extrazuge reiste Garibaldi von Florenz am 22. October ab, während hinter ihm Verhaftsbefehle nachhinkten. Die königliche Gendarmerie setzte ihm in Rieti und anderswo auf keuchenden Pferden nach, aber immer erst dann, wenn er längst ihrem Bereich entschwunden war.

Am 23. October kam er nach dem Paß von Correse, und begab sich sodann auf das päpstliche Gebiet nach Scandriglia, wo seine beiden Söhne und andere Führer, wie Salomone und Frigessy, ihre Freischaaren in der Stärke von einigen tausend Mann vereinigt hatten. Hier hörte Garibaldi was Tags zuvor in Rom vorgefallen war, was mit seinem persönlichen Auftreten im genauen Zusammenhange stand, aber tief unter seiner Erwartung blieb.

Wie er selbst herbeigeeilt war, seinen Handstreich wider Rom auszuführen, ehe noch die Franzosen landeten, so

sollte ihnen auch die Erhebung Roms zuvorkommen. Sie war die allein entscheidende aller Thatsachen; daher die allgemeine Aufmerksamkeit draußen auf deren Eintreten im höchsten Maße gespannt blieb. Hundertmal war dieser Aufstand angekündigt, und nie zur That geworden. Seit Wochen bemühten sich die mazzinistischen Agenten in der Stadt. Ein Bergamaske Francesco Cucchi leitete sie und die Ausführung des Plans. Man hatte heimliche Waffenlager errichtet, eins bei S. Giovanni de' Fiorentini, ein anderes in der Vigna Matteini hinter S. Paul. Man hatte Römer selbst gewonnen, ihre Locale und andere Dienste herzugeben. Sogar in die Engelsburg war man eingedrungen und hatte daselbst ein paar Artilleristen zu bestechen vermocht, welche zusagten, das dortige Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, wenn das Zeichen dazu gegeben werde. Denn an mehreren Orten, wo päpstliche Truppen ihre Casernen hatten, im Palast Serristori im Borgo, im Palast Scimarra ai Monti, selbst in der vaticanischen Schweizercaserne sollten Minen gelegt werden. Endlich ward der 21. October als der Tag des Aufstandes festgesetzt. An diesem Tage erließ die „römische insurrectionelle Junta", welche das Nationalcomité wieder bei Seite geschoben hatte, den Aufruf zur Erhebung in folgender energischen Schrift:

„Römer, zu den Waffen! zu den Waffen! für unsere Freiheit, unser Recht, die Einheit des italienischen Vaterlandes und die Ehre des Römernamens. Unser Schlachtruf sei: Tod dem weltlichen Papsttum! es lebe Rom, die Hauptstadt Italiens! Wir wollen jeden religiösen Glauben ehren, aber uns für immer von einer Tyrannei befreien,

die uns von der italienischen Familie gewaltsam trennt und den Irrtum verewigen will, daß Rom vom Rechte der Nationalität gesondert sei und aller Welt gehöre, nur nicht Italien. Unsere Brüder haben seit vielen Tagen das Banner des heiligen Aufstandes erhoben und röten mit ihrem Blut die Via Sacra die nach Rom führt. Dulden wir nicht länger, daß sie allein stehen, antworten wir ihrem Heldenruf mit der Sturmglocke des Capitols. Unsere Pflicht, die Verbindlichkeit der gemeinsamen Sache, die Tradition Roms, gebieten dies. Zu den Waffen! Wer eine Flinte tragen kann, eile herbei! Jedes Haus sei eine Burg, jedes Eisen eine Waffe. Die Greise, die Frauen, die Kinder mögen Barrikaden aufwerfen, die Jünglinge werden sie verteidigen. Es lebe Italien! es lebe Rom!"

Die Proclamation ward ausgestreut, aber ihr antwortete nur Grabesschweigen. Die sie verfaßt hatten, kannten die Beschaffenheit Roms nicht. Sie konnten bei dem Aufstandsversuch nur auf die wenigen hundert Menschen zählen, welche sich heimlich in die Stadt eingeschlichen hatten, und auf solche Römer, die man für den Plan durch Ueberredung gewonnen hatte. Rom ist nicht mehr die Stadt des Mittelalters; damals gab es ein in Zunftverbänden festgeschlossenes Bürgertum, welches die politische Selbständigkeit der Republik mutig bewahrte, eine regionenweise gegliederte Miliz im Dienst des capitolischen Magistrats, und einen kampffertigen zum Teil ghibellinischen Adel. Damals erhob sich die Stadt oft genug gegen die verhaßten Päpste, welche sie verjagte, oder zur Anerkennung ihrer politischen Rechte zwang. In dem heutigen Rom von 220000 Einwohnern sind solche Zu-

stände nicht mehr vorhanden. Das Bürgertum hat keine politische Natur mehr; der Adel führt hier unter dem Schatten seiner alten Stammbäume, mit wenigen Ausnahmen, ein Leben staatlosen Müßigganges, welches beschämend, aber geschichtlich erklärlich ist. Ein großer Teil von ihm gehört päpstlichen Nepotenfamilien an. Ein Teil der römischen Bevölkerung ist der päpstlichen Regierung ergeben, in deren Dienste er steht, von der er ernährt wird, mit welcher er durch Priesterschaft und Prälatur im Zusammenhange ist. Glaubten nun die Mazzinisten wirklich, daß sich die größere italienisch gesinnte Masse Roms auf ihren Ruf sofort erheben würde, um Barrikaden zu bauen, sich von den Zuaven niederschießen zu lassen, oder in jedem Falle, nach der Unterdrückung des Aufstandes durch eine französische Armee, in den Kerkern und im Exil ihre Tage zu beschließen?

Etwa 3000 Mann lagen in der Stadt, unter dem Befehle des Marchese Zappi, und so verteilt, daß sie des Aufstandes Herr werden konnten, wenn er ausbrach. Nach der Anordnung des Obercommandos sollten fünf Kanonenschüsse von der Engelsburg das Zeichen zum Allarm geben. Maßregeln der Verteidigung wurden getroffen, meist auf den Rat des Generals Prudon, welcher am 20. October nach Rom gekommen war, den Papst des unfehlbaren Schutzes Frankreichs zu versichern, und ihn zu ermuntern, sich in Rom so lange zu halten, bis die Flotte von Toulon in Civita Vecchia eingetroffen sei. Derselbe General riet, die Provinzen preis zu geben, die dort verstreuten Truppen auf Rom zurückzuziehen, um diese eine Stadt, worauf es allein ankomme, zu verteidigen. In der Nacht vom

21. zum 22. October begann man die Tore zu verbarrikadiren, Schanzen vor denen aufzuwerfen, welche geöffnet blieben, die andern, welche gesperrt wurden, mit Erde von innen zu verschütten. Im Mittelalter nannte man dieselbe Maßregel fabbricare le porte. Ganz geschlossen wurden die Porta Maggiore, die Salara, die von S. Lorenzo, S. Paul, S. Pancrazio, S. Sebastian. Man machte auch beide Drahtbrücken, den Ponte Rotto und die neue Brücke an der Lungara durch Ausheben der Bohlen unwegbar. Man minirte die drei Aniobrücken, die salarische, nomentanische, und Ponte Mammolo auf dem Wege nach Tivoli. Man brachte in den Mauern, selbst auf dem Pincio, Schießscharten an, und begann Kanonen aufzupflanzen. Man legte eine Batterie beim Eingangspunkt der Eisenbahn in die Stadt an. Man füllte die Gräben der Engelsburg mit Wasser.

Die Nacht zum 22. October verging in Ruhe, nur hörte man das Aufknallen von Petarden in vielen Straßen Roms, die Rufe der Schildwachen, und ihre Schüsse.

Eine fieberhafte Spannung lag in der moralischen Luft der Stadt. Sie war von der Außenwelt abgeschnitten: die Telegrafen in Unthätigkeit; die Posten unregelmäßig; die Eisenbahnen streckenweise an den Gränzen von den Päpstlichen selbst unfahrbar gemacht. Nur dunkle Gerüchte gingen hin und her. Dies war Roma squallida, und welch ein Gegensatz zu der Roma splendida des Monates Juni!

Am 22. October hörte man die Rede, daß am Abend der Aufstand ausbrechen solle; offen sprach man davon in den Caféhäusern und Hotels. Man wußte, daß Garibaldi

in Florenz aufgetreten sei; man sagte, daß er sich an die Spitze der Banden gestellt habe; Rom werde sich erheben. und er dann seinen siegreichen Einzug in die Stadt halten, Die Vorstellung von den Gräueln eines Straßenkampfs, der Gedanke an alle mit einer Revolution verbundenen Excesse, selbst an die Plünderung, ängstigte viele. Man zitterte in solchen Häusern, wo die Rache der Actionspartei besonders zu fürchten war. Die Erinnerung an den furchtbaren Sacco di Roma durch die Banden Bourbons lebt hier noch fort.

Am Abend war der Anblick Roms für den, der sich noch hervorwagte, grauenvoll. Alle Läden und Thüren geschlossen; kaum hie und da in den verdüsterten Straßen Menschen, von den Wachen angerufen, oder fortgetrieben. Die Zugänge des leeren Corso, wie die Seitengassen von Wachposten abgesperrt; nur Streifschaaren zu Fuß und zu Pferde sich fortbewegend.

Eine Bombe, welche auf dem Platz Colonna von einem flüchtig vorüber Eilenden gegen die Hauptwache geschleudert wurde, gab das Zeichen zum Beginne des Aufstandes. Man hörte bald darauf den wiederholten Knall von Petarden und Flintenschüssen, und ein dumpfes Getöse. Die Mine im Palast Serristori im Borgo sprang; ein Teil des großen Gebäudes, wo die Zuaven ihr Hauptquartier hatten, stürzte zusammen, und begrub mehr als zwanzig Personen, meist junge Menschen vom Musikcorps und größtenteils römische Waisenkinder. Glücklicherweise gelang es nicht, die an anderen Casernen gelegten Minen anzuzünden. Die im Geheimen gewonnenen Artille-

risten in der Engelsburg, bereits verraten und überwacht, wurden festgenommen.

Nach dem Aufstandsplane hatten sich die Insurgenten, etwa 500 Mann stark, in Rotten geteilt, welche Militärposten überfallen sollten. Zumal sollte die Wache auf dem Capitol bewältigt, auf dessen Turm sodann die Glocke gezogen, und mit ihr ganz Rom in Waffen gerufen werden. Die 50 Garibaldiner, welche gegen das Capitol vordrangen, wurden indeß mit ein paar Schüssen zerstreut. Einen ähnlichen Ausgang nahm jeder andere Versuch. Nur im Tor von S. Paul vermochten die Garibaldiner 400 Mann stark unter dem Befehl eines italienischen Deputirten, wie man sagte, der Wache sich zu bemeistern. Ein Teil von ihnen besetzte dies castellartige Tor, ein anderer stürmte nach S. Paul, sich des Waffenlagers in der Vigna Matteini zu bemächtigen. Aber dasselbe war schon an die Polizei verraten und von ihr aufgehoben worden. Ein anderes, welches in einer Puzzuolangrube bei der Basilika versteckt lag, konnte nicht aufgefunden werden, weil diejenigen ausblieben, die man dafür angestellt hatte. Auch der erwartete Zuzug erschien nicht. Die nach dem Tor rückkehrende Schaar stieß auf päpstliche Truppen, und zerstreute sich nach kurzem Gefecht. Das Tor selbst wurde von diesen wieder genommen. Der Sturm auf die Gasanstalt am Circus Maximus, zu dem Zweck versucht, ganz Rom in Finsterniß zu begraben, mißglückte nicht minder. Der Trupp von Freischaaren, welchen die Brüder Cairoli auf dem Tiber nach der Stadt führen und bei der Ripetta landen sollten, gelangte nicht bis dorthin, sondern warf sich außerhalb

der Stadtmauern in eine Villa auf den Höhen bei Acqua Acetosa.

Wenn nicht zerstreute Waffen, Lanzen und Beile, fortgeworfene Kleidungsstücke, einige Blutspuren, und der zertrümmerte Palast Serristori die Zeugen des Vorgefallenen gewesen wären, so würde der größeste Teil Roms am Morgen des 23. October kaum gewußt haben, daß man in der Nacht gekämpft hatte.

An demselben Morgen rückten päpstliche Truppen aus der Porta del Popolo gegen die Acqua Acetosa, die Bande Cairoli's anzugreifen. Dort erheben sich zwischen dem Tiber und dem Anio, der in ihn mündet, grünende Hügel, zu deren Füßen sich Wiesen am Tiberstrom ausbreiten, der dort majestätisch herabgezogen kommt, zwischen niedern Ufern, über welche man in die große Landschaft von Tuscien und der Sabina blickt. Landhäuser stehen auf den Höhen, die man Parioli nennt. Hier hatten sich die Freischaaren, 70 Mann stark, in der Villa Glori festgesetzt. Ihre Schaar bestand aus Patrioten, Männern von Bildung und kühnem Mut, meist begüterten Landbesitzern, Ingenieuren, Studenten, Militärs. Zwei Brüder Cairoli führten sie, Enrico, Deputirter des Parlaments, und Benedetto, Capitän der Artillerie im italienischen Heer. Auch ein Graf Colloredo war unter ihnen, und ein Neapolitaner vom Hause Acton. Mit Ungestüm von den päpstlichen Carabinieri angegriffen, verteidigten sich diese Garibaldiner mit heroischer Tapferkeit. Man focht Mann gegen Mann. Nachdem Enrico und andere gefallen oder kampfunfähig geworden waren, zerstreute sich der Rest dieser Bande oder er fiel in Gefangenschaft.

VIII.

Garibaldi war kaum in Scandriglia angelangt, als er Acerbi Befehl gab gegen Viterbo vorzugehen, und Nicotera, in Latium einzufallen. Er selbst wollte mit etwa 4000 Mann den Hauptstoß auf Rom ausführen, und sich zunächst Monte Rotondo's bemächtigen.

Schon am 23. October brach Acerbi von Torre Alfina auf und näherte sich Viterbo, doch nur mit 800 Mann. In dieser Stadt lagen ein paar hundert Päpstliche unter dem Befehl des Obersten Azzanesi. Er schlug glücklich den Sturm der Freischaaren ab, als sie in der Nacht des 24. October Viterbo an allen sechs Toren angriffen, von denen sie eins, die Porta della Verità in Flammen setzten. Mit großem Verlust zogen sie zurück.

Garibaldi selbst besetzte Monte Maggiore und den Paß von Correse, von wo er Monte Rotondo bedrohte. Auch von den Gränzen Latiums meldeten die Telegrafen, daß an ihrer ganzen Linie die Freischaaren vorwärts rückten.

Die Lage in Rom wurde jetzt schwierig. Die erschöpften 3000 Mann, welche die Stadt hielten, konnten sie nicht verteidigen, wenn jene Banden von allen Seiten herandringend sich unter ihren Mauern vereinigten. Auch

war man nicht sicher, daß ein zweiter und vielleicht mehr erfolgreicher Versuch zum Aufstande gemacht wurde. Man hatte Hunderte von Verdächtigen festgenommen, aber daß die Stadt noch von Verschwörern gefüllt war, lehrte jede Nacht seit dem 22. October. Denn mit der Dunkelheit begann das gewohnte Petarden-Spiel. In der in Italien heiligsten Stunde des Tages, wo die Glocken Ave-Maria läuten, schienen alle Dämonen aus dem unterirdischen Rom emporzusteigen; da hörte man in nur minutenweiser Unterbrechung Petarden aufknallen, und dazu hundert Glocken ihre feierlichen Klänge ertönen lassen. Wer damals in Rom lebte, den hat wol nichts so sehr aufgeregt als dieser allabendliche Zusammenklang der Glocken und der Orsini-Bomben, welcher beredter als Worte es vermögen den Gegensatz der todfeindlichen Mächte der Zeit ausdrückte, die heute um den Besitz der Alma Roma kämpfen, und eigentlich schon Jahrhunderte lang darum streiten.

Den vom Wachdienst angestrengten Truppen Erleichterung zu schaffen, hatten Bürger der päpstlichen Partei eine städtische Miliz gebildet, in welche auch Söhne der ersten Fürstenhäuser eintraten.

Am 25. October kam man einem Herde der Aufständischen in Trastevere auf die Spur, wo im Hause des Tuchfabrikanten Ajani eine Waffenniederlage verraten wurde. Die Zuaven stürmten dieses Haus. Der Besitzer ward erstochen, sechzehn Garibaldiner wurden niedergemacht, die übrigen niedergemetzelt oder gefangen genommen. An demselben Tage erklärte der Stadtcommandant Rom in Belagerungszustand, und gebot die Ablieferung aller Waffen im Privatbesitz.

Garibaldi war unterdeß schon am 24. Nachts vor Monte Rotondo erschienen, einem Ort auf einer entzückenden Höhe, welche das Tibertal bis nach Correse, und die Campagna der nur drei deutsche Meilen entfernten Stadt beherrscht. Er hatte die Telegrafendrähte zerreißen lassen, um die Verbindung des Castells mit Rom zu hindern, und so die päpstliche Besatzung von 370 Italienern, die dort unter dem Hauptmann Costes lagen, abgesperrt zu halten. Der Ort ist fest, und von mittelaltrigen Mauern geschützt, während ihm das Baronalschloß der Orsini, jetzt Eigentum der Ludovisi, als Burg dienen kann. Mit 4000 Mann stürmte Garibaldi Monte Rotondo. Artillerie hatte er nicht; die Päpstlichen aber bedienten sich ihrer zwei Kanonen mit Erfolg, und auch ihre Gewehre streckten die Angreifer reihenweise nieder. Wiederholt abgeschlagen, führte der erbitterte General seine Banden immer wieder zum Sturm. Ein Tor ging in Flammen auf, und die Freischaaren drangen endlich in die Stadt, während sich die Päpstlichen in das Baronalschloß zurückzogen. Erst als man eine Mine an dasselbe legte, ergab sich die kleine Besatzung kriegsgefangen, am Morgen des 26. October, nachdem sie sich 27 Stunden lang mit rühmlicher Tapferkeit geschlagen hatte.

Zu Pferde sitzend zog Garibaldi in den Dom von Monte Rotondo ein, wo er sein erstes Nachtlager nehmen wollte. Auch hier war er eine vollkommen mittelaltrige Gestalt; denn so ritt einst auch der Condottiere Francesco Sforza hoch zu Roß in den Dom Mailands, als er diese Stadt bezwungen hatte; so ritt auch der König Ladislaus von Neapel in die Kirche S. Johann

im Lateran hoch zu Roß, als er Herr von Rom geworden war. Die Kriegsgefangenen wurden gerade in den Dom gebracht, als Garibaldi dort einritt; sie entblößten ihre Häupter, und jener, glaubend sie thäten dies aus Respect vor ihm selbst, machte ihnen ein Zeichen, sich zu bedecken.[1] Er lobte die Tapferkeit der Gefangenen, die er einer besseren Sache würdig erklärte; er schützte sie auch vor der Wut der Freischaaren, welche bereits einige dieser Capitulanten niedergeschossen hatten, und er schickte sie unter Geleit über die Gränze nach Correse, wo sie die königlichen Truppen aufnahmen und weiter in das Fort Varignano bei Spezia brachten. In einem Beichtstul hielt Garibaldi sein Nachtlager, während die Rothemden aus dem Dome machten, was einst die verwilderten Schaaren des Connetable von Bourbon aus dem S. Peter gemacht hatten.

Garibaldi war Herr des stärksten Orts im Stadtgebiet, und jetzt Hannibal vor den Toren; aber er hatte diesen Erfolg, den einzigen nennenswerten in dem ganzen Bandenkriege überhaupt, durch 400 Todte und Verwundete und einen unersetzlichen Zeitverlust erkauft. Die kleine Besatzung von Monte Rotondo hat damals dem Papsttum den größten Dienst geleistet; denn hätte sie Garibaldi nicht aufgehalten, so würde er seinen Marsch nach Rom

---

[1] Diesen charakteristischen Zug erzählt der kriegsgefangene Zuaven-Capellan, welcher das Leben und Treiben der Garibaldiner in Monte Rotondo naiv und anschaulich geschildert hat: La Prigionia del P. Vincenzo Vannutelli. Episodio della Invasione Garibaldina del 1867. Appunti storici estratti dal suo giornale. Roma, Salviucci, 1869.

beschleunigt haben. Monte Rotondo zu besetzen war er genötigt, weil dieser Ort an der umbrischen Eisenbahnstrecke den Knotenpunkt der dortigen Campagna bildet. Ein dort lagerndes Heer beherrscht die Zugänge zu Rom, wie zum umbrischen Paß, und es lehnt sich zugleich an die Berge von Tivoli, wo die valerische Straße den Rückzug in die Abruzzen öffnet.

Wenn Garibaldi damals einige Tausend gut bewaffneter Truppen hätte auf die Mauern Roms werfen können, ehe die zurückgerufenen Päpstlichen aus den Provinzen eintrafen, so würde er sie wol erstiegen und seine Freischaaren über die Stadt ergossen haben. Wie oft waren nicht im Mittelalter diese morschen Mauern Aurelians von Belagerern Nachts an irgend einer unbewachten Stelle durchbrochen worden. Dasselbe konnte auch jetzt geschehen. Die päpstlichen Truppen vermochten den großen Umkreis Roms nicht zu verteidigen. Wer sie damals sah, diese abgehetzten Reiter, diese tief ermüdeten bleichgesichtigen Holländer und Belgier, wie sie unter Gewehr durch die Straßen wankten, konnte sich sagen, daß ihre Kräfte nicht mehr hinreichten, weder die Freischaaren von den Mauern abzuschlagen, noch sie aus der Stadt zu werfen, wenn sie dort eingedrungen waren. Sie würden sich nur in die Leonina geworfen haben, den Papst in der Engelsburg so lange zu verteidigen, bis der französische Entsatz herbeikam. Denn dorthin würde sich Pius IX., wie Clemens VII., durch den bedeckten Gang des Vatican geflüchtet haben, um von den Zinnen dieser Burg vielleicht Zeuge eines zweiten Sacco von Rom zu sein. Die Vorstellung, daß diese Weltstadt im Jahre 1867, von Freischaaren wie im

Jahre 1527 bedrängt, in dieselben Zustände dreihundertjähriger Vergangenheit zurückversetzt war, erregte in dem Augenzeugen der Ereignisse eine unbeschreibliche Verwunderung. Er konnte sich vorstellen, daß hier nur Namen und Gewänder gewechselt seien. Statt des Connetable stand der Condottiere Garibaldi vor den Mauern Roms. Konnte nicht auch er beim Sturm vor diesen Mauern fallen, und würde er dann nicht durch Ironie des Schicksals sich ganz und gar in jenen Bourbon verwandelt haben, welcher sterbend das eine Wort wiederholte: A Rome! à Rome!? Statt des Papstes Clemens VII. lag jetzt Pius IX. in denselben Gemächern des Vatican im Gebet. Dasselbe Feldgeschrei „Rom oder den Tod!" erscholl aus den Reihen der Krieger Bourbons und Frundsbergs, wie aus denen der Freischaaren Garibaldi's, denn es war das Geschrei des Hasses und der Not. Wie sich alle Nationen in jenen Banden gemischt hatten, so mischten sie sich auch in denen Garibaldi's, denn die ganze Demokratie Europas war in ihnen vertreten. Der gleiche Hohn gegen die Kirche und ihre Heiligtümer, das gleiche Wutgeschrei gegen Papst und Klerisei erscholl aus den Banden dort und hier. Aber doch darf man sagen, daß die Lutheraner des Jahres 1527 und die mit ihnen vereinigten Spanier und Italiener minder radikale Menschen des Umsturzes waren, als die Banden des Jahres 1867. Denselben Zauber, welchen Name und Gestalt des Bourbon auf seine Schaaren ausgeübt hatte, übte jetzt Garibaldi auf die seinigen aus. Wie jene einherzogen, Lieder singend zum Ruhm des Connetable, so sangen diese ihre

Garibaldi-Hymne, und sie wiederholten mit Enthusiasmus die Strophe:

L' ha detto Garibaldi,
E questo è verità:
Chi muore per la patria
In Paradiso va.

Als die Freischaaren sich im Dom Monte Rotondo's eingerichtet hatten, bestieg einer dieser Rothemden die Kanzel, ergriff ein Crucifix, hielt eine burleske Predigt mit tausend wilden Flüchen, und forderte seine lachenden Zuhörer auf, den „Gott Garibaldi" anzurufen. Dies geschah unter wiederholtem Geschrei, worauf der Prediger rief: „Im Namen also Garibaldi's gebe ich euch die Benediction." Die Zuhörer machten lästernde Geberden der Verehrung, und jener mit dem Crucifix das Zeichen des Segens, wonach er das Kreuzbild auf den Boden schleuderte, daß es in Stücken zerbrach.

Dies erzählt der dort gefangene Dominicaner und Zuaven-Capellan, und sagt: „Die Garibaldiner gehören allen Classen der Gesellschaft an: da sind Edelleute, Plebejer, Gebildete, Ungebildete, alle gleicher Weise Briganten. Sie gehören auch allen Nationen an, und alle sind sie durch die gegebene Gelegenheit zu dem einen Zweck vereinigt, gegen die Kirche und die christliche Gesellschaft den Vernichtungskrieg zu führen; kurz sie sind das kosmopolitische Heer des Teufels, die abscheuliche Caricatur des katholischen Heeres. Unter ihnen haben sehr viele eine wahrhaft christliche Erziehung gehabt, und ihre Eltern sind gute und rechtschaffene Leute. Viele haben Talent und Bildung, auch feine und gefällige Manieren. Doch

die Masse besteht aus Menschen von unwürdigem Lebens-wandel, vielfach auch aus Ueberresten der Kerker, oder aus Jünglingen, welche mit Betrug in die geheimen Secten gezogen wurden, auch aus Müßiggängern der Städte, die ohne Gewerb gesinnungslos dahin leben, und Reisenden wie Fremden dienen, als Kutscher, Platzbediente, Facchini, Aufwärter in Schenken, und so weiter. Viele andere sind Tagelöhner und Handwerker. Sie verbinden sich um zu abenteuern, um todtzuschlagen oder sich todtschlagen zu lassen, ohne eigentlich zu wissen warum. Ein hitziges Fieber treibt sie gewaltsam in den Krieg, ohne daß sie von ihrem Thun sich Rechenschaft geben. Denn unter ihnen herrscht keine Einheit der Ideen. Einige ziehn daher, mit der Absicht das Papsttum zu zerstören, wie sie mir selbst gesagt haben, andere um Italien einig zu machen, andere um dem Papst die weltliche Gewalt zu nehmen, die ihrer Meinung nach dem Evangelium widerstreitet, andere um alle Könige und ihre Trone umzustürzen, und viele endlich ziehen auf Raub aus. Dieser Verwirrung der Ideen entspringt unaufhörliche Unordnung; so daß es kein Wunder ist, wenn sie sich unter einander oft beleidigen und mißhandeln.[1] Wenn von ihren Häuptlingen einer

---

[1] „Nach der Einnahme von Monte Rotondo machten sich manche aus dem Brokat der priesterlichen Gewänder Officiers-abzeichen, und so stellten sie sich ihren vermeintlichen Unter-gebenen vor und sagten: seht, ich bin Capitän, Lieutenant u. s. w., worauf man ihnen mit einem Applaus von Geheul und Gepfeife und anderen schrillen Tönen antwortete, die sie machten, indem sie die Finger in den Mund steckten.“

dies befiehlt, befiehlt der andere anderes. Ihre Befehle werden daher stets verachtet und übertreten, denn jeder glaubt eine Autorität zu sein, und alle wollen gebieten. Viele von ihnen würden sonst nicht schlecht sein; aber in jenen Augenblicken des Fieberwahns sind sie jedes Frevels fähig; ich war leider davon Zeuge, und Monte Rotondo, zumal die dortigen Kirchen beweisen es. Ihre Kleidung ist ihren Ideen und Handlungen angemessen. Es würde schwer halten, auch nur zwei gleichgekleidete Menschen unter ihnen zu finden. Viele tragen das rote Hemd oder die rote Mütze; einige sind von Kopf bis zu Fuß rot gekleidet, alle aber tragen irgend einen Fetzen dieser Farbe. Sie zeigen nicht eine Spur von Religion, vielmehr Haß gegen sie; in manchen möchte man das wahre Bild des Dämons zu sehen glauben, so schrecklich sieht ihre rote Kleidung aus, zumal wenn sich damit ein wilder Blick und ein trotziges Angesicht vereinigt. Sie haben nur einen Namen, der sie electrisirt: Garibaldi! Dieser hat über alle eine solche Gewalt, daß es wahrhaft erstaunlich ist, obwol man die Ursache davon nicht erkennen kann, wenn sie nicht etwa in der Wirkung der teuflischen Action der geheimen Secte liegt."[1]

---

[1] Der Leser wird erkennen, daß der römische Mönch im Jahre 1867 die Race der Garibaldiner so naiv schildert, wie etwa Herodot die Skythen, oder Villani die Hunnen. Als er später, noch als Gefangener, aber dem Tod entronnen und verkleidet mit dem Eisenbahnzuge von Spoleto, der von rückkehrenden Garibaldinern angefüllt war, durch einen Tunnel fuhr, wo der Zug stockte, sagte er: Ich hatte dort ein wahres Bild von der Hölle. Das matte Zwielicht der Wagons,

Derselbe Mönch schildert seine Unterredungen mit Pantaleone, dem ehemaligen Franciscaner und seit Marsala Capellan Garibaldi's, für den er Secretärdienste thut und wol auch Proclamationen schreibt, ein echter Sicilianer, gutmütig und von sprudelnder Lebendigkeit. Er war es auch, der das Feldgeschrei Roma o Morte erfand, wie er sich dessen selbst gegen den Gefangenen rühmte, der ihm übrigens seine Schonung zu danken hatte. Pantaleone, ein stattlicher, stark beleibter Mann, trug auf dem Kopf eine Mütze von Bärenfell, all' Orsini genannt, ohne Schirm, nach Art der armenischen Kopfbedeckungen; über dem roten Hemde hatte er eine schwarze Jacke zum Zuknöpfen, namentlich bei Gewehrfeuer, um nicht dem Feind ein Ziel zu geben. Er trug große Stiefeln und darin dunkle Hosen, an der Seite einen großen Säbel, und endlich an einer Kette auf der Brust ein Instrument, Signale damit zu pfeifen. Er sprach mit staunenswürdiger Leichtigkeit in eleganter und figurenreicher Rede über so viel Dinge, daß es schwer war sie zu behalten. Sein Hauptargument war, daß die katholische Religion wider die Natur sei, daß das Papsttum als ein veralteter Betrug jetzt zerstört werden müsse. Er sagte, daß die Geistlichen nicht ihre Familien lieben, daß sie auf die eheliche Liebe verzichten, daß sie die Völker mit tausend Lügen hintergehen, und dergleichen. Als der naive Mönch ihn fragte, ob er schon ein Ehebündniß

---

der unterirdische Tunnel im Berge, das Rasseln des Zugs, das Geschrei all dieser wütenden in Rot gekleideten Menschen; alles dies war der Art, daß ich wirklich in einem Schlund der tiefsten Hölle zu sein glaubte.

abgeschlossen habe, entgegnete der Capellan Garibaldi's: „Ich habe bisher noch keine Person gefunden, welche dauernd mein Herz gefesselt hätte, und ich weiß nicht, wann sich dies ereignen wird . . . aber lange wird es nicht mehr währen, wenn ich nicht zuvor sterbe. Ziehe dir", so sagte er zum Mönch, „diese Kutte aus, das Zeichen der Schande und der Lüge, und folge uns, die wir wahrhaftige Menschen sind. Wir sind die ersten Briganten und Männer der Revolution; unser Zweck ist, das Papsttum zu zerstören, und den wahren Christus ohne Mirakel und Kniebeugungen kennen zu lehren." [1]

---

[1] Pantaleone schützte seinen ehemaligen Glaubensbruder, der erschossen werden sollte. Vettern, die dieser unter den Garibaldinern traf, sprachen für ihn; andere junge Leute aus den Freischaaren stellten sich mit gezogenen Degen vor ihn, Wütende abzuhalten, welche eine emancipirte Gräfin Martini aufreizte, „ihn schnell abzuthun". Der Mönch wurde freigegeben, aber nach Perugia internirt, von wo er glücklich nach Rom entkam.

IX.

Die Einnahme Monte Rotondo's erregte Schrecken in Rom, wo manche Personen daran dachten, ihre Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen.

Hier erließ die römische Insurrections-Junta am 27. October folgende Proclamation:

„Römer! Seit drei Tagen verbreitet ihr ohne Waffen, ohne Munition, allein von eurem Pflichtgefühl beseelt, nur durch euren Mut stark, Furcht und Verderben in den Reihen einer wilden Soldatesca, die kampfbereit in ihren Standquartieren liegt, und zeigt damit Italien und der Welt, daß Rom, wenn es auch waffenlos keine offene Schlacht wagen konnte, doch mit seinem eigenen Blute den Protest gegen sein Märtyrertum zu schreiben weiß. In der ersten Nacht, am 22. habt ihr die wenigen Waffen, die zu eurer Wehr dienen, entdeckt und weggenommen, habt ihr den Feind genötigt, das Tor von Sanct Paul zu öffnen, habt ihr entschlossen die Wache des Capitols angegriffen und habt eure Todten dadurch gerächt, daß ihr so viel Gegner als zu erreichen waren, niederstrecktet. Ein Teil der Caserne Serristori stürzte, unterwühlt von eurer kunstfertigen Hand, und sie bedeckt

unter ihren Trümmern viele Feinde. In allen Kämpfen, in denen man handgemein wurde, wich der Feind vor euren Schlägen. Ueberall haben eure Orsini-Bomben Schrecken in den feindlichen Reihen verbreitet. In der Nacht vom 23., als der Feind bereits auf seiner Hut war, habt ihr gewagt, in S. Pietro und Tommaso die Patrouillen, welche die Gefangenen begleiteten, anzugreifen und diese zu befreien. In Monti hat das Blut der Zuaven die Straßen gerötet; auf der Ripetta, im Clementinum, auf dem Platze Sforza Cesarini und auf vielen anderen Punkten fielen Officiere und Soldaten von eurer Hand. Die päpstliche Regierung hat in der eitlen Hoffnung, das übelberichtete Europa glauben zu machen, daß Rom ruhig sei, euch seit einer Woche in einem thatsächlichen Belagerungszustande erhalten, ohne die Proclamirung des Belagerungszustandes zu wagen; aber dieses Spiel konnte eurem mutvollen Verhalten gegenüber nicht lange durchgeführt werden, und eure Unterdrücker wurden schließlich genötigt, öffentlich euren Widerstand und ihre Furcht vor demselben kundzugeben.

„Gestern wurde der Belagerungszustand und die allgemeine Entwaffnung verkündet, jedoch unter einer jener Heucheleien verhüllt, welche das bezeichnende Merkmal der Priesterregierung sind. Rom wird belagert und entwaffnet, nicht etwa, weil die Römer kämpfen und sterben, sondern weil eine zusammengelaufene Rotte, die sich heimlich eingeschlichen, die öffentliche Ruhe stört, und eine Besatzung von Tausenden von Soldaten in Schrecken versetzt! O! über die Lüge! Römer waren die am Capitol Niedergeschossenen, Römer die 200 Gefangenen von der Porta

S. Paolo, Römer die in der Caserne von Sora ermordete Alte und das Kind.

„Damit jedoch die Lüge noch offenkundiger und unwidersprechlicher zu Tage trete, mußte das Volk von Trastevere, eingedenk seines alten Ruhmes, auf das Schlachtfeld herniedersteigen und, mit nerviger Faust die wenigen in seinem Besitz befindlichen Gewehre erfassend, aus einem seiner Häuser eine feste Burg machen und das gesammte päpstliche Heer beim hellen Lichte der Sonne zu einer mörderischen Schlacht herausfordern. Es waren ihrer fünfzig gegen tausend; jedes Werkzeug diente ihnen zur Waffe, und vier Stunden hindurch leisteten sie Widerstand. Das unbewaffnete Volk suchte ihnen Unterstützung zu bringen, aber alle Zugänge waren verschlossen und jede Annäherung an die Kämpfenden eine Unmöglichkeit. Die Ueberzahl siegte endlich; den Zuaven, welche bereits die Straße mit den Leichnamen ihrer Kameraden besäet sahen, gelang es, in das Innere des Hauses einzudringen, wo sie Keinem Pardon gaben. Keine Bestialität, die sich mit der dieser Kreuzfahrer des Statthalters Christi vergleichen ließe. Alles wurde hingemordet. Die Familie Ajani, Weiber und Kinder, wurde niedergestreckt, kein Wort der Erwiderung angehört; die Verwundeten wurden wie die Kämpfenden niedergemetzelt. Der König-Papst kann das Blutbad segnen und dem Herrn Dank sagen.

„Römer! Es war notwendig, dem Belagerungszustande eine blutige Antwort zu geben, und ihr gabt sie; es war notwendig, zwischen uns und dem Papst eine aus Leichen gebildete Schranke aufzurichten, und ein einziger der Hingeschlachteten von Trastevere würde genügen, um

der Welt dafür Zeugniß abzulegen, daß zwischen Rom und seinen Tyrannen keine Versöhnung mehr möglich ist. Wenn dies nicht genügt, wenn Italien sich nicht beeilt und noch immer zögert, wenn der Sieg uns nicht lächeln sollte, so wäre die Schuld nicht an uns; wir werden Alle insgesammt unsere Schuldigkeit gethan haben, und diese Seite unserer Geschichte wird nie verlöscht werden; doch hoffet und glaubet, Garibaldi steht vor unseren Toren, die französische Intervention ist abgewendet, ganz Italien, Regierung und Volk, haben ihr Streben und ihre Kräfte Einem Ziele zugewendet: Rom. Wir werden nicht verlassen sein; es ist unmöglich, daß die Zögerung noch länger dauere; es ist unmöglich, daß aus solchem Conflict nicht die Erklärung Roms zur Hauptstadt Italiens hervorgehe.

Rom, 27. October 1867."

Indeß jene Hoffnung, daß die französische Intervention abgewendet sei, war ein Wahn, welcher bald zerstört werden sollte. Die Stimme Frankreichs schien sie zu fordern; nur die Minister Duruy und La Valette waren dagegen, und sprachen für Schonung der Sache Italiens.

Am 24. October forderte der Papst durch seinen Nuntius in Paris eine bestimmte Erklärung vom Kaiser, dem er den verzweifelten Zustand Roms darstellen ließ, und Moustier zeigte am 25. den Mächten an, daß Frankreich intervenire, weil der Septembervertrag verletzt sei. Vergebens hatte Victor Emanuel eine gemischte Intervention zu erreichen versucht, und bisher nichts durchgesetzt, als einen Aufschub der Abfahrt der Flotte von Toulon; nun

wurde der Befehl dazu am 26. October gegeben, und die französische Panzerflotte ging nach Civita Vecchia in See.

In dieser Krisis, von deren Ausgange das Schicksal seiner Monarchie abzuhängen schien, entschloß sich der König endlich zu dem, wozu er längst hätte schreiten sollen, nämlich sich auf das feste Land der Gesetzlichkeit zu retten, und die Garibaldi'sche Revolution mit Gewalt zu bändigen.

Er machte der Anarchie des Cabinets ein Ende, indem er am 27. October durch den General Menabrea das neue Ministerium berief, und folgende Proclamation erließ:

„Italiener! Freischaaren, aufgereizt und verführt durch das Werk einer Partei, haben ohne meine und meiner Regierung Genehmigung die Gränzen des Staats verletzt. Die Achtung, welche alle Bürger den Gesetzen und den vom Parlament und mir bestätigten internationalen Verträgen schuldig sind, fordert in dieser schweren Lage die Erfüllung einer unerbittlichen Ehrenpflicht.

„Europa weiß, daß jene Fahne, die in dem uns benachbarten Lande erhoben wird und auf welcher der Umsturz der höchsten geistlichen Autorität des Hauptes der katholischen Religion geschrieben steht, nicht die meine ist. Dieser Versuch bringt das Vaterland in eine große Gefahr, und legt mir die zwingende Pflicht auf, zu gleicher Zeit die Ehre des Landes zu retten und zu verhindern, daß zwei verschiedene Dinge nicht in einer der beiden Angelegenheiten allein vermischt werden.

„Italien muß vor den Gefahren gesichert sein, in die es geraten kann; Europa muß überzeugt sein, daß Italien, seinen Verpflichtungen getreu, nicht die Störerin der öffentlichen Ordnung sein kann und will.

„Ein Krieg mit unserm Verbündeten würde ein Bruderkrieg zwischen zwei Heeren sein, welche für dieselbe Sache neben einander gekämpft haben.

„Ich bin der Depositar des Friedens und des Krieges und darf deren Usurpation nicht dulden.

„Ich vertraue demnach, daß die Stimme der Vernunft gehört werde, und daß die Bürger Italiens, welche jenes Recht verletzten, sich schnell hinter die Linien unserer Truppen zurückziehen werden.

„Die Gefahren, welche Unordnung und unüberlegte Entschlüsse unter uns erzeugen können, müssen beschworen werden, indem wir das Ansehen der Regierung und die Unverletzlichkeit der Gesetze aufrecht halten.

„Die Ehre des Landes liegt in meinen Händen, und jenes Vertrauen, welches die Nation in den Tagen ihrer tiefsten Trauer in mich setzte, kann mir nicht fehlen.

„Sobald die Ruhe in die Gemüter zurückgekehrt und die öffentliche Ordnung vollkommen hergestellt ist, wird sich meine Regierung im Verein mit Frankreich, gemäß dem Votum des Parlaments, mit aller Aufrichtigkeit und Kraft bemühen, ein praktisches Abkommen aufzufinden, welches geeignet sei, der schweren und wichtigen Frage der Römer ein Ende zu machen.

„Italiener! Ich werde stets eurer Einsicht vertrauen, wie ihr stets es thatet in Liebe zu eurem Könige, für dieses große Vaterland, welches wir, Dank den gemeinschaftlichen Opfern, endlich unter die Zahl der Nationen wieder zurückbrachten, und welches wir unseren Kindern unbeschädigt und mit Ehren überliefern sollen."

Die Aufregung in Florenz war fieberhaft. Tumult

durchwogte die Straßen; man rief: „Nieder mit dem Ministerium Menabrea! wir wollen Crispi, und vorwärts gehen!“ Man verlangte nach Krieg mit Frankreich; man schrie: „Wir wollen Rom, die Hauptstadt Italiens! Es lebe Garibaldi! Es lebe das italienische Heer auf dem Capitol!“ Die Truppen hielten indeß die Ruhe aufrecht. Ernste Befehle gingen an die Gränzen, die Banden zu entwaffnen, und in das innere Land fortzuschaffen. Jetzt erst schloß man die Werbebureaus und löste das Comité auf.

Die Lage Garibaldi's wurde verzweifelt; er besaß nicht die Kraft sich schnell auf Rom zu werfen, wohin seit dem 27. October die päpstlichen Truppen sich zurückzogen. Es half nichts mehr, daß, wo sich diese entfernten, die Banden nachrückten, daß Nicotera am 28. October Frosinone und folgenden Tags sogar Velletri besetzte; daß Acerbi in das verlassene Viterbo eindrang; daß Antinori, Pianciani und Orsini in Palestrina, Subiaco und Tivoli einzogen, wo überall provisorische Regierungen eingesetzt wurden. Denn welche Bedeutung konnte noch die selbst bis vor die Mauern Roms vorgeschobene Invasion haben, wenn die Franzosen dort wieder einzogen, wenn die italienische Regierung, unfähig diese Intervention abzuwehren, gegen die Freischaaren, welche sie doch selbst bewaffnet hatte, auftreten und sie zu Feinden des Staates erklären mußte?

Nur der Anio schied noch Garibaldi von Rom. Die salarische Brücke war gesprengt geworden. Einst hatten diese Brücke die Gothen zerstört und Narses sie wiederhergestellt; vielfach war sie im Laufe der Zeit abgebrochen, dann wiederhergestellt worden: zum letzten Mal hatten sie die Neapolitaner auf ihrem Rückzuge aus Rom im Jahre

1798 gesprengt, wobei die Marmorinschrift des Narses mit untergegangen war. Jetzt liegen wieder ihre zerrissenen Bogen in den Fluß gestürzt, und sie bieten ein großartig malerisches Schauspiel der Zerstörung dar.

Der verzweifelnde Garibaldi ließ Monte Rotondo und Mentana verschanzen, unschlüssig was er thun solle. Er selbst begab sich ab und zu bald nach Marciana, bald nach dem Casino Santa Colomba an der Eisenbahn, nur 7 Millien von Rom entfernt.

Seine vorgeschobenen Plänkler lagen am andern Ufer des Anio jenseits der Brücke in dem schönen Turm der Pazzi, und sie schlichen bis zu dem Flusse selbst, um mit den Päpstlichen drüben Schüsse zu wechseln.

Als der alte Volksheld sich damals wie eine mythische Gestalt vor den Stadtmauern bewegte, wurden die Erinnerungen an das Jahr 1848 wieder lebendig. Man erzählte sich in Rom, daß er verkleidet hereingekommen sei, und zwei Nächte im Palast Piombino zugebracht habe. Man sagte sich: er habe geschworen durch dasselbe Tor S. Johann in Rom einzuziehen, durch welches er im Jahre 1849 seinen Abzug genommen hatte. Die Verteidigung Roms und sein Rückzug nach San Marino und in die Pineta von Ravenna begründeten den Ruhm dieses nationalen Freischaarenführers, welcher die Thaten alter Bandencapitäne in unserer Zeit so merkwürdig erneuert hat. Seither waren achtzehn Jahre vergangen. Welche Umwälzungen hatten sich nicht in diesem Zeitraum für Italien, welche widerspruchsvollen Schicksale für ihn selbst zusammengedrängt! Erst Jahre des Unglücks, der Reaction, der Hoffnungslosigkeit, obschon auch rastloser Verschwörung

und verborgenen Handelns zur Erreichung des nationalen Ziels. Nachdem mit dem Falle Venedigs auch der letzte Traum der Befreiung Italiens zerstört war, das Exil Garibaldi's in Amerika, wo er sein Brod mit ehrenhafter Arbeit erwarb; dann nach 7 Jahren der erste Hoffnungsstral durch die Beteiligung Piemonts am Krimkriege; Garibaldi's Rückkehr; der unverhoffte Unabhängigkeitskrieg Italiens im Bunde mit dem kaiserlichen Frankreich; der jähe Zusammensturz der italienischen Trone; sein eigner Zug mit den Tausend nach Sicilien; sein Einzug in Neapel, der glänzendste Augenblick seines Lebens — Thatsachen, welche eher einer normannischen Romanze als geschichtlicher Wirklichkeit ähnlich sehen; die gewaltsame Annexion der Marken, der Romagna, Umbriens, die Unità Italiana; die Septemberconvention; Florenz Hauptstadt; er selbst wieder im Zerwürfniß mit der Regierung als Einsiedler in Caprera; sodann die verzweifelte Katastrophe von Aspromonte, sein Kerker- und Schmerzenslager zu Varignano; wieder Caprera; der zweite unverhoffte Unabhängigkeitskrieg Italiens in Verbindung mit Preußen! Venedig frei, Italien frei bis zur Adria; nur noch Rom! um den Einheitstraum der Jahrhunderte zur That zu machen.

Garibaldi sah jetzt dieses Rom nach 18 Jahren wieder; er lag in dessen Angesicht, wiederum an der Spitze von Freischaaren, mit der tollkühnen Absicht diese Stadt auf seine eigene Hand zu erobern. Er legitimirte sein gesetzloses Unternehmen noch durch jenes Jahr 1849, und nannte sich den General der Römer, wie andere einst Könige der Römer waren. Sonst hatten sich die Ver-

hältnisse völlig umgekehrt. Vor 18 Jahren verteidigte er Rom, jetzt belagerte er es; die Franzosen, welche er damals von den Stadtmauern zurückhielt, hätte er jetzt daraus vertreiben müssen, denn sie waren wieder, wie vor 18 Jahren, in Civita Vecchia gelandet, aber auch in Rom eingezogen. Derselbe Napoleon schickte sie demselben Pius IX. zur Rettung, und unter dessen Schutz lebte Franz II., welchen Garibaldi aus Neapel vertrieben hatte. Von den Männern des Jahres 1848 leben noch, um 18 Jahre älter, Pius IX., Napoleon, Garibaldi, Mazzini, noch heute die Vertreter der entgegengesetzten Ideen und Bestrebungen dieser Epoche. Andere sind ins Grab gestiegen, wie Manin, Balbo, Gioberti und Cavour.

Am 28. October erschien die französische Flotte in Sicht vor Civita Vecchia; das stürmende Meer verzögerte ihre Ausschiffung am 29. um einige Stunden, was große Bestürzung unter der päpstlichen Partei hervorbrachte.

Eine Proclamation des commandirenden Generals de Failly, welchem die Generale Polhès und Dumont in die Stadt voraneilten, ward am 30. an die Straßenecken Roms geheftet, dieses Inhalts:

„Römer! Der Kaiser Napoleon sendet zum zweiten Mal ein Expeditionscorps nach Rom, um den heiligen Vater und den päpstlichen Tron gegen die Angriffe revolutionärer Banden zu beschützen. Ihr kennt uns seit langer Zeit; wie immer erfüllen wir nur eine moralische und uneigennützige Mission. Wir werden euch helfen, die Sicherheit und das Vertrauen wieder herzustellen. Unsere

Soldaten werden wie früher eure Personen, eure Sitten und Gesetze achten.

Civita Vecchia, am 29. October.

Der commandirende General des französischen Expeditionscorps. de Failly."

Die Proclamation lasen die Einen mit lautem Entzücken, die Andern mit stummer Wut.

Dies ist der Tagesbefehl, welchen Garibaldi an demselben 29. October in Santa Colomba vor Rom erließ, ehe er noch Kunde hatte, daß die Franzosen bereits in Civita Vecchia angelangt seien.

„Corps der italienischen Freiwilligen.
Hauptquartier S. Colomba, 29. October.

Die Amerikaner kämpften 14 Jahre lang, um ihre Unabhängigkeit zu erringen, und sich zum freiesten und mächtigsten Volk der Welt zu machen; die Griechen kämpften 11 Jahre und länger, und so alle Nationen, die sich zu selbständigem Leben vereinigen und nicht jenen schmachvollen Demütigungen unterwerfen wollten, zu welchen unser Vaterland seit so langer Zeit fremde Uebermacht verdammt hatte. Nachdem das italienische Volk im Jahre 1848 einen erhabenen Aufschwung genommen, erkaltete es in wenig Monaten, und nach dem kleinen Mißgeschick von Custozza suchte jeder wieder den Weg zu seinem Hause auf.

„Die Schlacht von Novara besiegelte im Jahre 1849 das Unheil für unser Land, und ohne die ruhmvolle Verteidigung Venedigs und Roms würde die Kriegsgeschichte jener Zeit für uns mehr als traurig sein.

„Wir sind in einen Krieg mit der unerträglichsten aller Regierungen verwickelt, und hinter uns steht eine

andere, ihr ähnliche. Daher die Corruption, die Schurkerei und jegliche Mutlosigkeit. Indem eine Regierung über die andere Lügen verbreitet, suchen sie einen Grund der Anklage, um diesen Kern von Freiwilligen zu vernichten, welche die hochherzigen Vertreter des Gewissens der Nation sind.

„Aus der Unordnung unserer Einrichtung entstanden anfangs Conflicte, deren Wiederholung um so schimpflicher sein würde, und auch darin erkenne ich die Hand des Verrats, welcher uns zu verderben thätig ist.

„Diesen Freischaaren, die heute der Welt ein so herrliches Schauspiel darbieten und schon die frechen Söldlinge aus der Fremde gezwungen haben, sich in Rom einzusperren und die Brücken zu sprengen, die dorthin führen, geziemt eine Haltung, welche ihrer hohen Aufgabe ganz würdig ist. Entbehrungen, Leiden, Gefahr und Kampf werden einst der Stoff für eure Gespräche sein, wenn ihr zu euren Familien zurückgekehrt sein werdet; dann, ihr Jünglinge, werdet ihr euern Frauen mit mehr als erhobener Stirn die Heldenthaten erzählen, die ihr vollbracht habt. Genug! Wir wollen ein Ende machen, und zwar ein gutes!“

Die Liberalen hatten gehofft, daß die französische Occupation sich auf Civita Vecchia beschränken werde, aber sie täuschten sich; Napoleon hatte jetzt den Mut gefunden, sich als Bundesgenosse der Jesuiten, als Retter des Papsttums offen zu bekennen. Am 30. October Nachmittags zogen die ersten Bataillone der Franzosen mit klingendem Spiel in Rom ein. Sie kamen vom Quirinal herab, umschwärmt von Legitimisten und päpstlich Ge-

sinnten, welche ihnen nach der Eisenbahnstation entgegen gefahren waren und nun einen lange ersehnten Triumf feierten. Der Ausdruck dieser Truppen war unheimlich und düster, wie solcher, die in Feindesland unter dem Drucke von dessen Haß einherziehen. Vieles Volk stand auf den Straßen; alles schwieg, nicht eine Stimme wurde laut.

Der 30. October 1867 war ein dunkler Tag in der Geschichte Italiens; er bezeichnete eine tiefe Demütigung und einen großen Rückschritt. Es war noch nicht ein Jahr verflossen, seit die Franzosen, durch die politischen Verwickelungen und die Logik von Ansichten und Thatsachen genötigt, Rom verließen. Die ganze Welt hatte damals Italien beglückwünscht, denn nach Jahrhunderten peinvollen Ringens nach der Befreiung von der Fremdherrschaft war dieser ersehnte Augenblick endlich erschienen. Auch dies war jetzt zum Wahn geworden. Die Franzosen standen wieder im Herzen des Landes, und ihre erneuerte Occupation schien der Welt zu sagen, daß Italien, unfähig seine Freiheit zu befestigen, aus eigener Schuld und Ohnmacht in die Vasallenschaft eines fremden Despoten zurückgefallen sei.

Die Erbitterung, die Scham und die Verzweiflung der Patrioten waren gränzenlos. Man erwartete die Nachricht vom Ausbruch der Revolution in Florenz, vom Zusammensturz des Trones Victor Emanuels. Ihn rettete in dieser Krisis vielleicht nur der Entschluß, wozu sich die Regierung aufraffte, auch die italienische Armee die Gränzen des Kirchenstaats überschreiten zu lassen. Die Italiener rückten noch am 20. October in Acquapendente,

Civita Castellana, Ceprano und Frosinone ein, wo überall sie die päpstlichen Wappen wieder aufrichteten und neben ihnen die Nationalfahne befestigten. Dies war die einzige Demonstration gegen das einschreitende Frankreich, zu welcher die italienische Regierung die Kraft fand; aber ein kategorischer Befehl von Paris reichte in wenigen Tagen hin, die italienischen Regimenter zum Rückzuge über die Gränzen zu nötigen.

X.

Nach dem Einzuge der Franzosen beschloß die päpstliche Regierung ihre Truppen sofort in die Provinzen zurückzuschicken, aus denen sie zur Verteidigung der Hauptstadt waren abberufen worden, und noch am 30. October brach der General de Courten mit einem Corps nach Albano und Velletri auf, wo die Banden Nicotera's eine provisorische Regierung eingesetzt hatten.

Mit aller Kraft wollte man sodann Garibaldi selbst angreifen und aus seiner starken Stellung über die Gränzen zurückwerfen. Etwa 8000 Mann Freischaaren hatte er in Monte Rotondo und Mentana vereinigt. Dort war er Zeuge der Ereignisse, welche sein Vaterland erniedrigten, und ihn selbst zwangen, entweder sich auf die italienischen Truppen zurückzuziehen und die Waffen niederzulegen, oder sich tollkühn den Franzosen und Päpstlichen entgegenzuwerfen und mit den Seinigen unterzugehen. Seine Lage war verzweifelt und unhaltbar. Die Orte in der Sabina, alle durchaus arm und mit Widerwillen gegen die Invasion erfüllt, welche keine Gewähr des Fortbestands der Umwälzung und nur ihre verderblichen Folgen bot, mußte er durch Contributionen erbittern, ohne dem schrecklichen Mangel seiner hungernden Schaaren abhelfen zu

können. Man beging Excesse genug, zumal in Monte Rotondo. Zwei seiner Leute ließ Garibaldi zum warnenden Exempel standrechtlich erschießen. Das Landvolk wollte nichts von ihm wissen. Er erhielt kaum einen Kundschafter der ihn unterrichtete. Seine Truppen waren unfähig einen ernsteren Zusammenstoß mit der wolbewaffneten und wolgeordneten Armee des Papstes zu bestehen, wenn sich diese noch mit den Franzosen vereinigte. Von ihnen in Rom abgelöst, hatten sie sich von ihren Anstrengungen erholt und ausgeruht.

Die kühnen Träume Garibaldi's in Rom einzudringen waren zerstört worden. Ein Mann von so schlagfertiger Leidenschaft, welche die Entfernung zwischen dem Gedanken und der That nicht berechnen kann, mochte hoffen die Mauern Roms zu übersteigen, solange sie nur von der päpstlichen Armee verteidigt wurden; aber nach dem Einzuge der Franzosen mußte selbst die kühnste Phantasie auf diesen Plan verzichten. Die französische Intervention und das ihr auf dem Fuße folgende Einrücken der italienischen Armee in die Gränzorte des Kirchenstaats entzog ihm jeden Boden für sein weiteres gesetzloses Handeln. Er sah darin einen verabredeten Plan der Reaction, und erkannte sich als deren Opfer. Man hatte sich erst seiner bedient, jetzt wollte man ihn erdrücken. Die Proclamationen des Königs und Menabrea's zeigten ihm, daß ihn ein zweites Aspromonte erwarte. Boten von Florenz brachten ihm die dringende Aufforderung die Waffen niederzulegen und heimzukehren. Er weigerte sich dessen, und erließ noch am 1. November in Monte Rotondo diesen Tagesbefehl:

„Die Regierung von Florenz hat das römische Gebiet, welches wir mit kostbarem Blut den Feinden Italiens abgewonnen haben, besetzen lassen. Wir müssen unsere Brüder vom Heer mit gewohnter Freundlichkeit aufnehmen, und ihnen helfen die fremden Soldknechte, welche die Tyrannei aufrecht halten, aus Rom zu verjagen. Wenn jedoch schamlose Handlungen, Fortsetzungen der feigen Convention vom 15. September 1864, den Jesuitismus und eine schmuzige Consorterie so weit treiben sollten, um uns zu zwingen, unsere Waffen aus Gehorsam gegen den 2. December 1852 niederzulegen, dann will ich die Welt daran erinnern, daß ich hier allein römischer General, mit Vollmacht der einzigen gesetzmäßigen Regierung der römischen Republik, durch allgemeine Abstimmung erwählt, das Recht habe, mich auf diesem Boden meiner Jurisdiction in Waffen zu behaupten. Und daß, wenn diese Freiwilligen, die Kämpfer der italienischen Freiheit und Einheit, Rom zur Hauptstadt Italiens fordern, treu dem Votum des Parlaments und der Nation, sie die Waffen nur dann niederlegen werden, wenn das Vaterland vollendet, die Freiheit des Gewissens und des Cultus auf den Ruinen des Nekromantismus aufgeführt und die Söldner der Tyrannen draußen sind."

Garibaldi, zwischen beiden feindlichen Armeen stehend, hätte sich jetzt, wie man hoffte, auf Correse zurückziehen und dort die Waffen niederlegen können, ehe er von den Päpstlichen und Franzosen angegriffen ward. Man sagt, daß er endlich darein willigte. Aber warum faßte er den Entschluß seine Schaar seitwärts nach dem Apennin statt nach Correse zu führen, wohin doch die Straße nicht über

Mentana geht? Man muß glauben, daß er irgendwo im Königreich eine Stellung einnehmen wollte, wo er die Ereignisse abwarten oder versuchen konnte, die Nation mit sich fortzureißen, obwol ihn die Erinnerung an Aspromonte über die Unwahrscheinlichkeit eines Erfolgs hinreichend belehrte. Italienische Berichte erklären in der That, daß Garibaldi den Plan hatte, mit seinen 8000 Mann nach Tivoli abzuziehen, sich dort mit den Banden Nicotera's und Orsini's zu vereinigen, und dann sich in die Abruzzen zu werfen. Sie sagen, daß er in dieser Absicht am 2. November Nachts den Befehl gab, den Abmarsch nach Tivoli über Mentana einzurichten. Auch zog ein Teil der Freiwilligen, wahrscheinlich die Unbrauchbarsten, bereits nach Correse ab, um von dort in ihre Heimat zurückzukehren. Im Widerspruch mit dieser Darstellung, welche die von Fabrizi, Mario, Missori, Menotti, und anderen Officieren der Freischaaren ist, hat man von französischer Seite in Rom behauptet, daß die festen Stellungen, in denen die Garibaldi'schen in Mentana und Monte Rotondo am 3. November angetroffen wurden, beweisen, daß sie dort nicht auf dem Abzug überrascht wurden, sondern den Feind erwarteten.

Indeß die italienischen Angaben werden durch den Bericht des römischen Kriegsministers bestätigt, welcher erklärt, daß die Freischaaren ihre Vereinigung gegen Tivoli bewerkstelligen wollten, als man sie angriff. Endlich machte dies Garibaldi selbst durch seine eigene Erklärung gewiß.

Er hat keinen Kampf gesucht, sondern wurde von ihm überrascht, so daß er wenigstens von diesem Vorwurf,

das Blut der Seinigen in Mentana zwecklos aufs Spiel gesetzt zu haben, freigesprochen werden muß; nicht minder von der Anklage: er habe durch jenes Gefecht den Krieg Italiens mit Frankreich hervorrufen wollen; denn offenbar hatte er am 3. November keine Kunde davon, daß die Franzosen mit den Päpstlichen vereint gegen ihn anrückten. Wenn er aber bei dem verderblichen Entschluß beharrte, sich noch als eine selbständige, die Nation vertretende Waffenmacht irgendwo zu behaupten, so hat er den beklagenswerten Zusammenstoß nicht vermeiden wollen, und ihn möglich gemacht.

Die Päpstlichen waren in der Morgenfrühe des 3. November in der Stärke von 3000 Mann unte dem Befehl des Generals Kanzler, und von der französischen Brigade Polhès von 2000 Mann gefolgt, aus Rom gezogen, um sich Monte Rotondo's wieder zu bemächtigen, und die Freischaaren, wenn sie noch dort lagen, zu vertreiben. Daß dies geschehen würde, mußte Garibaldi wissen. Nach 12 Uhr Mittags stießen die Päpstlichen (die Franzosen hielten sich in der Reserve) schon vor Mentana auf die Vorposten Garibaldi's. Die Ueberraschung der Freischaaren, denen vom Anzuge der Feinde eine sehr späte Kunde zukam, und die sich auf dem Marsch nach Tivoli befanden, war vollkommen. Sie wußten auch nichts vom Annahen französischer Regimenter. Der Kampf entbrannte alsbald mit gleichem Ingrimm auf beiden Seiten. Hier stritten mit einander die todfeindlichen Principien der Gegenwart: auf der einen Seite der Führer der nationalen Revolution und Demokratie und seine freiwilligen Schaaren, worunter auch Patrioten alter Geschlechter, auf

der anderen die Verteidiger der weltlichen Papstgewalt, freiwillige Soldaten aus den am meisten katholischen Ländern Europa's, viele von kreuzritterlichem Glaubenseifer beseelt, vom Haß gegen Italien und die Revolution erfüllt, unter ihnen manche Söhne alter Legitimistenhäuser Frankreichs, Belgiens und Polens.

Die Verhältnisse des Gefechts von Mentana würden in frühern Zeiten ausgereicht haben ihm den Namen einer Schlacht zu geben, doch nach den kolossalen Massenbewegungen der heutigen Kriegsführung sind sie dafür zu klein. Aber doch wird dieses Gefecht aus zwei Ursachen seine Bedeutung in der Geschichte haben: erstens um jener so bestimmt ausgesprochenen Gegensätze der modernen Zeit willen, welche dort mit einander kämpften, und zweitens weil es in der Geschichte des gegenwärtigen Italiens und des weltlichen Papsttums offenbar einen Abschnitt bildete.

Die Freischaaren, schlecht bewaffnet, von Hunger und Anstrengung geschwächt — Kinder von 14 bis 17 Jahren befanden sich unter ihnen — kämpften mit heroischer Tapferkeit. Sie stürzten sich mit Pike, Dolch und Bajonnet wütend auf den Feind. Aber sie wurden von den Zuavenregimentern aus ihren Stellungen verdrängt. Sie warfen sich hinter die Mauern der Vigna Santucci vor Mentana, und auch von hier mußten sie weichen. Französische und päpstliche Kanonen, dort aufgefahren, beschossen jetzt das Schloß Mentana, während die zwei Kanonen Garibaldi's (er hatte sie in Monte Rotondo erobert) mit 50 oder 60 Schüssen ihr Pulver ausgegeben hatten. In dieser Bedrängniß machten die Freischaaren eine verzweifelte Anstrengung den Feind mit zwei starken

Colonnen in die Seiten zu nehmen, was auch gelang. Die Päpstlichen kamen in die größte Gefahr — um $2\frac{1}{2}$ Nachmittags — und offenbar würde das Gefecht an diesem Punkt eine andere Wendung genommen haben, wenn nicht jetzt der römische General die französische Brigade zur Unterstützung gerufen hätte. Wenn sie aber unnötig war, so wollte man doch die Franzosen bloßstellen, indem man sie thatsächlich in die Action hineinzog. Sie stürmten herbei, und bedeckten die Garibaldi'schen mit einem dichten Kugelregen ihrer Chassepot-Gewehre. Der französische Obergeneral selbst berichtete später an sein Kriegsministerium, daß „diese Chassepots Wunder thaten" — eine Phrase von unglaublicher Ungeschicklichkeit, ja Rohheit, welche man nie mehr in Italien vergessen wird. Die bestürzten Freischaaren wurden niedergemacht; sie selbst hielten diese Feinde nicht für Franzosen, sondern für die Legionäre von Antibes — so fern lag den Italienern noch der Gedanke, daß Napoleon italienisches Blut würde vergießen lassen. Als aber der Ruf erscholl, daß die Franzosen angriffen, warfen ganze Schaaren die Waffen hin und zerstreuten sich in Flucht. Nur ein Bataillon behauptete die Häuser, die Barrikaden und das burgähnliche Baronalschloß Mentana. Hier deckte es den Rückzug, welchen Garibaldi bereits nach Monte Rotondo genommen hatte. Die Päpstlichen und die Franzosen vermochten nicht in den festen Ort einzudringen. Sie umschlossen ihn des Nachts, um den Sturm am folgenden Morgen zu erneuern. Jedoch um 5 Uhr früh zog man im Schloß die weiße Fahne auf. Ein Garibaldi'scher Hauptmann forderte als Parlamentär vom französischen Oberst des 59. Linien-

regiments freien Abzug mit Waffen und Gepäck; er wurde ohne diese zugestanden. Eine französische Companie sollte die kriegsgefangene Besatzung Mentana's nach Correse geleiten, und dort in Freiheit den italienischen Truppen überliefern. Demnach war der Kampf für die Freischaaren nicht unehrenvoll. Ihre Tapferkeit hat auch der Sieger anerkennen müssen.

Garibaldi selbst, der sich beim Gefecht nicht in erster Linie gezeigt hatte, sondern im Wagen sitzend befehligte, war schon während des Sturms auf Mentana mit ein paar tausend Mann abgezogen.

Nach dem Bericht des Augenzeugen Crispi traf er noch am Abend des 3. November an der Brücke von Correse ein, mit 5000 Mann, wenn diese Zahl richtig ist. Hier legte er die Waffen nieder, und ward am folgenden Tage auf Befehl der Regierung in Figline bei Arezzo verhaftet.

Als die vereinigten päpstlichen und kaiserlichen Truppen am Morgen des 4. November nach Monte Rotondo vorrückten, fanden sie diesen Ort geräumt.

Der Verlust der Garibaldi'schen war groß; 1000 Mann lagen todt oder verwundet; gegen 1400 geriethen in Gefangenschaft. Der Verlust der Franzosen betrug, nach officiellen Angaben, nur 2 Todte und 36 Verwundete, der der Päpstlichen 30 Todte und 103 Verwundete.

Die Kunde von der Niederlage und dem Abzuge Garibaldi's kam am Abend des 3. November nach Rom, und verbreitete sich hier am folgenden Morgen. Sie erzeugte eine Aufregung gemischter Natur. Die Nationalen empörte der Gedanke, daß die Franzosen, Bundesgenossen Italiens,

sich als Gendarmen des Papstes am Kampfe beteiligt, Italiener wie Jagdwild niedergeschossen, ja die Brauchbarkeit ihrer Chassepot-Flinten ganz eigentlich an den fast wehrlosen italienischen Freiwilligen versucht hatten. Sie demütigte die Vorstellung, daß die reguläre Armee der Italiener, nur wenige Millien hinter Mentana stehend, gleichsam Zeuge des Gefechts bleiben mußte, das Gewehr beim Fuß. Sie wußten nicht, für welche Nation dieses Gefecht schmachvoller zu nennen sei, für Italien oder für Frankreich. In der Geschichte Frankreichs freilich werden die „Wunder von Mentana" ein trauriges Capitel der Gesta Clericorum per Francos bleiben.

Die nomentanische Straße bot am 4. November einen seltsamen Anblick dar. Hunderte von Wagen waren in der Nacht aufgebracht worden, um zur Einholung der Verwundeten hinaus zu fahren. Diese kamen in Zügen oder einzeln seit dem Morgen, schreckliche Schauspiele darbietend, mit ihnen Trupps müde einherschwankender, auch leicht verwundeter Soldaten zu Fuß und zu Pferd. Hunderte von Römern zogen ihnen entgegen. Ich werde niemals den Anblick von zwei Garibaldinern vergessen, welche auf einem Karren liegend langsam dahergefahren kamen, ich weiß nicht ob sterbend, oder schon todt. Ihre vom Tode verdunkelten Gesichter atmeten in der Verzerrung des Schmerzes noch die wilde Wut, mit der sie sich geschlagen hatten.

Um die Mittagszeit kam der erste Zug von etwa 400 Gefangenen, von Päpstlichen und von Franzosen geleitet. Sie gingen freien Schritts, viele mit erkünstelter Heiterkeit. Einer ihrer Hauptleute, ein schöner junger

Mann im roten Hemde, schritt stolz voran. Das Volk bezeichnete ihn als Menotti Garibaldi, doch dies ergab sich als Irrtum. Diese Menschen hatten jetzt das heiß ersehnte Rom erreicht, aber unter anderen Verhältnissen, als sie in ihren Träumen gehofft hatten: sie zogen durch die schweigende Volksmenge über den Quirinal in die Gefängnisse, welche sie erwarteten.

Sie waren größtenteils in schlechten und zerrissenen Kleidern; die wenigsten trugen das rote Garibaldi-Hemd; sehr viele und auffallend junge Leute gab es unter ihnen. Ihr Aussehen zeugte von schrecklichen Entbehrungen; auf manchem fieberbleichen Gesicht stand jetzt das Wort geschrieben: Roma e la morte! Die ganze Schaar machte einen abstoßenden Eindruck. Sie würde ihn wahrscheinlich nicht gemacht haben, wenn man alle diese zusammengerafften Freiwilligen in gleichmäßiger und guter Kleidung, unter Gewehr gesehen hätte.

Ich sah den zweiten Zug von Gefangenen, wol 600 Mann stark, an der nomentanischen Anio-Brücke. Sie schienen aus besserem Stoff als ihre Vorgänger vom Mittage. Die meisten trugen das rote Hemd und die rote Mütze, hie und da mit einer Feder, so daß die Straße von dieser Farbe hell erglänzte. Es gab auch ergraute Männer darunter, in italienischer Nationalgarde-Uniform. Ihre Hauptleute trugen noch die Degen, ein Beweis, daß sie kriegsrechtlich capitulirt hatten. Sie schwiegen alle; viele blickten scheu auf die dichte Menschenmenge, die ihnen aus Rom entgegenkam, oder über dem Wege in Gruppen stand. Ein Hornsignal gab am Anio ein Zeichen zum Ausruhen; die geleitenden Soldaten

setzten sich an den Gräben nieder; die Gefangenen blieben meist auf dem Wege stehen; nur einige warfen sich erschöpft der Länge nach auf die römische Erde nieder; andere setzten sich zu den Päpstlichen, welche sie schweigend gewähren ließen — ein ergreifendes historisches Gemälde in dieser prachtvollen Anio-Landschaft, unmittelbar an der altersgrauen und betürmten Brücke belisarischen Angedenkens. Auf ihrem Castell sieht man das Wappen jenes hochgebildeten Papstes Nicolaus V., gegen dessen Regierung sich Stefano Porcaro verschwor, um dann in der Engelsburg von Henkershand zu sterben. Ein sonnengoldner Abend umstralte jetzt diese feierliche Campagna, in deren Hintergrund die majestätischen Gipfel der Abruzzen schon von Schnee erschimmerten.

Der Zug dieser Kinder Italiens nach Rom und in die Gefängnisse der Engelsburg versetzte mich weit in die Tage der ersten Kindheit zurück, wo ich einst die zersprengten Kämpfer Polens von der Armee Gielguds zu Tausenden hatte über die Gränzen gefangen fortführen sehen, begleitet von preußischem Militär.

Vor meinem Blick stellten sich wieder alle die tragischen Kämpfe der Völker auf diesem großen Gefilde Roms und die kampferfüllten Jahrhunderte des Mittelalters dieser Stadt dar, deren Geschichte ich seit langen Jahren schrieb und noch schreibe, und eine tiefe Traurigkeit überkam mich, als ich neben diesen Kriegsgefangenen nach Rom zurückkehrte.

XI.

Fünf Tage nach dem Gefecht fuhr ich mit befreundeten Römern nach Mentana, um diesen Ort und das Schlachtfeld zu sehen — eine entzückende Fahrt durch die stille Campagna, im Sonnenglanz des äterreinen Novemberhimmels. Die nomentanische Straße war nur von Militärtrupps belebt. Noch lagen unter Zelten französische Vedetten am Anio. Noch kamen Wagen mit Verwundeten.

Alte verfallene Römergräber stehen im Gefilde, wo die Schafhirten der Abruzzen, nach uralter Väterweise, ihre friedlichen Heerden weiden. Das Blöken der Lämmer und die Töne der Hirtenflöte erfüllen die Luft mit Klagelauten, geheimnißvolle Schwermut verbreitend, deren Gefühl wol noch in jedem nachklingt, welcher an Herbsttagen die Campagna Roms durchzogen hat. Hier und dort ragt ein zersplitterter Baronalturm von einem grünen Hügel empor, an Feudalzeiten erinnernd, wo noch Rom eine Republik und der Papst nicht in ihr Herr war. Nur selten sieht man ein einsames Landgehöft von Wirtschaftsgebäuden, mit einem mittelaltrigen Befestigungsturm zur Seite und einer ländlichen Capelle. Acht Millien von Rom entfernt liegt ein solches am Wege, Capo Bianco mit Namen, zugleich eine Schenke, mit dem grünen Lorbeer=

busch an ihrer Thüre. Kein Mensch war sichtbar; alles war still und todt. Graf L. . . hatte dorthin frische Pferde vorausgeschickt, so daß wir schneller vorwärts kamen. Eine ernste Stimmung bemächtigte sich der Gesellschaft, je mehr wir uns dem blutigen Gefilde von Mentana näherten. Ich erinnerte mich der herrlichsten Ode Petrarca's: Italia mia benchè il parlar sia indarno . . . che fan qui tante peregrine spade? — Donna E. . . sagte die Verse des edlen Leopardi: Piangi Italia mia, che ben hai donde . . . So zieht sich von Dante und Petrarca bis zu Leopardi herab, ja bis auf unsere Tage dieselbe Klage fort; und wann wird sie einmal ganz verstummen dürfen?

Von Capo Bianco geht es über sanfte Hügel aufwärts. Die sabinische Landschaft entfaltet sich als ein großstilisirtes Bergpanorama, eine purpurblaue Ebene vor sich ausbreitend, worin das Auge mit Entzücken den schwebenden Campagna-Adlern im Fluge folgt. Nahe steigt die mächtige Pyramide des Monte Gennaro über Tivoli auf; rechts ab die Berge von Palestrina, das Volskergebirge und die schönen Höhen von Frascati — alles in hyacinthener Farbe stralend, voll classischer Ruhe und Majestät.

Das antike Pflaster der Nomentana kommt stellenweise zu Tage in wolgefugten Basaltpolygonen. Zehn Millien weit von Rom zeigt sich links auf einem Hügel ein einsamer Guelfenturm ohne Nebengebäude, schichtweise aus schwarzem Peperin und rotem Ziegelstein erbaut, einer der schönsten Türme im Stadtgebiet. Rechts erhebt sich Monte Gentile, ein palastähnliches Gehöft mit Turm,

ehemals ein Castell der Orsini, wie schon der in dieser Familie sehr häufige Name es sagt, dann der Capocci und der Stefaneschi, im 15. Jahrhundert zerstört und verlassen; jetzt ein Casale. Es gibt nichts Anziehenderes als diese betürmten römischen Casali auf der Campagna, in der Umramung großartiger Wildniß so melancholisch einsam, so ernst und einfach und so classisch vornehm. Solche Campagnaschlösser würden Walter Scott entzückt haben.

Eine Höhe aufsteigend, gelangt man zum Buschwald von Mentana, einem Gehölz von deutschen Eichen, die indeß hier nur zwerghaft sind. Schon weit umher, und nun die ganze Strecke entlang bis zum Ort, sahen wir den Weg an Gräben und Hecken mit zahllosen Kartuschen bestreut. Dies und niedergetretene Pflanzen waren die einzigen Spuren des Kampfes, denn die Todten lagen schon in ihren Gräbern, und die Verwundeten in den Hospitälern.

Mentana zeigt sich nun hinter dem Gebüsch; erst die Vigna Santucci mit ihren weißen Mauern, worin so heiß gekämpft wurde, dann eine Capelle am Wege, noch mit Stroh gefüllt, auf welchem mancher Verwundete starb. Der Orsini'sche Baronal-Palast erhebt sich im Hintergrund, einem festen Castell gleich, mit Türmen und Zinnen, am Abhang eines grünen Bergs, einsam wie ein Raubschloß in der Wildniß, da der kleine Ort selbst erst von Höhen verdeckt wird — unten ein düsteres Tal; rings gedrängte Höhen, rauh und ernst, mit sparsamem Olivenwuchs und Weincultur — alles wild, finster und von großem Stil.

Ein Weg führt an einem gelben Felsenabhange darauf

hin. Man sieht jetzt den Ort, eine unansehnliche Häuserreihe, ähnlich den Castellen in den sabinischen Bergen, von Armut und Unwohnlichkeit zeugend; gleichsam nur dem Grafenschloß angehängt wie eine Kette von dienstbarer Bevölkerung, die einst der Burgherr hier angebunden hat. Vor dem Palast die Schloßkirche. Sie war geöffnet und bereits gesäubert. Viele Verwundete starben in ihr. Hier starb ein junger Belgier, welcher wenige Tage vor der Schlacht nach Rom gekommen und unter die Zuaven getreten war. Eine Kugel hatte sein Haupt zerschmettert, 17 Stiche hatten ihn durchbohrt. Auf einem Stück Papier, welches neben ihm lag, stand geschrieben: Le comte d'Erb, fils du duque d'Erb.

Aus der Kirchthür tritt man auf den Vorplatz des Castells. Hier steht eine antike Säule ohne Capitäl aufgerichtet — rings um sie herum lagen Militärtornister. Hie und da Marmortrümmer vom alten Nomentum. An der Wand der Kirche eine verstümmelte Marmorfigur, welche das Volk San Giorgio nennt. Franzosen erfüllten das Schloß. Sie exercirten draußen mit ihren Nadelflinten, welche sie rühmten, hinzusetzend, daß ohne dieselben die Päpstlichen Mentana nicht würden erobert haben.

Wir traten in das Schloß. Es zeigt mehrere Epochen der Architektur. Die ältesten Teile mit Rundtürmen haben die Bauweise des 13. Jahrhunderts, welche man in Rom „Saracinesco" nennt, das heißt: sie sind aus rohem und zerstücktem Material von Peperin und anderem Füllwerk, auch von Marmorstücken, aufgebaut. Der spätere und palastartige Vorderteil hat Renaissance-Fenster. Die

Zinnenaufsätze sind halb verfallen, einige erst von Kanonenkugeln zerstört. Das Ganze macht den Eindruck einer mittelaltrigen Baronalburg ersten Ranges. Am Portal steht das Wappen Sixtus' V., oder vielmehr seines Neffen Michele Peretti, welchem die Orsini Mentana verkauften. Hier lagen am Eingang Flinten der Garibaldiner, welche sie selbst vor der Capitulation, nach Kriegsgebrauch, zerschmettert hatten.

Im Innern verfallene Treppen, eingestürzte Zimmer, deren Decken die Bomben zersprengt hatten. Im Hofe des Schlosses boten die französischen Wachen ein lebhaftes Bild dar; sie bereiteten ihr Mittagessen, um ein Feuer geschäftig, welches sie mit Garibaldi'schen Ladestöcken anschürten. Man brachte uns Flintenkugeln, die wir übrigens auch vom Boden aufnehmen konnten; es waren Spitzkugeln von gezogenen Gewehren oder von Chassepots; selten eine gewöhnliche, aus dem Gebrauch gekommene, also Garibaldi'sche, Rundkugel.

Wir durchwanderten den kleinen und unheimlichen Ort. Seine Einwohner hatten 15 lange Stunden unter Pein und Furcht in den Kellern zugebracht, während die Kugeln auf ihre Dächer, wie sie selbst erzählten, als ein dichter Hagel niederprasselten. In einem Hause, dessen Zimmerwand eine Bombe durchschlagen hatte, fanden wir Frauen und Kinder sitzen, jetzt wieder mit ruhiger, selbst heiterer Miene, als sei nichts geschehen. Sie erzählten uns auf unsere Frage, daß die Garibaldiner acht Tage im Orte gewesen. Es gab, so sagte eine dieser Frauen, auch vornehme Herren unter ihnen, welche bezahlten was sie forderten, und sie setzte redselig hinzu, daß ihr ein

Hauptmann 25 Soldi für ein Huhn gegeben habe, womit sie vollkommen zufrieden gewesen sei. Andere hätten freilich nichts bezahlt, weil sie selbst nicht einen Soldo in der Tasche gehabt.

Wir erinnerten uns in diesem, jetzt wieder geschichtlich gewordenen Ort der Sabina mit Verwunderung, daß die Ereignisse der letzten Tage in einer seltsamen Verbindung mit der entfernten Vergangenheit stehen; daß hier zumal schon einmal die Franken auftraten, einen bedrängten Papst und seine weltliche Gewalt zu retten, und daß dieser Retter Karl der Große gewesen ist. Wir überblickten daher mit Erregung auf dem Locale selbst die Geschichte dieses Castells.

Im Altertum hieß es Nomentum. Es gab der noch dauernden Straße den Namen, welche indeß nicht zu den großen Römerstraßen gehörte, denn sie vereinigte sich schon hinter Nomentum bei Eretum, in der Nähe des heutigen Monte Rotondo, mit der Via Salara.

Aelter als Rom selbst, mit Fidenä und Crustumeria gleichzeitig, galt Nomentum den Römern als eine der Colonien des Königs Latinus Silvius von Albalonga, welcher jene sabinische Landschaft sich unterworfen haben soll. Es nahm an dem Bündniß der Lateiner gegen Rom Teil, zu Gunsten der vertriebenen Tarquinier. Nach der Schlacht am See Regillus, wodurch die Hegemonie der römischen Republik über Latium entschieden ward, wurde Nomentum ein römisches Municipium. Diese sabinische Stadt war zu klein, als daß sie in der Geschichte Roms hätte bemerkbar werden können. Man weiß, daß Ovid, Seneca und Martial in ihrem Gebiete Landgüter besaßen.

Die Luft war dort gesund, der Wein gut, und in der Nähe gab es Heilquellen.

In der christlichen Epoche des Kaiserreichs wurde Nomentum schon früh ein Bistum. Neben ihm waren sabinische Bistümer Fidenä, heute Castel Giubileo, Cures und Forum Novum, welches noch dauert. Die Reihe der nomentanischen Bischöfe wird vom Jahre 415 bis 964 aufgezählt, wonach daselbst keine Bischöfe mehr genannt werden — ein Beweis, daß der Ort in Verfall geriet. Er hatte sich gleichwol aus unbekannten Ursachen länger erhalten, als die übrigen antiken Orte im unmittelbaren Stadtgebiete Roms, welche schon in den Zeiten der Barbaren-Invasion untergingen. Eretum, Crustumeria, Fidenä, Gabii, Ficulea, Antemna verschwanden fast spurlos. Selbst das alte berühmte Cures, die Vaterstadt des Numa, ging in der Langobardenzeit unter, und dauert heute nur im Namen Correse fort.

Nomentum bestand noch im Jahre 800 mit seinem unveränderten Namen, wenn auch bereits gründlich verwandelt; denn am 23. November jenes Jahres machte hier Karl der Große auf seiner Romfahrt Halt, um sodann im St. Peter die Kaiserkrone zu nehmen. Seine Erscheinung an jenem Ort, in demselben Monat November, in welchem 1067 Jahre nach ihm italienische Freischaaren jenes Dominium des Papstes zu stürzen unternahmen welches Karl der Große eigentlich gestiftet hatte, ist durch so weit von einander entfernte Bezüge der Geschichte merkwürdig genug.

Der Kampf der Italiener und Römer gegen die weltliche Gewalt des Papstes begann fast in derselben Stunde,

da sie durch die erste fränkische Intervention Pipins in Italien zu Gunsten der von den Langobarden bedrängten Stadt Rom begründet worden war. Die Geschichte der Menschheit zeigt daher keinen einzigen Kampf von gleich langer Dauer eines und desselben unveränderten Princips.

Die Ursache der Romfahrt Karls des Großen war folgende. Der Papst Leo III., Nachfolger Hadrians, war im Jahre 799 durch eine Verschwörung des römischen Adels, unter welchem die mächtigen Nepoten Hadrians die erste Stelle einnahmen, aus Rom vertrieben worden, nach einem Attentat auf sein Leben. Er war nach Spoleto entronnen, und von dort nach Paderborn gegangen. Der große Monarch schickte den Flüchtling zuerst mit fränkischen Boten nach Rom zurück, wo die Aristokraten, welche sich des weltlichen Regiments bemächtigt hatten, seiner Rückkehr keinen Widerstand entgegensetzten, sondern, durch die nahende Intervention erschreckt, dem Proceß und richterlichen Urteil jener Machtboten sich ruhig unterwarfen. Diese entschieden zu Gunsten des Papstes, aber die verurteilten Rebellen appellirten an Karl, denn dieser kam nun ein Jahr später, wie er es Leo versprochen hatte, nach Rom, hier sein Tribunal aufzuschlagen, welches der Papst, sein Untertan in allen weltlichen Dingen, gleichfalls anerkannte.

Karl zog mit seinem Heer die Sabina herab, und machte in Nomentum Halt, um nicht auf der Via Salara, sondern auf der Nomentana nach Rom zu ziehen. Dies beweist kaum, daß der Ort damals noch ansehnlich, vielmehr nur, daß er die einzige bischöfliche Stadt in jener sabinischen Landschaft war. Man darf zugleich auch diesen

Schluß ziehen, daß Monte Rotondo an der Via Salara, welches nur eine halbe Stunde von Nomentum entfernt liegt und heute viel größer und wohnlicher ist als dieses, im Jahre 800 noch nicht bestand. Zwar hat man in Monte Rotondo das alte Eretum zu erkennen geglaubt, aber Nibby hat sich mit guten Gründen dagegen ausgesprochen, und nachgewiesen, daß jener Ort erst dem späteren Mittelalter seinen Ursprung verdankte. Die Provinz Sabina bildete ursprünglich einen Teil des Ducats Spoleto; Karl der Große hatte sie dem Papst geschenkt, aber erst viel später setzte sich derselbe in ihren Besitz. Nur im kleinsten, Rom nahe liegenden sabinischen Gebiet war er damals Herr. Die ganze Landschaft war durch die Invasion der Langobarden im 6. Jahrhundert schrecklich verheert worden: ihre Städte hatten meist schon den Untergang gefunden; im 8. und 9. Säculum zeigen Urkunden in der ganzen Diöcese Sabina nicht mehr Städte, nur Flecken auf.

Zur feierlichen Begrüßung Karls war Leo III. mit den höchsten Würdenträgern der Kirche, einem Teil des Adels, der städtischen Miliz und vielem Volk nach Nomentum hinausgezogen. Karl traf hier am 23. November 800 ein. Er speiste mit dem Papst, worauf dieser nach Rom zurückkehrte, um den festlichen Empfang des Monarchen im St. Peter am folgenden Tage zu rüsten, während Karl in Nomentum übernachtete. In welchem Gebäude hielt damals der große Kaiser sein einfaches Mittagsmal mit dem Papst, und wo sein bescheidenes Nachtlager?

Nomentum war vor 1000 Jahren sicherlich volkreicher als heute. Wenn die antike Stadt auf derselben Stelle

stand, wo sich die armselige Häuserreihe am Schlosse der Orsini hinzieht, so mochte sie im kleinen das Bild aller anderen Städte zu jener Zeit darbieten: Ruinen des Altertums, zerstörte oder verwandelte Tempel und Paläste alter Herrlichkeit, neben finsteren Wohnungen eines neuen Geschlechts. Ein Graf saß in Nomentum nicht; vielleicht hatte dort, nach Analogie anderer Orte, ein Tribun Gerichtsbarkeit, wenn überhaupt Nomentum, was ich bezweifele, noch groß genug war, um Sitz eines Tribuns zu sein. Es gab noch keine Baronalgeschlechter im Sinne der späteren Feudalzeit. Erst 150 Jahre später findet sich der berühmte Stamm der Crescentier in Nomentum begütert, und deshalb wol auch herrschend. Demnach nahm Karl ohne Zweifel seine Wohnung in dem Episkopium, der sicherlich sehr patriarchalischen Residenz des nomentanischen Bischofs.

Es war also von dort, wo der mächtigste Gebieter des Abendlandes am 24. November 800 nach Rom aufbrach, und Nomentum war der letzte Haltpunkt Karls des Großen vor seiner Krönung. Einen Monat später krönte ihn Leo III. zum Kaiser der Römer.

Die Erneuerung des abendländischen Imperium in der fränkischen Dynastie war, abgesehen von allen anderen Ursachen höherer Natur, für die Päpste auch deshalb notwendig geworden, weil sie ihnen die Gewähr des Fortbestands ihrer weltlichen Gewalt in Rom und den anderen Provinzen gab. Denn ohne den Schutz der kaiserlichen Autorität, ohne die Gewißheit einer immer bereiten fränkischen Intervention hätten die Päpste nicht die Landeshoheit in Rom zu behaupten vermocht. Dies hatte sich

bereits als zweifellos herausgestellt, und es wurde durch die Geschichte des Dominium temporale in der Folgezeit unumstößlich bewiesen.

Im 10. Jahrhundert drohte diesem Dominium die allergrößeste Gefahr durch ein römisches Adelsgeschlecht, welches merkwürdigerweise mit demselben Nomentum im Zusammenhang stand. Dies war die Familie der Crescentier. Sie erscheint mit Namen zum ersten Mal im Jahre 901. Seither finden sich mehrere Crescentier unter den Großen Roms in sehr hervorragender Stellung. Daß dieses Geschlecht gerade in der Sabina Güter besaß, geht schon daraus hervor, daß ein Crescentius im Jahre 967 Graf und Rector der sabinischen Provinz für den Papst war.

Im Jahre 974 bemächtigte sich zuerst Crescentius de Theodora vorübergehend der Gewalt in Rom, und später trat sein Sohn Johannes Crescentius an die Spitze der römischen Nationalpartei. Seine Geschichte bildet eine bekannte Episode des Kaisertums Otto's III. Die Chronisten nennen gerade diesen Crescentius „Nomentanus". Sein in der Sabina überhaupt, namentlich bei Farfa, angesessenes Geschlecht befand sich nämlich im Besitze jenes Orts, und entweder war Johann Crescentius daselbst auf dem Erbgut seines Vaters geboren, oder ihm persönlich war Nomentum als Eigentum zugefallen. Gerade in dieser Epoche scheint das dortige Bistum eingegangen zu sein. Als sein letzter Bischof wird Johannes um das Jahr 964 aufgeführt, und dessen in der Familie der Crescentier sehr gewöhnlicher Name möchte dafür sprechen, daß auch dieser letzte Bischof von Nomentum dem Haus

jener Großen angehörte. In jener Zeit gab es schon erbliche Grafen im päpstlichen Landgebiet. Johann Crescentius konnte daher schon um 980 Comes von Nomentum gewesen sein, und dort seine feste Landburg besessen haben, auf derselben Stelle, wo später das Schloß der Orsini sich erhob, und wo es noch heute steht.

Im Jahre 985 nahm Crescentius den Titel „Patricius der Römer" an, und regierte die Stadt Rom als ihr weltliches Haupt während der Minderjährigkeit Otto's III. Seine Gewalt erlosch, als Otto im Jahre 996 nach Rom kam, um aus den Händen Gregors V., des ersten deutschen Papstes, welchen er selbst erhoben hatte, die Kaiserkrone zu nehmen. Crescentius, als Rebell zum Tode verurteilt, schwor dem jungen Kaiser den Treueid, und ward begnadigt. Aber kaum war Otto hinweggezogen, so brach der kühne Römer seinen Eid; er vertrieb den deutschen Papst, und nahm die Kaiserrechte in Besitz. In dieser Usurpation unterstützten ihn seine Vettern in der Sabina, der Graf Benedict und dessen Söhne Johannes und Crescentius. Der Usurpator fand jedoch schon am 29. April 998 ein schmähliches Ende, nachdem Otto III. den Papst mit Heeresmacht nach Rom zurückgeführt hatte. Crescentius verteidigte sich tapfer in der Engelsburg, bis er sich ergeben mußte. Man enthauptete ihn, stürzte den Leichnam von den Zinnen des Castells herab und heftete ihn an einen Galgen am Monte Mario. Jahrhunderte lang hieß die Engelsburg nach ihm der Turm des Crescentius.

Nach dem Tode Otto's III. stellten die Römer den Sohn desselben Crescentius, Johannes, zum Patricius

auf, und er behauptete diese Gewalt bis 1012, wo er starb. Seither dauerte das Geschlecht der Crescentier in der Sabina und in Rom noch lange fort, doch es trat nicht mehr bedeutend hervor. Vielmehr ging die patricische Gewalt bald nach 1012 auf die Grafen von Tusculum über, welche die weltliche Herrschaft des Papstes und auch den heiligen Stul an sich rissen.

So ist Nomentum in der Geschichte des römischen Kirchenstaats classisch als der Sitz eines uralten Geschlechts von Rebellen gegen die Papstgewalt. Ob dies wol dem späten Nachfolger der Crescentier bekannt war, als er am 3. November 1867 auf dem Hügel von Mentana mit den Päpstlichen kämpfte und unterlag?

Der Name Nomentum wird nach der Epoche der Crescentier kaum hie und da in einigen römischen Urkunden gehört. Der Ort heißt in ihnen Castrum Nomentanä, woraus der heutige Name Mentana oder Lamentana entstanden ist. Schon die Bezeichnung Castrum statt Civitas, mit welcher er seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts in päpstlichen Bullen vorkommt, zeigt, daß diese Stadt zu einem ummauerten Flecken herabgesunken war. Sie gehörte den Mönchen von St. Paul, welche sie im 12. Jahrhundert dem mächtigen Geschlecht der Capocci verliehen, bis Nicolaus III. vom Haus Orsini Mentana seinem Nepoten Orso gab. Die Orsini setzten sich im 13. Jahrhundert in Besitz von vielen Orten der Sabina. Sie besaßen auch das nahe Monte Rotondo, Monte Gentile und Nerola. Sie erbauten das Castell von Nomentum, das gegenwärtige Baronalschloß, wahrscheinlich auf den Fundamenten der ursprünglichen Burg, und sie saßen

darin länger als drei Jahrhunderte; denn erst im Jahre 1594 verkauften sie **Mentana** an einen Nepoten Sixtus' V., Michele Peretti, Prinzen von Venafro. Später wurde es Eigentum der Borghese, die es noch heute besitzen.

XII.

Von Mentana gelangt man auf sehr guter Straße zwischen Gebüsch und Weinbergen in kaum einer halben Stunde nach Monte Rotondo. Das große Baronalschloß, einst orsinisch und jetzt dem Fürsten von Piombino gehörig, ein prächtiger und hervorragender Bau mit einem Turm, steht am Haupte des Orts, den es fast verdeckt. Es war von Franzosen angefüllt. Im Hofe lagen mehr als tausend Garibaldi'sche Flinten, gleich Klaftern Holz und sehr sauber aufgeschichtet; schlechte Militärgewehre mit Percussion, vielleicht von der Nationalgarde stammend; andere Haufen von Bajonneten, Säbelscheiden und Ladestöcken sah man umher liegen. Die Waffen hatte man in Monte Rotondo und auf den Wegen aufgelesen.

Man führte uns in das Haus, wo Garibaldi gewohnt hatte; es steht am untern Platz, nicht weit vom Dom. Hier hatte er zwei kleine Zimmer im oberen Stock bezogen. Ueber seinem Bette, welches mit einer gelben Decke zugedeckt war, hing ein Heiligenbild und ein Weihwassergefäß aus Krystall, wovon er wol so wenig Gebrauch machte wie von dem kleinen Spiegel, der auf der Commode lag. Jetzt bewohnt diese Zimmer ein französischer Capitän.

Wir sahen auch den Dom S. Maddalena, worin sich die Freischaaren einquartiert hatten. Noch lagen auf den Altären zerstörte Kirchen-Ornamente, Gewänder in Fetzen, umgestürzte Crucifixe und Leuchter. In der Sacristei war alles durcheinander geworfen, die Schränke erbrochen, Meßbücher und Register zerrissen und umhergestreut. Ein Weib welches uns dort umherführte, wies mit Gebärden des Schreckens das Tabernaculum des Hochaltars vor, woraus der Kelch verschwunden war. Von andern nicht gut zu nennenden Profanationen wird erzählt; Scenen wie beim „Sacco" des Bourbon in Rom. Man sah zwei Freiwillige am Tor auf Schildwache stehen, der eine trug eine Priester-Mitra auf dem Kopf, der andere einen Krummstab in der Hand. Die Freischaaren begruben ihre Todten massenweise in den Kirchen selbst; gefallene Officiere senkten sie dort ein, gehüllt in goldbrokatene Priestergewänder.

In Monte Rotondo war der Eindruck des Kriegsschreckens und der Aufregung fühlbarer als in Mentana, denn dieser Ort hat kaum 500, jener 1300 Einwohner. Das Volk war den Garibaldi'schen nicht freundlich gesinnt; die Invasion hat es halb zerstört, so versicherte uns wenigstens ein Municipalbeamter, mit den heftigsten Gesticulationen und sprudelnder Rede alle Beisteuern an Geld, Fourage, Pferden aufzählend, welche Garibaldi auf die Gemeinde gelegt hatte, während viele unwürdige Subjecte in seiner Schaar sich am Privatbesitz vergriffen.

Die kleine Stadt liegt hoch und fest auf dem Rücken eines Höhenzuges, von wo herab der Blick auf die Berge der Sabina und den Monte Gennaro hinreißend schön

ist. Man sieht Tivoli, St. Angelo und Monticelli sehr nahe; weiter das weiße Castell Palombara, Monte Libretti und selbst Nerola, auch die Berglandschaft der Benedictiner-Abtei Farfa, welche in alten Zeiten die Langobarden Spoleto's zerstört, dann prächtig wieder aufgebaut hatten. Nach Norden zu liegt über der Campagna der schön gezinnte Monte Soracte, dem zu Füßen sich der Tiber aus Umbrien hervorwindet, um dann in Schlangenlinien die stille Campagna Roms zu durchströmen, zu beiden Seiten von Römerstraßen begleitet, der Salara und Flaminia. Nach Rom hin zeigen sich, in so weiter Entfernung aber nur als Linien sichtbar, die Türme von Sta. Maria Maggiore und vom Lateran. Aber die Kuppel St. Peters schwebt über der Campagna deutlich und voll, wie eine dunkle Sphäre. Wenn Osterpilger, welche diese Straße daher kommen, dieses meilenweit sichtbare Wahrzeichen der Kirche erblicken, so pflegen sie noch heute an ihrem Pilgerstabe froh und andachtsvoll niederzuknien. Manche Bilder stellen diese Scene dar. Ein geistvoller Künstler könnte heute ein charakteristisches und höchst dramatisches Gegenstück dazu malen: rotbehemdete Garibaldi'sche Freiwillige, welche von den Höhen Monte Rotondo's zum ersten Mal die St. Peters-Kuppel sehen.

Sie erschien ihnen dort als das Ziel ihrer leidenschaftlichen Wünsche und schrecklichen Mühen, ganz so wie einst Rom von dieser Campagna her den Gothen Alarichs oder den hungernden Soldbanden des Connetable und Frundsbergs als ihr heiß ersehntes Ziel erschienen war. Ihr Führer mochte seinen Schaaren oftmals jene erhabene Kuppel Michel Angelo's mit der Hand gewiesen, und eine

seiner von patriotischer Phantasie flammenden Reden gehalten haben — wie auf dem Friedenscongreß zu Genf, wo er die Abschaffung des Papsttums decretirte, und von welchem Garibaldi, durch eine empfindliche Ironie der Dinge, geradezu auf das Schlachtfeld von Mentana geriet.

Es ist nicht wenig anziehend sich die Gedanken vorzustellen, welche beim Anblicke Roms die Seele dieses merkwürdigsten Italieners unserer Zeit bewegten, eines Mannes von so vielen und wunderbaren Schicksalen, daß sein Leben in zwei Weltteilen ein fortgesetztes Heldenabenteuer im Dienste der Freiheit war, und der in der Geschichte eine größere Rolle würde gespielt haben, wenn die Natur mit seiner altrömischen Uneigennützigkeit und unvergleichlichen Thatkraft auch das Genie eines Staatsmannes vereinigt hätte.

Beim Anblicke Roms erinnerte sich Garibaldi mit Erstaunen jener, schon der Geschichte angehörenden Zeit, wo er die Hauptstadt der Welt ruhmvoll gegen die Franzosen verteidigt hatte. Wenn er auf die Campagna Tivoli's zu seinen Füßen niedersah, so mußte er sich selbst im Geiste erblicken, wie er dort nach seinem Abzuge von Rom, mit kaum besser bewaffneten und disciplinirten Freiwilligenschaaren als er jetzt führte, vorüberzog, um seinen Rückzug in die Apenninen zu nehmen. Es war am 30. Juli 1849.

Als der heißeste Wunsch seines Lebens und dessen ruhmvollster Schluß schwebte ihm der Gedanke vor, in dasselbe Rom wieder einzuziehen, welches er damals hatte verlassen müssen. Aber Garibaldi ist nicht in Rom ein=

gezogen. Er hat auf dem Capitol weder die Fahne der Republik, noch die Tricolore Italiens aufgepflanzt. Bei Mentana ist er von den Truppen des Papstes und Napoleons geschlagen worden. Er saß wieder als Gefangener des Staats im Schlosse zu Varignano. Man stellte ihn unter Proceß, der kein Urteil haben konnte, denn es gab darin zu viele Mitschuldige, deren Reihe im Palast Pitti begann.

Die Welt, welche echten Patriotismus und Manneskraft verehrt, hatte Garibaldi, dem enfant gâté und terrible Italiens, gleichsam den Freibrief gegeben, im Namen seines Ideals Handlungen kühner Willkür zu begehen, ohne daß sich durch deren Mißerfolg die Sympathie für ihn sehr merklich verminderte. Aber auch dies hat, wie der Grundsatz des Princips beim Macchiavelli: daß es bei dem Zweck nicht auf die Mittel ankomme, denn doch seine Gränze. Die romantische Kühnheit Garibaldi's mag noch fortdauernd die Jugend begeistern, welche an ihrem Plutarch sitzt, aber sie ermüdet schon stark das reife Urteil des Staatsmannes und des Staatsbürgers. Daß ein noch so hoch gefeierter Nationalheld, Volksliebling und Patriot fortdauernd das Privilegium beansprucht in der Ausnahme zu sein, außerhalb der Verfassung und der Gesetze des Staats zu stehen, und eine Macht für sich zu bilden, dies würde in Wahrheit in jedem geordneten Staate Europas ein Absurdum und eine Unmöglichkeit sein.

Die italienische Monarchie und der Einheitsgedanke haben die furchtbare Krisis, in welche sie die Garibaldi'sche Demagogie versetzte, augenblicklich überstanden, und wenn der Tag von Mentana das Ergebniß hätte, daß sich

Italien von dem anarchischen Wesen einer den Staat wiederholt verneinenden revolutionären Nebenregierung befreite, so würde dies als ein positives Glück zu betrachten sein. Die gescheiterte Invasion hat freilich zunächst andere Ergebnisse gehabt; sie hat die Schwäche und Unmoralität Italiens bloßgelegt, und die europäischen Sympathien für dieses Land erschüttert; sie hat freilich dargethan, daß die lange Fortdauer des Dominium temporale in der Form der Septemberconvention unmöglich sei, aber sie hat zugleich den französischen Protector, die Intervention, und mit ihr ein Princip nach Italien zurückgeführt, welches, wie ganz Europa hoffte, für immer daraus entfernt worden war; von dem Ruin und Elend zu schweigen, in welches Tausende diesseits wie jenseits der römischen Gränze durch den Bandenkrieg gestürzt worden sind. Wenn dieser endlich, nach der Ansicht Garibaldi's, als ein Nationalkrieg Italiens mit dem Papsttum um den Besitz von Rom gelten sollte, so hat der Erfolg dargethan, daß das Papsttum im Jahre 1867 noch stärker war als Italien; daß endlich die römische Frage nicht durch bloße Gewalt lösbar ist. Wird das Problem, welches durch den Septembervertrag zu Gunsten Italiens in die Gränzen einer territorialen Angelegenheit verwiesen worden war, daraus wieder enthoben, und in die Sphäre der europäischen Diplomatie zurückgestellt werden?

Ist dieses Problem unlösbar? Gibt es etwas in menschlichen Dingen, was nicht zu lösen wäre? Ein Schalk tröstete einen Patrioten mit der Erfahrung, daß die Italiener aus Niederlagen, welche andere Völker verderben, als Sieger hervorzugehen pflegen. Wenn man

in solche Schalkhaftigkeit nicht einstimmen will, so darf man doch nicht verzweifeln, daß ein modus findbar sei, welcher die geistliche Unabhängigkeit des Papsttums mit den Forderungen der Nation vereinigen kann. Den Tag, wo diese Quadratur des Cirkels gefunden wird, dürfte die Menschheit festlich begehen, denn er würde die neue Aera des langen Friedens bezeichnen, welchem die freien Völker Europas mit Sehnsucht entgegenblicken.

XIII.

Seitdem die vorstehenden Blätter geschrieben wurden, vergingen drei Jahre. Die Quadratur des römischen Cirkels ist darin nicht gefunden, aber der gordische Knoten der römischen Frage gewaltsam durch das Schwert zerhauen worden. Der „Krieg der Freischaaren um Rom" bedarf daher eines Zusatzes.

Die ausführliche Schilderung dieser letzten drei Jahre Roms und des sinkenden Papsttums wird einst ein merkwürdiger Abschnitt der Geschichte unserer Zeit sein, wenn man sie aus dem diplomatischen Material schöpft, und mit porträtgetreuen Charakteren der Haupt- und Nebenpersonen dieses Trauerspiels belebt. Der künftige Geschichtschreiber würde dann sein Buch zu betiteln haben: Geschichte der letzten Jahre und Tage des weltlichen Papsttums.

Nur um abzuschließen, zeichne ich einige Daten auf.

Am Ende des Jahres 1867 fühlte man sich in Rom durch den Sieg bei Mentana gesichert und voll kühnen Muts. Mit Genugthuung sah man Napoleon in die Reaction zurückgedrängt, im offenen Bruch mit der Demokratie und dem Principe Italiens. Dabei wollte man ihn festhalten. Man dankte ihm zunächst, indem der

Papst am 13. März 1868 Lucian Bonaparte zum Cardinal machte; so erhielt der erste wirkliche Bonaparte den Purpur. Zur Vollständigkeit des rätselhaften Glückes dieses Geschlechts fehlte in der That in ihm nur noch das Papsttum.

Rom war ruhig; im Patrimonium Petri standen wieder französische Truppen, 5000 Mann an Zahl; die Stadt selbst blieb nur von Päpstlichen besetzt. Die römische Curie beschäftigte durchaus der Gedanke an das Concil, dessen ungestörte Vereinigung erst durch den Sieg bei Mentana und die Rückkehr der französischen Besatzung möglich geworden war. Durch dies seit langen Jahren vorbereitete Concil wollten die Jesuiten ihr Werk krönen, indem sie dem Papst noch die vierte und höchste Krone aufsetzten, die der Infallibilität. Am 29. Juni 1868 wurde die Bulle veröffentlicht, welche das Concil zum 8. December 1869 berief.

Ein Zufall fügte es, daß an demselben Junitage in Deutschland ein bedeutungsvolles Fest nationaler Erinnerung gefeiert wurde; das große Lutherdenkmal in Worms wurde vor dem Könige von Preußen enthüllt, dem mächtigen Schirmherrn der protestantischen Kirche, dem Haupt der deutschen Nation, und dem schon unbezweifelbaren Wiederhersteller des Reichs.

Im Programm der Secte der Jesuiten stand schon längst der Krieg gegen das protestantische Preußen, gegen dieses durch Denken und Wissenschaft verderbte Deutschland überhaupt. Phantastische Weltplane wurden in den Köpfen mancher Dunkelmänner ausgesonnen. Sie träumten von einer neuen Weltepoche allgemeiner kreuzritterlicher

Reaction und der Katholisirung der Völker, und einer päpstlichen Weltherrschaft nach den Grundsätzen des Syllabus und den Decreten des kommenden Concils, und ihr konnte, so meinte man, ein Krieg Frankreichs gegen Deutschland wol die Wege bahnen. Dieser Krieg, von den nie besiegten Legionen Napoleons geführt, mit den gegen Deutschland erfundenen und bei Mentana erprobten Chassepots und den Mitrailleusen, mußte unzweifelhaft die protestantische Macht Europas zertrümmern, und die Einigung Deutschlands unter der Dynastie Hohenzollern unmöglich machen. Aus dem unbezweifelbaren Siege Frankreichs folgte selbstverständlich der Zerfall Italiens in seine Atome, und die Wiederherstellung des Kirchenstaats, wie zu Consalvi's Zeit. Dann würde Napoleon, der Retter und Advocat der Kirche, die Stellung Karls des Großen einnehmen; dann die beruhigte Menschheit um die beiden großen Metropolen der Welt, wie um ihre Achsen sich zu drehen haben: um Paris, den Sitz der in der Cäsardespotie centralisirten menschlichen Cultur, um Rom, die infallible Quelle der im Jesuitismus göttlich geoffenbarten Wahrheit.

Die spanische Revolution, der schmähliche Sturz der bigotten Königin Isabella, machte den ersten Strich durch solche Rechnungen. Niemand ahnte, wie bald die spanische Troncandidatur zu einem welthistorischen Factor werden sollte.

Das Concil-Jahr 1869 kam. Man betrieb in Rom die Vorarbeiten für die große Aufgabe.

Nichts verkündete nahe Stürme, als hie und da draußen, zumal in Deutschland, ein heftiger Ausspruch

der öffentlichen Meinung wider das Concil, dessen Notwendigkeit geleugnet, dessen Parteizweck besprochen und verdammt wurde. Die Lager der Infallibilisten und ihrer Gegner bildeten sich.

Am 11. April feierte der greise Papst sein 50jähriges Priesterjubiläum, wozu Deputationen, Adressen, Glückwünsche und Geschenke aus allen Ländern der Christenheit einliefen. Die Demonstration war prachtvoll und glänzend, Rom ein Festtheater, wie im Jahre 1867. Der beglückte Papst glaubte sich von der ganzen Welt als ihr moralisches Haupt geehrt. Diese Feste erschienen ihm als gute Augurien des Concils.

Am 8. December 1869 wurde diese denkwürdige Kirchenversammlung im St. Peter eröffnet. Der Winterregen strömte; der Dom faßte kaum die Menge des Volks. Rom wie Italien war damals ruhig. Im Patrimonium bildeten die Truppen Napoleons die Garde des Concils. Dieses selbst wurde alsbald zum Ereigniß der Zeit. Alle Welt blickte darauf mit Spannung, und sah in ihm eine Furcht erweckende Krisis im Leben der Kirche. Es handelte sich darum, alle Gewalten derselben in dem einen Papst zu vereinigen, ihre bestehende Verfassung durch eine unerhörte Neuerung gewaltsam umzuändern, den Papst für immer zu dem allmächtigen Dictator der gesammten Kirche zu erklären, indem man ihm durch das Votum von ein paar hundert Priestern die Attribute göttlicher Macht übertrug.

Alle Welt kennt die Zusammensetzung dieses Concils, die Mittel, mit denen seine Majorität geschaffen, seine Minorität erdrückt wurde, die Debatten und die Kämpfe

seiner Parteien. Denn seine Geschichte begleitete vom ersten Tage an eine Literatur solcher Art, wie sie sich um keine der früheren Synoden hatte ablagern können. Die öffentliche Meinung wachte über dem Concil, und sie hielt gleichsam ihre Sitzungen neben denen dieses römischen Parlaments, dessen geheimste Gedanken, Plane und Handlungen sie bis in die verstecktesten Parteimanöver hinein entschleierte und auch richtete.

Man hörte ernste und gläubige Katholiken Wehe über dies Concil rufen. Sie bekennen noch voll Trauer und Unwillen, daß seine Berufung ein gränzenloser Fehler, sein Werk aber eine Verderben bringende Herausforderung zum Schisma gewesen sei. Seine Geschichte wird einst eins der lehrreichsten Spiegelbilder unserer Zeit sein, und wie schon jetzt von Katholiken behauptet wird, dem künftigen Geschlechte darthun, wie groß die Verblendung, und wie tief die Geistesarmut und Erschöpfung in den romanischen Elementen der Kirche zu jener Zeit gewesen ist.

Der Sommer des großen Jahres 1870 kam. Schon hatte sich die Aufmerksamkeit der Welt vom Concil hinweggewendet, wo die meist germanische Opposition ermattete, die Minorität sich selbst aufgab, die öffentliche Meinung diese selbst aufzugeben genötigt war. In demselben Augenblicke, wo die letzte, gewaltsame Einigung der Kirche im Haupte vollzogen werden sollte, um die Glieder für ewig lahm und kraftlos zu machen, centralisirte sich auch Frankreich nochmals in der Kaisergewalt durch ein neues Plebiscit. In demselben Moment verdüsterte sich der politische Horizont durch die spanische Troncandidatur.

Am 18. Juli 1870 wurde das neue Dogma der

Infallibilität des Papstes verkündigt. Der Dom St. Peters war bei diesem Act öde und leer. Ein Gewitter entlud sich mit tropischer Heftigkeit. Unter Blitzen und schmetternden Donnerschlägen ward der Menschheit kund gethan, daß der Papst unfehlbar sei.

Nur einen Tag später, den 19. Juli, stieg das Gewitter in Frankreich auf: der Kaiser Napoleon erklärte den frevelvollsten aller Kriege an Preußen und den norddeutschen Bund.

Da kamen die großen Tage des Gerichts über menschlichen Hochmut und Wahn. Sie sind in der Geschichte verzeichnet als die erhabensten Acte ihrer Gerechtigkeit. Deutschland erhob sich im heiligen Zorn, und ward zur Stunde einig und riesenstark. In zermalmenden Schlachten zerbrach die deutsche Volkskraft das französische Kaiserreich. Schon am 2. September ergab sich Napoleon der Großmut des von ihm so tief beleidigten deutschen Heldenkönigs. Von dem Stoß dieses beispiellosen Krieges erbebte Europa, und alles was morsch und faul war mußte davon niederfallen.

In Paris wurde die Republik eingesetzt. Die Italiener forderten mit Ungestüm Rom. Aber der alte Held jenes „Kriegs der Freischaaren" von 1867 zog aus nach Frankreich, jetzt mit seinen Feinden von Mentana, ja mit dem Zuavenobersten Charette unter derselben französischen Fahne für einen Schatten und Namen zu streiten. Er rief mit Lucan: Tuumque nomen, libertas, et inanem prosequar umbram: ein edler Schwärmer, stets sich selbst getreu.

Die französische Occupationsarmee war aus dem

Patrimonium zur Rettung ihres Vaterlandes abgezogen, und so lag der Kirchenstaat einer Invasion wieder offen. Die italienische Regierung erklärte den Septembervertrag mit dem Falle Napoleons, seines Urhebers, erloschen. Sie forderte die Besetzung Roms durch die königlichen Truppen, aus Not der Selbsterhaltung, und als gedrängt vom italienischen Volk.

Es war eine verhängnißvolle Verkettung von Ereignissen, die damals wunderbar in einander griffen.

Am 19. September legten die Deutschen ihren eisernen Belagerungsring um die Weltstadt Paris; an demselben Tage standen 30000 Italiener vor der Weltstadt Rom. Am 20. September um 5 Uhr des Morgens fiel der erste Schuß auf die Mauern bei der Porta Pia. Der Kampf mit den päpstlichen Truppen war mühelos und kurz. Im Vatican saß unterdeß der Papst unter Cardinälen und Diplomaten fremder Mächte, die er hatte rufen lassen. Man hörte die Kanonenschüsse der an den Toren Stürmenden. Man brachte dem Cardinal Antonelli ab und zu Depeschen; dann kam die letzte, daß alles vorüber sei.

Durch die Bresche an der Porta Pia zogen die Italiener in Rom ein, am 20. September um 11 Uhr des Morgens, unter unbeschreiblichem Jubel des Volks, während wie durch Zauberschlag ganz Rom sich mit den Tricoloren Italiens bedeckte.

Die tausendjährige weltliche Gewalt des Papstes erlosch fast unbemerkt. Ein so wichtiges weltgeschichtliches Ereigniß, welches in andern Zeiten ein nicht zu sagendes Aufsehen würde gemacht haben, vollzog sich auf dem Hintergrunde des großen deutschen Kriegs in Frankreich

so nebenbei wie eine Anekdote. Dies klanglose Untergehen der ältesten und ehrwürdigsten Macht Europas ist wol tief tragisch zu nennen. War nicht das Schweigen der Welt auch das Todesurteil des Kirchenstaats? Vielleicht hätte sich in Europa doch manche Stimme des Mitgefühls hören lassen, wenn nicht die Gewaltthat des Concils die Achtung vor dem Papsttum weit und breit gemindert hätte. Der Fall seiner weltlichen Gewalt war nur die notwendige und gerechte Folge der ungeheuerlichsten Zumutung, die je an die menschliche Vernunft gestellt worden ist.

Das Plebiscit der Römer sprach schon am 2. October die Vereinigung der Stadt Rom mit Italien aus. Am Schlusse des Jahres kam der König, die von der Tiberüberschwemmung schwer heimgesuchte Stadt zum ersten Mal zu sehen — ein willkommener Vorwand dieses peinlichen Besuchs. Mit Jubel begrüßten ihn die Römer. Er blieb nur einige Stunden; dem Papste schrieb er einen Brief. In dem schon zuvor gewaltsam geöffneten Quirinal, dem Palast der Päpste, aus dem einst Pius IX., vor 24 Jahren, gleich einer heilbringenden Sonne Italiens, unter dem Jauchzen der Römer, als Papst hervorgegangen war, unterzeichnete Victor Emanuel sein erstes Decret in Rom: die Annahme jenes Plebiscits. Es war der letzte Tag des Jahres 1870. Da schloß auch eine lange und große Epoche der Stadt und des Papsttums ab.

Ein tragisches Schicksal ohne Gleichen vollzog sich an dem schwachen Papst, der so viel Wechsel des Glücks, so viel Stürme des Lebens erfahren hat, wie wenige Päpste vor ihm. Als freiwilliger Gefangener trauert er im öden

Vatican, ein jetzt verschollener Name in seinem eigenen Rom, wo er einst der Abgott des Volkes gewesen war. Was ist alle menschliche Größe für ein Tand!

Ein rätselhaftes Schicksal ließ Pius IX. auf dem heiligen Stule länger dauern, als alle seine Vorgänger, so viele deren geschichtlich bekannt sind. Der voraussichtlich letzte Papst mit weltlicher Gewalt hat Rom auch am längsten regiert.

Dies sind nur Daten von Thatsachen. Wir stehen an verschlossenen Pforten geheimnißvoller Zukunft. Die Quadratur des römischen Cirkels ist noch nicht gefunden; der moralische Proceß ist noch nicht gelöst. Nur dies darf man ohne Anmaßung sagen, daß die Menschheit in dem denkwürdigen Jahre 1870 von einer alten Ordnung der Dinge Abschied nahm.



Eine Pfingstwoche in den Abruzzen.

1871.



Nach angestrengter Winterarbeit wollten wir (Freund Lindemann und ich) uns in der Pfingstwoche etwas zu gute thun, indem wir sie in den wilden, noch so wenig besuchten, Abruzzen zubrachten. Wir wollten Rieti, Aquila und den Gran Sasso d'Italia sehen, über das Gebirge von Popoli zum Fuciner-See hinabsteigen, die dortigen Wasserwerke Torlonia's kennen lernen, die glorreiche Auferstehung des deutschen Reichs auf dem Schlachtfelde des letzten Hohenstaufen feiern, und dann über Tagliacozzo auf der Via Valeria heimwärts nach Rom ziehen. All dieses herrliche Land, unbeschreibliche Paradiese, haben wir gesehen in der Blütenpracht des sonnigen Mai. Da will ich doch etwas davon aufzeichnen, wenigstens über unsere Fahrt von Popoli nach Tagliacozzo, da eine Betrachtung des merkwürdigen Aquila mehr Zeit beansprucht als ich daran wenden könnte.

Um vorweg den Anblick der Scenerie des Abruzzenlandes zu gewinnen, welches wir durchziehen sollten, stiegen wir am Abend vor unserer Abreise von Aquila auf die Burg dieser Stadt hinauf. Sie ist eine Anlage Karls V. Ein mächtiger doppelköpfiger Reichsadler von Stein und eine lange lateinische Inschrift betreffend die Erbauung

dieses Schlosses durch den Vicekönig Don Pedro de Toledo, Marchese von Villafranca, stehen noch über dem unversehrt erhaltenen Marmorportal von prächtiger und reicher Renaissance-Architektur. Dieses flach gelegene, von einem tiefen Graben umzogene Castell erinnert an die ähnliche Burg in Mailand. Es hat heute keine strategische Bedeutung mehr, sondern dient zur Militärcaserne. Wir mußten uns beim wachthabenden Officier melden, um Einlaß zu erhalten. Als wir diesem gelangweilt aussehenden Manne von herculischer Körpergestalt auf seine Frage nach unserer Nationalität antworteten: „Wir sind, der eine Süddeutscher, der andere Norddeutscher aus Preußen, und Bundesgenossen Italiens", zog er seine Militärmütze ab, und bat uns mit den freundlichsten Mienen nach Gefallen einzutreten. So ändern sich die Zeiten; vor nur wenigen Jahren würde die Nennung unseres Vaterlandes die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht haben.

Von den Zinnen der Burg blickten wir nun in dieses wundervolle Panorama des Abruzzenlandes, worin die beschneiten Hochalpen Italiens sich machtvoll zusammendrängen, oder in großen Gebirgszügen auseinanderfalten. Aquila steht schon auf den Absenkungen des Gran Sasso. Wir sehen diesen König der Apenninen unmittelbar vor uns zur Linken; in der abendlichen Klarheit der Luft erscheint er so nahe, daß man die Faltungen seiner Geklüfte und die scharf gemeißelten Kanten und Zinken seiner Pyramiden deutlich erkennt, und doch braucht es noch zweier Tagereisen um zu ihm selbst zu gelangen. Wenige haben diesen Berg bestiegen, und fast mythisch unbekannt ist all das entzückende wilde Alpenland rings um ihn her. Er

ist ein langer Gebirgszug von gigantischen, fast plumpen Formen, wenigstens von Aquila aus gesehen. Aus der Mitte der Gebirgsmassen erhebt sich ein nicht schön geformter Kegel, fast höckerartig, in Schnee gehüllt; das ist der „große Stein", der höchste Punkt Italiens überhaupt, von 9000 Fuß Höhe. Rechts über Aquila steigt ein anderes braunes Bergland ohne Schneekuppen auf; den Vordergrund aber schließen die duftigen, mit Schnee beschimmerten, vom Abendpurpur umwallten Gebirge oberhalb Sulmona, aus denen sich der blitzende Monte Majella majestätisch heraushebt. Rückwärts nach Rieti zu steht die in Schnee gehüllte Lionessa, jenes herrlich geformte Gebirg, welches von Rom aus gesehen wird; erst im Juni verliert es seine Schneehülle, wenn auf dem Pincio die Granaten blühen. Von Rieti aus waren wir ihm bis gegen Aquila hin entlang gefahren. So fuhren wir auch dem Gran Sasso entlang nach Popoli.

Dieses Abruzzenland hat noch keine Eisenbahnstraße. Man beginnt sie zu ziehen und schon aus militärischen Gründen ist sie notwendig. Man baut sie von Pescara am adriatischen Meer herauf, wo die Bahn von Ancona herabkommt, und jetzt der Stapelplatz für die Producte der Abruzzen sich befindet. Sie soll über Sulmona, Popoli und Aquila auf Rieti und Terni treffen, und durch eine Abzweigung das Marsenland mit dem Fuciner=See und mit Sora in das Verkehrssystem aufnehmen, also bei Rocca Secca sich mit der neapolitanisch=römischen Bahn in Verbindung setzen.

Man fährt in kleinen Postwagen sehr primitiver Natur, die sich in nichts von den in der Sabina und der römi=

schen Campagna gebrauchten unterscheiden. Der Fahrweg ist vortrefflich; es geht hoch über Berg und Tal, durch entzückende Gebirgslandschaften, im beständigen Anblick des Gran Sasso, an kleinen malerischen Castellen mit zertrümmerten Burgen hin, wie Poggio Picenza, Bariseiano, Castel Nuovo, Ritegna, Navelli, immer am brausenden Aterno fort. Zwischen Colle Pietro und Popoli überstiegen wir noch einen hohen Gebirgspaß. Wenn man seine Höhe erreicht, blickt man in das reiche blühende Tal von Sulmona hinab. Es erscheint wie ein einziges meilenlanges Gartenland; schneebeglänzte Alpen umschließen es. Einst war es von einem See ausgefüllt, ganz so wie jenes des Velino bei Rieti. Zu Urzeiten füllten wol alle diese Täler des Abruzzenlandes Seen aus; heute ist von ihnen, kleinere Becken nicht mitgerechnet, nur der Lago Fucino übrig geblieben, und auch dieser wird bald verschwunden sein. Tief unten zeigt sich Popoli an einem rötlichen Felsenberg gelegen; hoch darüber die gelben Türme und Trümmer der Burg der Cantelmi; hinterwärts taucht Sulmona auf, die Vaterstadt des Ovid, schon zu Füßen des Monte Majella, welcher dieses schöne weite Tal abzusperren scheint. Im Zickzack führt der Weg nach Popoli hinunter, in so steilen und mächtigen Windungen, daß sie an jene der St. Gotthard-Straße oder andere Alpenpässe erinnern.

Nichts ist lachender als dieses kleine altertümliche Popoli in der Ebene, mit seinen Fruchtgärten und sonnigen Weinbergen; der Fluß Aterno fließt an der Stadt hin, und trägt hier schon den Namen Pescara. Wer kennt diesen berühmten Namen nicht aus der Geschichte

Karls V.! Als wir in die Vorstadt einfuhren, fanden wir die sehr ländlich aussehende Bevölkerung in lebhafter Bewegung; ein wunderlicher Zug von Menschen kam uns entgegen mit schallender Musik, voran Jünglinge, welche auf hohen Stangen einen mächtigen kupfernen Kessel und anderes blinkende Küchengeräte einhertrugen, all dies mit Fähnchen, Blumen und Kränzen geschmückt. Es war ein Hochzeitszug, oder vielmehr die Aussteuer der Braut wurde nach Landessitte in Procession durch den Ort getragen. Popoli ist eine Stadt von Ackerwirten und Weinbauern. Die Abruzzen-Weine, welche man dort und in Sulmona zieht, sind im Lande berühmt, und würden es weiterhin sein, wenn die Straßenverbindung besser wäre. Man verkauft hier den Litro vortrefflichen Landweins, wie man uns sagte, für den unglaublich geringen Preis von einem Soldo, und zieht sonst die edelsten Gewächse, die dem Burgunder in keiner Weise nachstehen. Da Popoli einen Knotenpunkt der Verkehrsstraßen von Aquila, Pescara und Sora-Avezzano bildet, so ist es schon heute einer der lebhaftesten Orte des Abruzzenlandes. Es war ein Gewühl und Treiben dort, welches an südliche Städte Neapels erinnerte.

Wir stiegen zur alten Rocca hinauf, von wo aus der Blick in die Landschaft unvergleichlich schön ist. Die Cantelmi bauten sie, ein provençalisches Geschlecht, welches mit Karl I. von Anjou nach Neapel gekommen war, diesem Eroberer große Dienste in der Bekämpfung Manfreds und Conradins leistete und, mit vielen Lehen im Königreich Neapel ausgestattet, eines der mächtigsten Feudalgeschlechter wurde. Die Cantelmi besaßen lange Zeit auch

das schöne Sora am Liris. In keinem Land Italiens hat das Feudalwesen so üppig geblüht wie im Königreich Neapel. Die Normannen, die Hohenstaufen, die Anjous, die Aragonen, dann die Spanier seit Karl V. schufen zahllose Lehnsherrschaften, so daß es im Neapolitanischen kaum einen Ort gibt, an dem nicht der Lehnstitel eines Grafen, Marchese oder Herzogs haftet. Kein Land erfuhr auch einen so starken Wechsel des Lehnsbesitzes — dies auf Grund des ewigen Schwankens der Dynastien und der beständigen Revolutionen der Adelsparteien. Wenn ich nicht irre, folgte der jetzige Duca di Popoli dem Exkönig Franz in sein Exil nach dem fernen und kalten Norden an dem Starnberger See. Der Starnberger See ist wol eine der reizendsten Cultur-Idyllen, die Deutschland besitzt; an seinem stillen und gastlichen Ufer, welches Landhäuser und schattige Haine so schön umkränzen, mögen sich jene Verbannten beruhigter fühlen, die von der Sturmflut der Geschichte aus dem Sonnenlande Neapels dorthin verschlagen worden sind. Aber es gehört doch eine deutsche Empfindung dazu, um die blonde Schönheit jener Natur zu genießen und nicht zu frostig zu finden. Welche deutsche Idylle könnte einen neapolitanischen Verbannten, welches Paradies überhaupt einen Exilirten trösten?

Wir leben in Zeiten, wo die Göttin des Glücks schnell genug ihr Rad dreht, und wann gab es mehr Stoff für die seit Alters beliebten Betrachtungen de exilio und de varietate fortunae? Die alten Römer haben seit Scipio, dem erlauchten Urbild aller resignirten Verbannten, in der Kunst das Exil würdig zu ertragen, viel geleistet. Man sagt daß die christliche Religion und die verallgemeinerte

Bildung der Welt die Leiden desselben erträglicher gemacht habe als im Altertum, wo die Vaterlandsliebe das stärkste aller Gefühle war — man sagt es, und es wird eine schöne Phrase sein und bleiben. Diese Betrachtungen machte ich also auf der Burg der Cantelmi, bis nach Starnberg und Chiselhurst hinüber sie ausdehnend. Nun aber stand im Hintergrund unserer Reise, wie eine schwarze wetterleuchtende Wolke, stets das Schicksal von Paris, der grausenvolle Kampf mit der Commune dort. Wir brannten vor Begier uns im Zusammenhang mit diesen Ereignissen durch Zeitungen zu erhalten, nach denen wir in jedem Ort fragten. In Popoli sagte man uns, daß es hier ein „Casino" gebe, oder vielmehr la Casina; denn so nennt man in den Abruzzen und im Marsenlande die höchst bescheidene Einrichtung von dem was in süddeutschen Städten „Museum" genannt wird. Abends führte man uns in ein Café, und über Treppen und Stiegen in ein paar Zimmer, wo la Casina di Popoli ihren heimlichen Sitz aufgeschlagen hatte. Einige Herren spielten daselbst bei einem zweifelhaften Dämmerlicht von rauchenden Lampen Billard, und man führte uns Fremdlinge mit Freundlichkeit in das Lesecabinet. Dort fanden wir italienische Zeitungen, doch nicht letzten Datums, welche die Post von Aquila und von Pescara gebracht hatte.

Wir mieteten für den folgenden Morgen einen Wagen, um über das wilde Gebirg von Rajano zum Luciner-See zu gelangen — eine weite Strecke und ganze Tagesfahrt. Ehemals war Postverbindung mit Avezzano; jetzt hat sie aufgehört, ich weiß nicht aus welchem Grunde, es sei denn wegen des Baues der neuen Straße, die gegenwärtig

von Aquila über das Gebirg gezogen wird. Der alte Weg ist stellenweise vortrefflich und überall fahrbar. Wir überschritten den Pescara, ein lebhaftes von Forellen wimmelndes Bergwasser, etwa so breit wie der Liris bei Ceprano. Ueber blühendes Gartenland gelangten wir erst nach Pentima, dann auf die Hochfläche des alten Corfinium der Peligner.

Es ist ein über jedes Wort erhabenes Gefilde, von welchem man in das Tal von Sulmona und Popoli, in die Gebirge des Gran Sasso und aller andern Alpen ringsumher niederblickt. Ich sah kein gleich großstilisirtes Landschaftsgemälde irgendwo wie dieses hier um den Horizont Corfiniums her, als Binnenlandschaft nämlich, wodurch der Vergleich mit Gegenden Siciliens keine Stelle hat. Es ist ein Centrum gewaltiger Alpenwelt, aber einer italienischen, in dem smaragdenen feenhaften Lichte des Südens. Auch auf diesen vom Sonnenglanz umflossenen Bergen liegt wie auf den Schweizer Alpen ewiger Schnee; doch lastet er nicht darauf mit Lawinenwucht als Element, er ist nur über die leuchtenden Felsenzacken wie von Geisterflügeln hingehaucht, um die magische Schönheit dieser Berge zu erhöhen. Unter dem Azurblau des Himmels bringt dieser Schneeschimmer der Gipfel eine ganz zauberhafte Wirkung hervor. Für die große Rundscene der prachtvollsten Alpenwelt ringsumher ist die Hochfläche von Corfinium das natürliche Theater. Wol könnte man sich hier Stunden, ja Tage lang in diesen Anblick versenken und die verworrene Welt darüber ganz vergessen.

Eine große Stadt von starken, mannhaften Bürgern in dieser Heldennatur, in diesen kühlen frischen Lüften ge=

stält, mußte hier ihre Entstehung finden. Wir sahen manche Reste von antikem Gemäuer und die überraschende Gestalt einer nicht nur altertümlich, sondern fast antik aussehenden Kirche, welche die einsame Charakterfigur dieses Gefildes ist. Sie ist aus einem gelblich glänzenden, regelrecht behauenen Travertin erbaut. San Pelino ist ihr Name, und von ihr wird auch diese Hochfläche Corfiniums ebenso genannt. Im 15. Jahrhundert soll sie erbaut worden sein. Doch muß, nach Inschriften zu schließen, schon vorher dort eine Kirche gestanden haben. Sie entstand wol aus den Trümmern und auf der Stelle eines alten Tempels. Ihre Bausteine sind von Corfinium hergenommen, wie Fragmente von antiken Inschriften zeigen, die man an einer Außenwand sehen kann. An einer Stelle fand ich in der unmittelbaren Nähe einer solchen Inschrift diese mittelalterliche: VGO. HOC. F. OPVS. ARNVLFVS EP. PLEBI. DI., vollkommen in den Schriftcharakterern des römischen Mittelalters der Cosmatenzeit, durch Zufall auch in Worten und Namen mit Cosmaten-Inschriften übereinstimmend, so daß ich in nicht geringe Verwunderung geriet. Noch heute ist auf dem Tabernakel von St. Paul von Rom zu lesen: Hoc opus fecit Arnolfus cum socio suo Petro.

So unvergleichlich groß hier die Natur, so groß ist hier auch der Blick in die Geschichte Roms. Corfinium war das jahrelange Centrum der gewaltigsten Revolution Italiens, jener schrecklichen Empörung der Bundesgenossen gegen die Privilegien der Alleinherrschaft Roms. Hier machten die heldenhaften Marsen, die Samniter und andere Völkerschaften den italischen Bund, rissen

sich von Rom los, stellten Consuln und Senat unter Quintus Silo auf, und nannten Corfinium fortan Italica. In furchtbaren Kriegen erkämpfte sich die Commune der italienischen Völker das römische Bürgerrecht; andere sociale Kämpfe folgten, auch der große Sklavenkrieg; die Gestalten des Marius und Sulla, Octavius, Cinna, Sulpicius Rufus, selbst Pompejus und Cäsar, erscheinen vor dem Blicke des Wanderers, der diese galvanische Kette von erschütternden Kämpfen der Demokratie mit der Aristokratie, des Volksstaats mit dem Privilegium verfolgt, bis sie zur Erscheinung des Christentums und seiner demokratischen Ideale führt. Sie endet hier nicht; der Kampf ist ewig wie sein Princip.

Während wir hier auf dem sonnigen Plane Corfiniums jenen Revolutionen und Bürgerkriegen um die Gleichberechtigung der italienischen Communen nachdenken, rufen die Communisten in Paris die Städte Frankreichs auf: sich zu einem Bunde wider das alte Staatsprincip der Centralisation zu vereinigen, und sie stürzen die Cäsarsäule um, sie werfen die Petroleumfackel in die herrlichsten Monumente des Kaisertums und des Königtums; sie machen aus dem großen Paris einen flammenden Scheiterhaufen. Wenn je Vernunft und Recht einem Bürgerkrieg zum Grunde lag, so war es in dem marsischen. Ein Körnchen Vernunft fand auch Bismarck in dem tollen Hexensabbat der pariser Commune. Dieselben fanatischen Züge der lateinischen Parteifurie, auch etwas von der wilden Großartigkeit römischen Wesens haben wir sicherlich in jenen Excessen der jüngsten pariser Vergangenheit gesehen. Vielleicht wird die Nachwelt besser als wir

im Stande sein den wüsten Unsinn dort vom Sinn zu scheiden, und diesen Ausbruch socialer Krankheitsstoffe milder, weil geschichtlicher beurteilen. Die neuere Geschichte Frankreichs bietet in Wahrheit eine starke Analogie mit der des alten Rom dar.

Schon achtzig Jahre lang durchkämpft dieses Land seine Revolutionen und schwankt zwischen Republik und Kaisertum. Der römische Cäsarismus hat seltsamer Weise keinen Boden in Italien gefunden, wo er entstand, sondern ist nach Frankreich hinübergewandert. In Italien aber ging die römische Centralisation nicht auf den Staat, sondern auf die Kirche und das gewaltige Papsttum über. Gar sehr wären die Italiener zu beklagen, wenn sie mit der Zeit aus ihrer neuen Hauptstadt Rom einen Vampyr ihres Landes machten; dann dürfte später ein Corfinium nicht fehlen. Zu sehr sind schon die Unterschiede und Autonomien der Provinzen hier verwischt worden, und nur die starken Traditionen und auch Ueberreste der mittelaltrigen Commune machen bei der Neuheit des Einheitsstaats dessen Uebelstände heute noch nicht fühlbar.

Dort unten ragen aus der Tiefe von einem Hügel dunkle Häusermassen auf und die Türme einer Kathedrale! Es ist Sulmona, und die Gestalt des heitern Dichters der Metamorphosen und der Heroiden, dann des unglücklichen Verbannten steht vor uns. Ovid war der rechte Mann, die tiefsinnigsten Betrachtungen über den Wechsel des Glücks anzustellen. Zu den wilden, in Felle gehüllten Skythen des Schwarzen Meers wurde er aus der glänzenden Culturwelt Roms verschlagen. Wie oft mag er nicht dort an diese Berge und Täler seiner Vaterstadt

hier und an die Spiele seiner Jugendzeit am Fuße des Majella sehnsuchtsvoll zurückgedacht haben!

Eine andere geschichtliche Gestalt, so verschieden von der Ovids wie Nacht vom Tag, wie ein büßender Heiliger von einem leichtsinnigen Heiden, erscheint gleich hinter Sulmona, und belebt für den Kundigen jenes purpurblaue, leise von Schnee umschleierte Gebirge Majella mit phantastischen Scenen des Mittelalters. Dort ward aus seiner Einsiedler-Grotte ein scheuer Waldbruder auf den Tron des Papstes gesetzt: Cölestin V., der Vorgänger Bonifacius' VIII. In S. Maria di Collemaggio vor Aquila, wohin er von jenem Berge durch den König Karl von Neapel zu seiner Papstkrönung geführt wurde, liegt er begraben, und dort sah ich eben sein Denkmal. Seine Geschichte ist die seltsamste Episode des Papsttums, ein Heiligen-Poëm, duftend von mittelaltriger Romantik, unvergleichlich und einzig in den Annalen der Päpste.

Da steht noch ein anderer echtester Sohn des Mittelalters auf demselben wunderbaren Berg Majella: Cola di Rienzo, der letzte Tribun von Rom, jetzt im Exil, nicht mehr in den goldbrokatenen Mantel von weißer Seide gehüllt, sondern in die Kutte jener Cölestiner, welche der Einsiedler-Papst gestiftet hatte. Auch er ist Einsiedler auf dem Majella. Fünfzig Jahre nach Cölestin erschien er auf jenem Berge. Nach seinem Sturz vom Capitol im Neapolitanischen umherirrend, flüchtete er sich in diese Wildnisse, lebte mit den Eremiten, versenkt in Träume von der neuen Weltreform, zu welcher er sich berufen glaubte. Von dort machte er sich auf den Weg nach Prag, dem Kaiser Karl die Weissagungen der Eremiten des Abruzzen-

landes und seine genialen Ideen mitzuteilen. Es sind wol weite Perspectiven in die Geschichte, die sich dem Blick des Wanderers hier in Corfinium aufthun: Quintus Silo, Ovidius, Cölestin V., Cola di Rienzo. Wo man in Italien auch gehen mag, in diesen Paradiesen der Natur, die immer wechseln und vom Schönen zum Schöneren führen, überall rauschen die Quellen der Geschichte. Ueberall steigen von der Mythe bis auf unsere Gegenwart herab Geister und Gestalten der mächtigsten und reichsten Geschichte auf, die ihren Bezug auf die Welt nimmt. Es gibt kein Land der Erde das so durchgeistigt ist, so an allen Gliedern vom Blut der Civilisationen pulst und lebt wie dieses. Wenn es heute monumental versteinert erscheint — es wird diese Maske sprengen. Dieses unerschöpfte Saatfeld der Cultur hat noch eine andere Mission als diese: der Kirchhof großer Vergangenheit zu sein. Der glänzende Lebensgeist dieser Nation, voll Kraft und Schönheit wird, so hoffen wir, einmal wieder erscheinen wie zu Dante's und Raffael's Zeit!

Wir bestiegen unsern Wagen, und gelangten bald nach Rajano, einem nur kleinen Ort am Ende der Hochebene, von wo aus man zur Costa, der mächtigen Flanke des Gebirges, aufsteigt, welches man sodann viele Stunden lang durchziehen muß um zum Fucinus abzusteigen. Im Zickzack geht es mühsam aufwärts. Wir nahmen in Rajano einen Vorspann von Ochsen. So weiter fahrend gerieten wir mitten in eine große Heerde von Schafen und Ziegen, welche Hirten, gigantische Männer, das Schafsfell auf der Schulter, die Lanze in der Hand, langsam in das Gebirge hineintrieben. Seither

sahen wir weit und breit dessen Abhänge von Heerden bedeckt, die dort übersommern. Zottige Hunde von der Größe der Bernhardiner bewachen sie; sie tragen um den Hals ein starkes mit Eisenstacheln besetztes Lederband zur Schutzwehr gegen den Biß des Abruzzenwolfes.

Wir kamen auf die erste Höhe oberhalb Rajano, von wo aus die Ansicht des Gran Sasso, des Golgano-Gebirges, des Majella und dieser ganzen gewaltigen Alpennatur immer neue Scenerien bildete. Hinreißend ist der Blick in die ungeheure Wildniß rötlicher Felsenmassen, die kühn in einander geschoben und tausendfach in Schluchten aus einander gebrochen sind, dahinter der Gran Sasso in dunkler Majestät hervortritt. Das Flußgebiet des Pescara versinkt nun; man kommt durch ein Tal, nach dem Castell Curiana Siculi; dann öffnet sich ein ödes Gebirge zu einem Paß, welcher wie viele ähnliche in der Schweiz, Furca genannt wird. Wir erreichten diese Höhe um 12 Uhr Mittags. Sie mochte mehr als 4000 Fuß über dem Meer betragen; aber die Luft wehte mild und sanft; Lerchenlieder ertönten über uns, und aus einem Gebüsch flöteten auch Nachtigallen.

Wir begegneten auf der Furca den letztern vereinzelten Reitern und Fußgängern; seither sahen wir in dieser Alpenwildniß nur kletternde Schafheerden. Seitwärts führen Pfade für Saumthiere nach Alba und Avezzano, deren Anlage uralt ist; sie dienten im Mittelalter als Militärstraßen. Durch Felsengründe, über weite braune Hochflächen, ging es so stundenlang fort. Freunde in Rom hatten unsern Entschluß dieses wilde Land zu durchreisen bedenklich gefunden, denn nächst Ca=

labrien sind die Abruzzen das verrufenste Theater des Brigantenwesens. Bis zum Jahr 1860 waren sie von Räubern viel geplagt, und auch jetzt treiben solche ihr Wesen im Gebiete von Sulmona. Unser Fuhrmann ward nicht müde uns haarsträubende Geschichten aus diesen Bergen zu erzählen, wovon mir eine im Gedächtniß geblieben ist. Sieben Brüder, alle von Löwenstärke, Aquilaner, wurden eines Tages Banditen, zogen in dieses Gebirge hinauf, raubten und mordeten, schleppten Gefangene mit sich, erwürgten Nachts Hunderte von Schafen reicher Besitzer. Fünf Brüder kamen um, zwei verschollen. Bürger von Aquila, welche ein paar Jahre später rohe Seide auf den Markt von Triest brachten, erkannten diese Räuber in zwei Kaufleuten, die dort ein blühendes Geschäft gegründet hatten. Die österreichische Regierung lieferte sie der italienischen aus, und diese Banditen sitzen heute in einem Turm zu Aquila, wo sie ihr Todesurteil erwarten.

Noch eine Höhe, und vor uns thut sich eine meilenweite Tiefe auf, prachtvoll umrahmt von himmelhohen Gebirgen, welche aufsteigende Gewitterluft dunkel stimmt. Zur Rechten ragt ein herrliches System von Bergen auf, deren höchstes Haupt, eine Doppelpyramide von großartigen Linien, noch Schnee bedeckt. Das ist der Monte Velino, welcher das Gebiet Aquila's von dem Alba's scheidet; zu seinen Füßen liegt das Schlachtfeld Conradins, und tiefer unten der Fuciner-See. Ich war doch sehr enttäuscht. Ich hatte mir vorgestellt einen weiten blauen Wasserspiegel plötzlich aufblitzen zu sehen, nun trat der See, von den Bergen und der Luft ver=

dunkelt, kaum aus der Tiefe hervor, grau und bleiern anzusehen. Wie ein Sterbender der vom süßen Leben Abschied nimmt, erschien er mir, und dies erfüllte mich ganz mit Unwillen und Mißmut.

Erst als wir uns um eine Stunde ihm genähert hatten, begann er doch blau hervorzulächeln, und sich als ein noch immer mächtiges Becken zu zeigen, so groß etwa wie der See von Bracciano. Doch wird er kaum noch dessen Umfang von 21 Millien haben. Er hatte in den Zeiten seiner Fülle deren 35. Bis auf 15 Millien schien er mir eingeschrumpft. Ueber braunes Gelände stiegen wir zu dem nächsten Ort am Seeufer abwärts, Cerchio genannt, einem Castell, das jetzt 4 Millien weit vom See zurückgetreten ist. Wir rasteten unterhalb desselben in einer einsamen Schenke und fuhren dann weiter nach Avezzano. Ueberall sahen wir Menschen thätig Wege zu machen, Brücken zu bauen, behauene Steine fortzuschaffen — ein rühriges Leben zeigte sich, durch die Austrocknungsarbeiten in Bewegung gebracht. Lachende Uferhöhen, jetzt weit zurückgetreten, mit üppiger Garten- und Wein-Cultur, steigen über der trefflichen Fahrstraße auf. Ein großes Schloß mit hohen Mauern und Zinnen zeigt sich über einem ansehnlichen Ort: das ist Celano, einst neben Alba und Tagliacozzo eine der Hauptstädte des Marsenlandes im Mittelalter.

Das alte Marsenland, von der Consularstraße auch die Provinz Valeria, dann Abruzzo genannt, reichte bis zum Fuciner-See. Weder für das Altertum noch für das Mittelalter sind seine Gränzen genau bestimmbar. Ueber seinen mittelalterlichen Schicksalen aber liegt Dunkel

oder unentwirrbare Verworrenheit. Am Anfang des siebenten Jahrhunderts wird Valeria als bischöfliche Hauptstadt der Marsica genannt, aus welcher der Papst Bonifacius IV. stammte (608—615). Ob diese Stadt unterging, ob sie das alte Marruvium war, ob es je eine Civitas Marsicana gab, ist ungewiß. Als die Langobarden die alten Römerstädte in Besitz nahmen, behielt die Marsenlandschaft am See doch ihren antiken Namen, und wurde ein Gastaldat. Der Castaldius Marsorum findet sich oft in Urkunden des achten Jahrhunderts genannt, wie die Städte Celano, Transaqua, Atrano, Alba u. a. In Celano mochte er seinen Sitz gehabt haben. Als sodann die Langobarden-Herzoge von Spoleto den Franken erlagen, wurde der Gastaldat in eine Grafschaft verwandelt. Die Marsengrafen datiren, wie es scheint, vom Kaiser Ludwig II. her. Fränkische Geschlechter verdrängten die langobardischen. Im elften Jahrhundert wird das Haus der Grafen Trasmundus, Berardus und Oderisius namhaft, welches von den Karolingern abzustammen behauptete. Die Grafen von Celano waren noch mächtig zur Zeit des Kaisers Friedrich II., von dem sie abfielen und sich zum Papst wandten. Neue Verhältnisse entstehen hierauf mit den Anjous. Da dringen die römischen Orsini in das Gebiet des Fuciner-Sees; am Ende des dreizehnten Jahrhunderts verleiht ihnen Karl II. von Neapel die Grafschaften Tagliacozzo und Alba. Mit ihnen kämpfen später um den Besitz des Marsenlandes die Colonna, nachdem Martin V. seinen Brüdern Alba und Celano erworben hatte. Die Colonna nannten sich seit 1432 Herzoge der Marsen, und sie besaßen

damals 44 dort liegende Orte mit Alba, Avezzano, Celano, Transaqua. Sie verloren Celano im Jahr 1463 an Antonio Piccolomini, den Nepoten Pius' II. Tagliacozzo und Alba behielten sie. Avezzano wurde zwar Eigentum der Orsini, doch nur für einige Zeit; die Colonna verdrängten sie aus dem Marsenlande.

Wir hatten keine Zeit für das einladende Celano übrig, sondern beschränkten uns auf Avezzano. Diese kleine Stadt liegt ganz flach, in üppiger Gartenlandschaft, drei Viertelstunden vom See entfernt. Sie hat noch alte Bauten gothisch-romanischen Stils und die stattliche Burg der Orsini. Der berühmte Gentilis Virginius baute sie im J. 1490; sie erinnert an das Schloß in Bracciano, welches Napoleon, des Virginius Vater, erbaut hatte. Marcantonio Colonna, der Sieger von Lepanto, erweiterte das Schloß, stellte dort Trophäen aus dem Türkenkrieg auf und schmückte die Säle mit Malereien, von denen heute nichts mehr übrig ist. Auf dem Portal der Burg sieht man noch die Inschrift, worin er sich nennt: Marsorum Talliacotiique Dux, Marchio Atisse Albe et Manupelli Comes.

Die Zeiten der Orsini und Colonna, dieser römischen Campagna-Könige, deren Namen und Thaten Jahrhunderte erfüllen, sind ins Reich der Sagen versunken, wie das Herzogtum der Marsen. Die Burg von Avezzano, heute Besitztum der Barberini Colonna, ist zur elenden Caserne heruntergekommen, und nur die Wappenschilder der Orsini und Colonna erinnern an ihre frühere Bestimmung. Der König der Marsen ist jetzt Torlonia. Er hat Geld und das Genie der Industrie. Nur ein paar Schritte weit

von dem alten Schlosse sieht man einen neu entstehenden großen Platz, an dessen Ecken zu lesen ist: Piazza Torlonia. Dort baut der Crösus Roms sich ein wohnliches Palais. Wo man immer steht und geht, hört man seinen Namen nennen. In den Marsenstädten verwünschten einst wol die armen Colonen und Lehnsvasallen den großen Namen Orsini und Colonna, denn dies waren Zwingherren, durch deren Ländergier das lachende Paradies am Fuciner-See jahraus jahrein mit Blut- und Feuerströmen bedeckt ward. Aber den unhistorischen Namen des Emporkömmlings Torlonia spricht hier Arm und Reich, Niedrig und Hoch nur mit Achtung und Dankbarkeit aus. Er hat Geld und macht das Marsenland aufleben. Tausende von Menschen bewaffnet er, mit dem Spaten und der Hacke, Tausende gewinnen ihr Brod von ihm; Aecker verpachtet und leiht er aus an Gemeinden und Familien. Meilenweite Landstrecken zaubert er aus dem See hervor; neue Städte wird er gründen; hundert Jahre lang weniger eines wird er der Marsenkönig sein und das neue Land besitzen, und dann dort ein Monument erhalten, welches den Ruhm dieses großen Seccatore oder Austrockners der Nachwelt überliefern wird.

Im Gasthause zu Avezzano forderten wir Fische aus dem See, boshafter Weise. Sie hatten sie nicht — zu Tausenden starben die armen Fische auf dem Ufer als die Wasserwerke in Bewegung gesetzt wurden. Silbern soll der ganze Uferrand von ihnen geglänzt haben. Was kümmern uns die Fische, so sagte die Wirtin, eine fanatische Anhängerin des Austrocknungsprincips, wenn wir nur den Acker gewinnen? Was kümmert uns der See, wenn

nur das Gartenland daraus hervorsteigt? Ein herrliches Land wird neu gewonnen, worauf einst blühende Gemeinden sich ansiedeln werden. Dies ist wahr; aber ein herrliches Werk der Natur wird zerstört, und Italien um ein Wunder der Landschaft, um eines seiner schönsten Juwele für ewige Zeiten gebracht werden. Ich kann mich nicht damit zufrieden geben, daß dieser entzückende See, in dessen blauen Wellen sich Jahrtausende lang jene majestätischen Berge und jene uralten Städte gespiegelt haben, nun für immer verschwinden soll. Ich fürchte, es wird über kurz oder lang auch dem Trasimenus nicht besser ergehen. Auch ihn wird man ins Meer spediren, um Acker und Weideland zu gewinnen, und wer weiß, welche neue mörderische Capitalisten und Austrocknungs-Menschen schon an seinen reizenden Ufern umherschleichen, und die Kosten berechnen, mit denen diese zaubervolle Dichtung der Natur in rentable Industrie-Prosa umzuwandeln sei. Ja, Geld und Dampfmaschinen trocknen die Poesie der Welt aus: nur wer ein Kaufmann ist, wird dessen froh.

Drei Millien weit ist das Seeufer zurückgewichen. Wo noch vor kurzem die Wellen wogten und der Fischer seine Netze auswarf, keimen jetzt grüne Saaten und sind weite Aecker mit Furchen durchzogen und mit Gränzmarken bezeichnet, welche das Wappen und die Initialen Torlonia tragen. Die Lerche nistet schon in dem neugewonnenen Land, und über ihm scheint sie, die wirkliche Tochter des Feldes, Jubellieder zu singen. Die Gemeinde von Avezzano erhob Proceß gegen Torlonia, indem sie

ihre Rechte auf das neue Land geltend machte; die Streitenden verglichen sich in einer Geldsumme.

Wir gelangten zu den Wasserwerken, und hier bot sich uns eine überraschende Scene dar, ein kleines Bild von dem Treiben am Suezcanal. Ein tiefer und breiter Canal ist vom Seeufer her ausgegraben: in ihn soll nach seiner Vollendung durch Durchstich des Dammes das Wasser eingelassen werden. Massive Schleußenwerke aus weißen Quadersteinen von der solidesten und saubersten Bauart sind dort aufgeführt. Im Canal und um ihn her waren Hunderte von Menschen geschäftig die Schlammerde in Körbe zu schaffen und diese auf den Köpfen hinwegzutragen, wo sie seitwärts zu einem Hügel aufgeschichtet wird. Es waren meist Weiber, welche diese Arbeit verrichteten. Ihre roten Kopftücher und bunten Trachten nach der Landesart von Sora brachten am Seeufer eine außerordentlich lebendige Wirkung hervor. Der neue Canal kommt jetzt wegen des vertieften Wasserstandes auch viel tiefer zu liegen als der frühere, durch welchen ein Teil des Sees schon abgelaufen ist. Er nimmt seine Richtung gerade auf den Monte Salviano, wo die antiken Emissare des Claudius liegen.

Wir sahen auch diese, drei kolossale Stollen übereinander, teils gemauert, teils in Felsen gehauen. Jetzt liegen sie hoch über der Fläche des Seeufers. Jenseit des Berges fließt bei Capistrello der Liris durch die Valle di Nerfa, worin er bei Cappadocia entspringt, und in ihn wird der Fucinus hinübergeleitet. Der Emissar des Claudius ist schon vom Kaiser Friedrich II. wieder gereinigt worden, dann hatte man nach Jahrhunderten, und

noch im Jahre 1826, den Versuch der Ableitung des Sees mehrmals wiederholt. Er glückte erst in unserer Zeit; eine Gesellschaft von Capitalisten, worunter viele Franzosen, übernahm vor etwa zwölf Jahren dieses große Werk. Der Emissar des Claudius wurde dazu vollkommen wieder in Stand gesetzt und breiter und tiefer ausgearbeitet. Torlonia nahm endlich das ganze Unternehmen auf seine alleinige Rechnung. Nach wenigen Jahren wird der Abzug des Sees vollendet sein.

Von oberhalb des Emissars des Claudius überblickt man gut dieses ganze Seegefilde mit den Bergen ringsumher. Südwärts treten auch die Gebirge von Sora hervor; ich erinnerte mich bei ihrem Anblick meiner Wanderungen dort am Liris. Vor fünf Jahren wollte ich von Sora, wo ich Cholera-Quarantäne halten mußte, nach Avezzano fahren, aber die Briganten versperrten mir damals diesen Weg. Auch die Gebirge des Majella schimmern weiß vom Osten herüber. Doch mit magischer Gewalt zieht immer wieder der Monte Velino die Blicke an sich. Wenn man sie anderswo hinwendet, muß man bald wieder diesen Berg betrachten. Mit seinen Schneeflächen auf beiden Gipfeln funkelt er so wunderbar, als bestünde er aus massivem durchsichtigen Diamant. Er scheint nicht das Licht des Himmels zu empfangen, sondern aller Glanz dieser Lüfte scheint von ihm selbst auszustralen, als ob er allein Berge, Ebenen und den See beleuchtete.

Welch ein prachtvoller Spiegel muß der See in seiner ganzen Fülle gewesen sein! Auch jetzt noch erscheint er so zaubervoll im Abendglanze, daß man wähnen mag,

Nymphen und Galateen auf Muschelwagen aus seinen Fluten heraufsteigen zu sehn. Die Nymphen werden bald sterben wie die armen Fische, ihre krystallenen Paläste bald Heuschobern Platz machen. Die Gestirne des Himmels, die sich noch in der märchenhaften Flut mit Entzücken spiegeln, werden bald von ihrem Götterfreunde Fucinus Abschied nehmen müssen. Da fahren noch dunkle Nachen bei Transaqua! Dort weiter wirbeln weiße Dampfwolken auf. Es sind wol Maschinen, die dem armen See die Seele aus dem Leibe pumpen. Torlonia, der große Seccatore der Natur, ist taub für das Flehen der Nymphen; er fürchtet auch nicht die aufgesperrten Rachen der Fische, die ihm im Traum erscheinen. Er glaubt nicht mehr an die Mythologie Ovids. Er hat Geld und kann daher den Göttern trotzen, die täglich bankerotter werden. Wenn er wenigstens die im See versunkenen Städte, Marruvium und Pinna, wieder hervorbrächte! Eine Fabel sagt, daß sie dort begraben seien.

Wir nahmen in der Frühe einen Wagen um nach dem Schlachtfelde Conradins und weiter nach Tagliacozzo zu fahren. Es war ein entzückender pfingstsonniger Morgen. Der Monte Velino mit seinen Schneefeldern, alle die prachtvollen Berge umher, der blaue, sonnige Seespiegel, die betürmten Castelle auf den grünen Hügeln glänzten in unbeschreiblicher Klarheit: es ist all zauberisches, trunken machendes Licht hier und durchgeistigte Form wundervoller Linien und Gestalten, entzückender Täler und hereinschimmernder Fernen, in Großheit ruhender Felsenberge. Mit Worten kann man dies nicht sagen. Nicht in den sonnigsten Träumen würde die Phantasie

eines Dichters, und wäre es Homer oder Dante, eine Scenerie von solcher ätherischen Schönheit anzuschauen vermögen, als diese hier am Fuciner-See, als dieses magisch stralende Theater für das dunkle Trauerspiel „Conradin". Nur noch ein Schlachtfeld kenne ich von gleich großer, obwol anderer Magie: es ist jenes wo der letzte Gothenheld Tejas am Golf des Vesuv fiel.

An den Velino lehnt sich diese ganze große Scene an; wie einen Teppich hat sie ihm die Natur huldigend zu Füßen ausgebreitet, See und lachende Ufer, Hügel und Täler, die palentinische Ebene und den Fluß Salto, der diese durchzieht. Vorhöhen gehen vom Berg aus, worauf alte Burgen der Marsen stehen, verfallen und vom Epheu umwildert, Castelle des Mittelalters mit Kirchen, Klöstern und Schlössern. Zur Rechten erhebt sich wie ein grünes Eiland (und einst ragte es wol aus den Fluten des Fuciner-Sees hervor) ein Felsenhügel; auf ihm steht das märchenhafte Alba Marsorum oder Fucentia, mit Resten von cyklopischen Mauern und antiken Tempeln. Dort trauerte einst, in der Gefangenschaft der Römer, Perseus, König von Macedonien, ein Schicksalsgenosse Conradins. Wie ein Verzauberter mußte er sich hier in diesem fernen Alba vorkommen, und wol gab es kaum einen reizenderen Kerker für einen König. Unterwärts ragt Androsano auf. Weiterhin steht auf einer sanften Höhe im Grün Magliano, und hoch darüber auf dunklen gigantischen Felsenmassen zeigen sich Massa und Corona, und Rosciolo. Der Imele, der auch Salto heißt, in den Velinofluß, durch ihn in die Nera und so in den Tiber fällt, schlängelt sich in Windungen an diesen

Bergen durch ein Tal, an dessen anderer Seite sich das mächtige Gebirge Fonte Celeste erhebt. Auf dessen Abhängen steht Tagliacozzo; aber noch sehen wir diesen Ort nicht.

Mit verzweifeltem Entschluß gaben wir Alba auf und fuhren geradeswegs zur palentinischen Ebene. Erst kamen wir durch den kleinen von Gärten umkränzten Flecken Capella. Hier ist schon das palentinische Feld, welches sich unterhalb Scurgola und weiter bis in die Nähe von Tagliacozzo ausbreitet. Es ist geschlossen rechts durch den Berg S. Nicola, auf welchem Scurgola steht; auf derselben Seite umkränzen es die Bergzüge von Magliano und die von Alba. Alba gegenüber liegt der Hügel S. Felice, wo der Tradition nach der alte Erard von Valery hinter Gebüsch jene Nachhut aufgestellt hatte, welche die Schlacht entschied. Noch heute nennt man dort einen Ort Le difense. Im Hintergrund schauen hervor der schneebedeckte Monte S. Antonio, die hohen Berge von Capistrello und Corcomello und viele andere gigantische Häupter. Die Talebene zwischen Scurgola und S. Felice ist die Palenda, allwo das Centrum des palentinischen Feldes, welches vom Salto durchflossen wird. Karl von Anjou war von Aquila durch den Paß des Monte Velino hergekommen. Seine Stellung hatte er auf der rechten Seite des Salto unterhalb Alba genommen. Auf der Valeria von Tagliacozzo war Conradin gekommen, und hatte links des Salto sich aufgestellt, an der Villa Pontium unterhalb Scurgola. Eine Nacht lang standen so die feindlichen Lager ge-

trennt, bis der Senator Roms, Don Arrigo von Castilien, den Salto überschritt und den Kampf begann.

Die Schlacht ist von den Chronisten jener Zeit mit verschiedenen Namen, nach Tagliacozzo, nach Alba, nach dem Campus Palentinus und Scurgola benannt worden. Auch Dante sagt:

e là da Tagliacozzo,
Dove senz' arme vinse il vecchio Alardo.

Dies beweist nur, daß Tagliacozzo zur Zeit Dante's der größte Ort jener Gegend war, während Scurgola nur ein kleines, wol von Alba angelegtes Castell sein mochte, dessen Namen man kaum kannte. Unzweifelhaft muß die Schlacht von Scurgola benannt werden, denn der von Karl in einigen Urkunden als Schlachtfeld bezeichnete Campus Palentinus liegt Scurgola zu Füßen. Der bluttrunkene Sieger baute zum Andenken an die Schlacht auf dem Kampfplatze selbst das Kloster S. Maria della Vittoria, unmittelbar an der Brücke des Salto und nahe an der Villa oder dem Castrum Pontium, wo Conradin sein letztes Hauptquartier gehabt hatte.

Da ist der Fluß mit seiner Brücke! Pappeln umsäumen die Ufer. Weiber und Kinder waschen darin geschäftig. Nur ein paar Schritte weiter, und wir stehen vor schwarzen Trümmermassen von Mauern und Pfeilern: das sind die Reste der Abtei S. Maria Vittoria. Karl von Anjou besuchte bisweilen dieses Kloster, um in seiner Schlachterinnerung zu schwelgen. Ein paar seiner Urkunden sind von dort datirt. Man weiß nicht wann die Abtei unterging.

Wir eilten nach dem nahen Scurgola hinauf. Dieser

kleine Ort bedeckt mit wüsten labyrintischen Gassen den Abhang eines Felsens, dessen natürlicher Stein zum Teil als Straßenpflaster dient. Auf seiner Höhe steht die Hauptkirche S. Maria, angelehnt an die alte jetzt verfallene Burg mit einem Rundturm. Die Orsini erbauten sie, wie man mir sagte, dann gehörte sie den Colonna, die noch Barone von Scurgola sind. Ephen umwindet Mauern und Portal, dessen Wappenschild keine erkennbare Gestalt mehr hat.

Ganz Scurgola ist wie das Monument jener einen Schlacht. Mit Verwunderung liest man die historischen Namen dieser schmutzigen und engen Gassen: Via Carlo d'Angio, Via Corradina, Via Ghibellina. Selbst die Bewohner erscheinen wie lebendige Traditionen dieses Ereignisses; es ist ihr localer Ruhm und Stolz. Nur deswegen besuchen Fremde Scurgola. Wie in Benevent die Erinnerung an die Manfreds-Schlacht nicht erloschen ist, so weiß in Scurgola jeder von Conradin. Jeder gebildete Scurgolaner scheint die Geschichte seines Unterganges bis in die kleinsten Einzelheiten zu kennen, und könnte zum Führer für den Fremden dienen. Ein freundlicher Canonicus führte uns in die Kirche. Sie hat noch ein gothisches Portal aus der Zeit der Anjou, ist aber im Innern ganz erneuert. Der Geistliche zeigte uns als größesten Schatz seines Heimatsortes eine Madonna-Figur, welche Karl in S. Maria della Vittoria gestiftet hatte, und er beschenkte uns auch mit einer Zeichnung davon. Die Figur ist von Holz, übergoldet, eine sitzende Gestalt; sie hält das Kind auf den Armen, welches die Weltkugel in der Hand trägt. Es ist eine keineswegs barbarische

Arbeit, wol eher in Italien gefertigt als in Frankreich, wie das die Tradition in Scurgola angibt. Man fand die Statue unter den Trümmern jenes Klosters im Jahre 1757, und trug sie dann in die Kirche des Orts. Mit barbarischem Geschmack bekrönte man bei dieser Gelegenheit beide Köpfe mit goldenen Flitterkronen. In der Sacristei wird auch der hölzerne Schrein dieser Figur aufbewahrt. Er ist mit den Lilien der Anjou geschmückt und mit noch wolerhaltenen sehr bemerkenswerten Bildern feinster Ausführung ausgestattet, welche die Kreuzigung Christi und andere biblische Scenen darstellen.

Von der Burg und der Kirche herabsteigend wanderten wir noch im unteren Teile der Stadt umher, ob wir etwas Merkwürdiges entdecken möchten. Ein kleiner Platz mit der Aufschrift Piazza del Municipio erregte unsere Aufmerksamkeit, zumal durch das Wappen des bescheidenen Stadthauses, worauf geschrieben steht: Domus Universitatis Scurculae. Es enthält das Abbild einer Brücke und fünf Lilien. Der Bürgermeister des Orts, ein stattlicher alter Mann mit langem grauen Bart, erklärte mir, daß dieses Wappen von dem Castrum S. Mariae in Pontibus herstamme, welches die Tempelherren einst an der Salto-Brücke besessen hätten; es muß dies also das Castrum Pontium gewesen sein, wo Conradin lagerte.

Der Bürgermeister und andere Herren ergingen sich in Bewunderung über die deutschen Heldenschlachten, denen eben das große Frankreich erlag, und wir überdachten in erregter Stimmung den Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart, die Größe und den Fall unseres alten Reichs in der Hohenstaufenzeit, die langen Leiden

und Kämpfe unseres Vaterlandes, die darauf folgten: das Erwachen Barbarossa's in unseren Tagen, die späte Erfüllung der deutschen Messiashoffnung, das Wiedererstehen des Reichs der Hohenstaufen in den Hohenzollern. Was Heinrich VI. vergebens erstrebte, die Einheit Deutschlands unter einer erblichen Dynastie, das ist nun nach mehr als 600 Jahren erreicht worden. Die Hohenstaufen gingen unter, weil sie sich von dem nationalen Boden losrissen und den Schwerpunkt des Reichs in das fremde Italien verlegten, noch in den Träumen Dante's von der römischen Weltmonarchie befangen. Noch der edle Heinrich VII. büßte denselben Cäsartraum durch ein italienisches Grab. Welche Kämpfe und Revolutionen im Meinen und Denken, in der Politik und Religion der Völker, mußten erst durchgekämpft werden, ehe dieses römische Kaiserprincip überwunden werden konnte, ehe vor dem Angesicht des belagerten Paris, in dem Versailler Schlosse Ludwigs XIV., das deutsche Nationalreich verkündigt werden konnte! „Es muß das unschuldig vergossene Blut Chunradini allerweilen gerochen werden", so sagte noch zur Zeit Karls V. Reißner, der Biograph Frundsbergs. Das Blut Conradins ist gerochen für alle Zeit; auch die Sünden der Hohenstaufen an diesem Land Italien (wenn man nach den Rechtsbegriffen jener Zeit überhaupt von solchen reden kann) sind alle gesühnt. In Verklärung stehen die großen Schwabenkaiser auf den Gipfeln unserer Geschichte, deren glänzendste Heldengestalten sie bleiben werden, solange das deutsche Erinnern dauert.

Ich denke, keinem Deutschen war es je zuvor vergönnt, mit so gehobenen Gefühlen auf dem Schlachtfelde

Conradins zu stehen, als uns beiden am dritten Pfingsttage des Jahres 1871. Mit welchen Empfindungen würde heute der ehrwürdige Raumer diese palentinische Ebene betrachten, die er im Jahre 1817 durchforscht hat, zwei Jahre nach der endlichen Niederwerfung des ersten Napoleon. Wie fern lag damals ihm, der uns das Nationalwerk der Geschichte der Hohenstaufen liefern sollte, der Gedanke, daß er im Patriarchenalter den Sturz noch eines Napoleon und die Wiederherstellung Deutschlands zu einem nationalen Reich und zur ersten Macht der Welt erleben sollte!

So lange Unbill, so viel Hohn und Schimpf, Zerstückelung und Verwüstung erlebte unser Vaterland durch Frankreich seit den Zeiten der Anjou; in so lange Ohnmacht waren wir durch unsere eigene Zerrissenheit und jammervolle Schwäche versunken, daß uns heute wol erlaubt sein darf, unser Haupt voll Nationalstolz aufzurichten. Vom palentinischen Felde Scurgola's sei darum ein Jubelgruß dem Vaterlande dargebracht, dem ehrwürdigen neuen Kaiser vom Stamm der Hohenzollern, dem Wiederhersteller des Reichs, und allen den Männern des Geistes und des Schwerts, die uns dieses deutsche Reich so heldenhaft errungen haben. Ihre Namen und Thaten werden von Geschlecht zu Geschlecht und bis zur Mythe hinüberwandern, und wie auf dem Felde von Scurgola noch nach langen Jahrhunderten Enkel vergangenen Heroenzeiten nachsinnen, so werden solche einst auch mit Hochgefühl auf den Feldern von Wörth und Metz, von Sedan und Paris der großen Zeiten gedenken, wo das freie und einige Deutschland heiß erstritten ward.

Da ist Tagliacozzo! Ein aus der Ferne finster aussehender Ort mit der verfallenen Burg der Colonna auf dem Felsen droben, dicht zusammengedrängt und über mächtig ausstrebenden Bergrücken hingelagert. Einen Steinklumpen glaubten wir zu betreten, als wir durch das große stattliche „Marsen-Tor" einfuhren, und erstaunten dann einen freundlichen Platz mit schönem Brunnen vor uns zu sehen, umstellt von malerischen Gebäuden mit Logen oder mit gothischen Fenstern, oder von Renaissance-Palästen. Wir kehrten in einem Gasthaus ein, dessen palastähnliche Dimensionen, wie überhaupt die ganze großstädtisch aussehende Straße, uns in Verwunderung setzten. Hier müssen im 15. und 16. Jahrhundert reiche Familien unter dem Lehnsschutze der Colonna geblüht haben. Einen Gastfreund hatte ich dort, einen Patricier Tagliacozzo's, der mich in Rom oft eingeladen hatte, ihn in seiner Heimat zu besuchen. Dieser Herr war leider verreist, aber wir fanden vor des Apothekers Thüre seinen Neffen, einen jungen Mann, der nun mit Freuden die Rolle des Oheims übernahm. Seiner Güte verdankten wir es, daß wir alles Sehenswürdige dieses Orts kennen lernten. Er heißt in Urkunden Taliacotium, eine alte Stadt der Equer oder Cicolaner. Da man nun im Vulgär daraus Tagliacozzo machte, so erfand man das wunderlichste Stadtwappen: zwei Ritter die ein Wamms durchschneiden. So sah ich dieses Wappen im Gemeindehaus, welches sich in einem alten verlassenen Kloster eingenistet hat.

Hr. B. führte uns in mehrere altertümliche Kirchen und endlich in den Palast Colonna, ein burgähnliches

Gebäude, dessen obere Teile noch den gothischen Stil des 14. Jahrhunderts an den Fenstern zeigen, während das Portal aus der Renaissancezeit stammt. Das Wappen Aragons giebt zu erkennen, daß der Bau orsinisch ist, da mehrere Orsini in die Familie der Aragonen von Neapel aufgenommen waren. Dieses Schloß baute vielleicht Johann Jordan Orsini, der Feind Cesar Borgia's; er nannte sich de Aragonia, Conte di Tagliacozzo. Erst im Jahr 1499 fällte der König Federigo von Neapel das endgültige Urteil, daß Tagliacozzo und Alba und die Baronie Carsóli den Colonna gehören sollten.

Wir fanden im Innern großartige Säle mit alten Familienbildern, deren Namen niemand mehr zu sagen weiß. Fromme Schwestern haben jetzt dort Schulen für Töchter der untern und auch der besseren Stände eingerichtet. Wir verwunderten uns über die Jugend, selbst Anmut, und die feinen Weltformen zweier dieser „Schwestern", die aus Piemont nach Tagliacozzo gekommen waren. Sie zeigten uns bereitwillig die Räume des Palastes, worunter die Capelle mit alten Fresken sehenswert ist. Diese Gemälde, dem 15. Jahrhundert angehörig, sind stark übermalt. Eines ist eine vortreffliche Verehrung der Jungfrau und des Kindes. Auch die Loggia des Palastes ist sehenswert. Solche Logen mit einer Aussicht in die freie Natur pflegen nirgends in Baronalpalästen zu fehlen. Ich sah viele ähnliche. Die von Tagliacozzo erinnerte mich ganz und gar an die Loge des colonnischen Palasts in Genazzano, worin die Städte abgemalt sind, welche diese Familie besaß. Die Loggia von Tagliacozzo öffnet sich gegen den Monte

Velino hin. Sie ruht auf korinthischen Säulen. Auf den Wänden sind Frescobilder toscanischen Stils gemalt, Einzelfiguren von römischen Kaisern und Feldherren; auch Ovidius, in roten Gewändern, fast wie ein Cardinal anzusehen.

Wir besuchten zum Schluß und auf ausdrückliches Verlangen der „Schwestern" ihre Töchterschule, deren Local einer der großen Säle ist. Da mußten wir mit Inspectormienen Schreibhefte durchsehen, welche herbeizureichen diese Kinder nicht müde wurden, und auch einem geographischen Examen beiwohnen. Keine bessere Bestimmung kann so ein altes Baronalschloß heute finden, als die einer Schule. Volksschulen thun in Italien not; sie allein werden die tiefe Unwissenheit und auch die Unmoral zerstreuen, in welcher dieses Volk noch zum Teil versunken liegt.

Die reactionäre Partei war in Tagliacozzo sehr stark, wie man uns sagte, und noch zählt das alte neapolitanische Regiment dort seine Anhänger. Nach dem Jahre 1860 gab es hier blutige Zusammenstöße mit den Freischaaren genug, und heftige Fehden zwischen beiden Parteien. Dieses Wesen wurde durch die Nähe der römischen Gränze unterstützt, von woher die Reaction unterhalten werden konnte. Jetzt aber ist auch hier wie im ganzen Grenzlande Ruhe eingetreten, und die officiellen wie privaten Briganten sind verschwunden.

In Tagliacozzo endet die Via Valeria wie in einem Sack. Keine Fahrstraße führt in die Sabina, wohin wir gelangen wollten, nur Saumpfade gibt es über das steile Gränzgebirg. Wir mieteten Gebirgspferde, stark-

knochige große Thiere, welche diese steinigen Pfade zu klettern gewohnt sind. An einer Leine führte ein jedes sein Führer, gleich ihnen ans Klettern gewöhnt. So ritten wir von Tagliacozzo hoch aufwärts in die gigantische Bergwildniß hinein und acht Stunden lang fort über hohe Felsenmassen, durch tiefschattige Buchen- und Eichenwälder, in Rinnsalen von Bergwassern, über Flüsse und sie durchwatend, wo es keine Brücken gab. Wir kamen erst an der zerstörten Burg von Tagliacozzo vorbei, dann nach der wolkenhohen Rocca di Cerro, wo wir uns rückwärts wendeten, um von dem Theater des Marsenlandes Abschied zu nehmen. Es ist ein überwältigend großes Panorama von farbigen Bergreihen, die in riesigen Abstufungen übereinander zum Himmel steigen. Majestätisch steht der Monte Velino da; aus der Ferne stralen auch die Berge Sulmona's und die von Sora; während im Mittelgrunde die zersplitterte Burg von Tagliacozzo auf der schwarzen Felsenmasse sich monumental erhebt, und adlergleich in den Lüften frei zu schweben scheint. Mein Freund Lindemann, Meister der italienischen Landschaft, war hingerissen von der Erhabenheit dieser unvergleichlichen Scene. Sie würde ein Gemälde vom größesten heroischen Stil geben, und ich wünsche, daß er dies als Seitenstück zu seinem „Etna" malen möchte. Auch das Schlachtfeld Conradins mit dem Monte Velino im Hintergrund wünschte ich von seiner Hand einst gemalt zu sehen.

Ein entsetzlicher Pfad über Felsengerölle führte uns nach Colle, einem in der Wildniß an Abgründen schwebenden Felsennest. Auch hier machten wir die Bemerkung,

daß der Renaissancestil vom Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts die durchgehende architektonische Form in allen, selbst den kleinsten Orten des Landes ist. In diesen Castellen dauern Häuser, weil sie aus dem Stein des Gebirges erbaut sind, 300 und 400 Jahre unverändert fort. Selbst an den kleinsten und elendesten fanden wir oft die feinsten Renaissance-Fenster und Thüren. In den Abruzzen, schon von Antrodóco und Citta Ducale ab, bemerkten wir das Vorherrschen der Gothik. Sie scheint sich in jenem Land länger erhalten zu haben als im Römischen, wo sie nach der Mitte des 15. Jahrhunderts zu weichen beginnt. Beide Stilformen sind die architektonischen Charaktere in allen Landschaften, die wir durchzogen hatten.

Von Colle stiegen wir ab und senkten uns in einen prachtvollen Eichenwald, durch dessen Grund noch ein Nebenfluß des Salto, der Torano fließt. Dann erreichten wir Carsóli, und nach mehrstündigem Ritt durch entzückende Wildnisse unterhalb der öden und rauhen Gebirge von Riofreddo und Orícola, beim Mondeslicht endlich Arsoli an der Via Valeria, ein Feudum der römischen Massimi. Hier begrüßten wir mit Heimatsgefühl das alte römische Land wieder, die Campagna di Roma, wie jenes Gebiet schon dort genannt wird. Die Straße führt von Arsoli weiter durch das schöne Aniotal nach Tivoli, und dann nach Rom.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.







